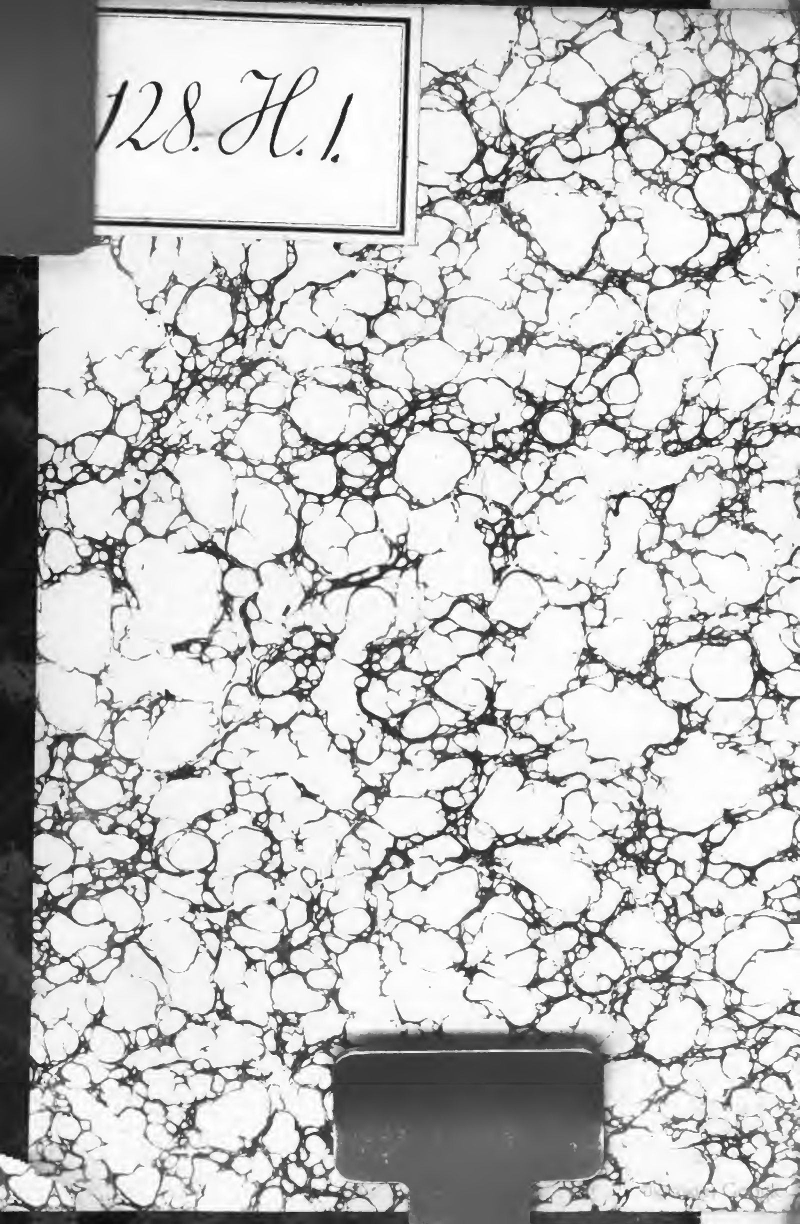
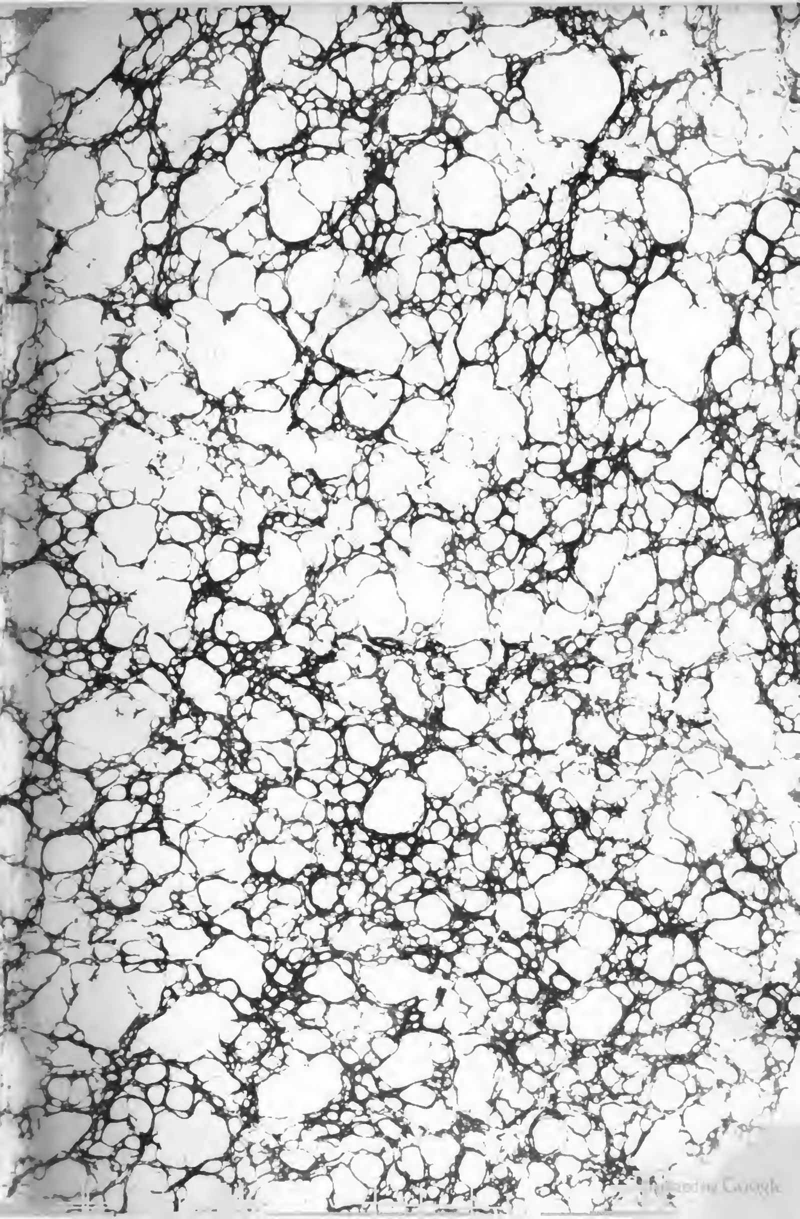

128. H. 1.



Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1866. — Einundzwanzigster Jahrgang — 1866.

Neunter Band.

Saat und Ernte.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1866.

Saat und Ernte.

Roman

von

Armand,
Verfasser von „Bis in die Wildniß“, „An der Indianergrenze“, „Ralph Norwood“
„Der Sprung vom Niagarafall“ ꝛc. ꝛc.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1866.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Erstes Kapitel.

Es war eine stille, sternüberfunkelte, aber sehr finstere Nacht, als drei Reiter durch einen der riesigen Urwälder Kentuckys auf einer rohen, ausgefahrenen Straße hintrabten, um, wie es schien, baldigst ihr Ziel zu erreichen. Einer derselben, ein herkulisch gebauter Neger, ritt in kurzer Entfernung voran und trug eine Fackel von Kienspänen, die er in der großen Faust emporhielt, um für die beiden Nachfolgenden den Weg zu erhellen. Der eine von diesen war ein hoher, stattlicher Mann von vornehmem Aeußern und dem Anschein nach in einem Alter von einigen vierzig Jahren. Er trug einen feinen Strohhut mit sehr breitem Rande, Rock und Beinkleider von grau und weiß gestreiftem Leinen, und gelbe wildlederne Schuhe ohne Sporen, woraus man schließen konnte, daß der Ritt kein sehr weiter sein würde.

Der dritte der Reiter war ein Knabe von etwa fünfzehn Jahren, ein Bild jugendlicher Schönheit. Seine feinen, edel geschnittenen Gesichtszüge mit griechischem

Profil waren von einer reichen Fülle dunkelblonder Locken umrahmt und von blauen, geistvollen Augen belebt. Auch er trug leichte Schuhe, Beinkleider von weißem Leinen, eine kurze, zierlich geschnittene Jacke vom gleichen Stoff und einen Strohhut.

„Reite hier rechts ab durch das Holz, Jack; vor uns in der Straße ist ein grundloser Sumpfplatz“, rief der ältere Herr dem Neger zu, indem er seinen prächtigen Rappen zum Schritt anhielt und noch halblaut vor sich hin sagte: „Man wird es gleich gewahr, wenn man in die Nähe eines dieser Demokraten kommt; für das wahre öffentliche Wohl rührt keiner die Hand.“

Der Schwarze bog von dem Fahrweg ab und folgte der Spur eines schweren Wagens, in welcher das hohe Buschwerk unter Ochsentritten und Rädern niedergebrochen war und welche nach einigen Schritten im Bogen wieder in die Straße einlenkte.

Abermals fielen die Pferde in raschen Trab, der Wald wurde lichter, und die Reiter erreichten ein Feld, an dessen Einzäunung hin sie einem Seitenwege folgten. Aus der Ferne schimmerte ihnen jetzt ein Licht entgegen; sie näherten sich demselben schnell, und bald darauf hielten sie unter dem dichten Laubdach uralter Bäume vor einem Blockhause ihre Pferde an, aus dessen offener Thür das grelle Licht eines Kaminfeuers hervorströmte.

In demselben Augenblick trat eine Mannsgestalt in den hellerleuchteten Eingang und fragte, die Hand über die Augen haltend:

„Wer ist da?"

Die Reiter waren abgestiegen, und während der Neger die Pferde mit den Zügeln an die Bäume befestigte, trat der ältere Herr, ohne auf die Frage des Mannes in dem Blockhause Antwort zu geben, bis in den Lichtschein vor denselben und sagte dann mit nicht freundlichem Tone:

„Ich bin es, Herr Randolph!"

„Sie, Herr Williams, und noch so spät?" erwiderte der Angeredete und ging dann mit den Worten: „Seien Sie willkommen und treten Sie ein", aus der Thür dem Angekommenen entgegen.

„Das Geschäft, welches mich zu Ihnen führt, Herr Randolph, werden wir wohl außerhalb des Hauses abzumachen haben", versetzte Williams und winkte seinem Begleiter, welcher sein Sohn Harry war, näher heranzutreten.

„Sie haben einen Mulatten Jeremias, der sich heute Nachmittag erfrecht hat, auf meinem eigenen Grund und Boden diesen meinen Sohn Harry zu schimpfen und ihm schließlich damit zu drohen, Hand an ihn legen zu wollen. Sie wissen, daß die gesetzliche Strafe dafür hart

an sein Leben treten würde. Ich will Ihnen nun das Kapital nicht in Gefahr bringen, welches Sie in dem Sklaven besitzen, da ich weiß, daß Sie es nicht gut entbehren können, ich verlange aber die sofortige Züchtigung des Mulatten und ersuche Sie, ihn zu diesem Zweck herbei zu rufen."

Randolph war sichtbarlich durch die Worte seines vornehmen Nachbars, des Herrn Williams, sehr unangenehm berührt, und für einige Augenblicke fehlte ihm die Antwort darauf, dann aber sagte er mit erzwungener Ruhe:

„Die Sache ist mir ebenso unbekannt als leid, Herr Williams, und Sie dürfen sich darauf verlassen, daß ich sie streng untersuchen und dem Manne die verdiente Strafe geben werde."

„Es scheint, Herr, daß Sie die Aussage meines Sohnes der des Mulatten unterordnen und nach dem Wort Ihres Sklaven einen Rechtsspruch fällen wollen; Sie vergessen aber, daß Sie kein Richter sind, und wissen vielleicht noch nicht, daß die Aussage eines Farbigen einem Weißen gegenüber vollständig nichts ist. Ich ersuche Sie um kurze einfache Erklärung, ob Sie den Mulatten augenblicklich stellen wollen, damit ihm mein Neger Jack fünfzig Peitschenhiebe gibt, oder ob ich die Sache morgen früh dem Gericht überweisen soll; geniren

Sie sich nicht und thun Sie, was Sie für Ihr Interesse am besten halten."

Bei diesen Worten hatte Williams die linke Hand in seinen Busen geschoben, schlug mit seiner Rechten die Reitpeitsche spielend gegen sein Beinkleid und blickte stolz auf den Farmer Randolph.

„Aber, Herr Williams", sagte dieser heftiger bewegt, „ohne alles Verhör einen Menschen auszupeitschen — Jerry ist mir immer ein treuer, zuverlässiger Diener gewesen!"

„Warum sind Sie nicht in Ihrem Staate Neuyork geblieben?" fiel Williams stolz und geringschätzend ein. „Dort konnten Sie nach Belieben Ihre Neger mit sich auf gleiche Stufe stellen und deren Rechte Ihren Nachbarn gegenüber in Schutz nehmen. So sind aber diese nordischen Krämerseelen; sie drängen sich zwischen uns, um unter dem Schutze unserer Rechte Geld zu verdienen, und wollen doch zugleich uns diese Rechte schmälern und uns womöglich Gesetze vorschreiben. Merken Sie es sich, Herr, daß für den Adel des Südländers der Farbige niemals etwas Anderes sein kann als der Sklave, mögen Sie ihn im Norden zu Ihrem Freund, zu Ihrem Herrn machen. Ich bin aber nicht hierher gekommen, um Ihnen Vorlesungen über südliche Institutionen zu halten, ich frage Sie nur, wollen Sie den Mulatten jetzt stellen oder nicht?"

Die ziemlich laute Unterhaltung der beiden Männer hatte nicht allein in dem Blockhause, sondern auch in den dahinterstehenden beiden Negerhütten Bewegung und Bestürzung hervorgebracht, denn man lief hin und her, von einer Thür zur andern, bei den letzten Worten Williams' aber trat plötzlich eine dunkle Gestalt neben dem Haus hervor und ging ruhigen Schrittes dem erzürnten fremden Herrn entgegen. Es war der angeschuldigte Mulatte Jerry selbst.

„Hier bin ich, Herr Williams; thun Sie mit mir, was Sie wollen", sagte er mit verbissenem Ingrimm. „Ihr Herr Sohn hat mich gereizt, hat mich einen Affen, einen Pavian genannt, weil ich in der Ferne an ihm vorüberging, ohne ihn zu begrüßen, und er drohte mir dann, mir den Hut von dem Kopfe zu schlagen. Halten Sie mich für schuldig, weil ich es fühlte, daß unser gemeinschaftlicher Gott mich nicht zu einem Thiere, sondern ebenso gut zu einem Menschen gemacht hat wie den Weißen, so strafen Sie mich."

Hiermit zog der Mulatte sein rothes wollenes Hemd über den Kopf, schlug seine kräftigen Arme vor der Brust zusammen und kehrte Williams den nackten, schön geformten Rücken zu.

„Jack", sagte dieser mit verächtlichem Tone zu seinem Neger, „gib ihm fünfzig Hiebe."

Der Neger trat vor, um den Befehl seines Herrn zu vollziehen, doch Randolph stellte sich ihm mit den Worten entgegen:

„Laß mich die Peitsche sehen, ob kein Draht hineingeflochten ist."

„Eine solche Nichtswürdigkeit kann nur ein Yankee einem Südländer zutrauen, Herr Randolph. Das sind Erfindungen aus dem Staate Neuyork, wo man den Schwarzen Menschenrechte predigt und sie zugleich schindet", versetzte Williams, als Randolph die Peitsche ergriff und sie untersuchte.

„Sind Sie nun durch den Augenschein zufrieden gestellt?" fuhr er dann noch heftiger fort. „So halten Sie mich nicht länger unnöthig hier in Ihrer Nähe, oder ich werde das Gericht statt meiner handeln lassen."

Randolph zitterte vor Wuth, dennoch drängte er bei dem Gedanken an die Gefahr, in welcher der Mulatte schwebte, die bösen Worte, die ihm auf die Lippen traten, gewaltsam zurück, nahm dem Neger die Fackel aus der Hand und gab ihm das Zeichen, mit dem Auspeitschen seines Sklaven zu beginnen.

Neben dem Blockhause hatten sich einige Negerinnen mit mehreren schwarzen Kindern an einander gedrängt und hielten, die wolligen Köpfe zusammensteckend, ihre im Licht der Fackel blitzenden Augen auf den vor-

nehmen Mann gerichtet, der ihresgleichen, ihren Gatten, ihren Freund, ihren Vater peitschen lassen wollte.

Auch in der Thür des Blockhauses, theilweise vom Kaminfeuer in demselben, theils auch von dem Fackellicht beschienen, hatten sich mehrere Frauengestalten aufgestellt, die bangend der Schreckensscene harrten und bald ihre entrüsteten Blicke nach Williams schossen, bald wieder sich Thränen von den Augen wischten.

„Go ou, Jack!“ („Vorwärts, Jack!“) rief Williams dem Neger zu. Dieser ließ die Peitsche über sich durch die Luft schwirren, und pfeifend fiel der Schlag auf die breiten Schultern des Mulatten. Derselbe zuckte unter dem brennenden Schmerz zusammen, veränderte aber seine Stellung nicht um einen Zoll breit, obgleich er schon wieder die Peitsche hinter sich kreisen hörte. Hieb auf Hieb in regelmäßigen Zwischenräumen, wie die Takte einer Melodie, fielen die Schläge auf des Sklaven Rücken, einer unter dem andern, wie die Linien eines Manuscripts. Dabei zählte der Neger jeden Hieb laut und strich dann die Spitze der Peitsche unter seinem Arme durch, um das Blut davon abzuwischen, welches sie aus der geschlagenen Wunde geleckt.

Randolph hielt die Fackel immer höher empor, und immer schneller und heftiger zitterte sie in seiner Hand, je mehr sich der Rücken seines Sklaven roth

färbte, und doch zählte Jack, der kolossale Neger, erst: „Fünfundzwanzig!"

„Herr Williams", rief Randolph plötzlich aus, „haben Sie denn kein menschliches Gefühl in der Brust? Ist es möglich, daß Sie einen Menschen kalten Blutes so zerreißen lassen können?"

„Jack, schlage keinen Hieb auf dieselbe Stelle, Du hast Raum genug für fünfzig", sagte Williams, ohne auf den Ausruf Randolph's zu achten, und: „Achtundzwanzig — dreißig!" zählte der Neger.

Der Mulatte hatte seine Stellung noch nicht verändert, seine Gesichtszüge aber waren andere geworden, verzerrte, verzogene, schmerzschreiende, und seine Augen hatten sich nach Williams hingewandt, als wollten sie ihn auf ihrem Spiegel lesen lassen, was in seiner Seele vorging.

„Vierzig!" rief Jack jetzt und zog die blutige Peitsche unter dem Arme durch, um sie wieder zu neuem Hieb durch die Luft schwirren zu lassen.

„Halt!" sagte Williams mit kalter lauter Stimme. „Es mag genug sein. Ich hoffe, der Bursche wird es in Zukunft nicht wieder vergessen, was er dem Weißen, den die Natur zu seinem Herrn machte, schuldig ist."

Zugleich gab er dem Neger einen Wink, die Fackel zu nehmen und nach den Pferden vorauszugehen.

„Sind Sie nun vollständig zufrieden gestellt und hat der Mann seine verdiente Strafe empfangen, Herr Williams?“ fragte Randolph jetzt mit fester Stimme.

„Vollständig“, antwortete ersterer und wandte sich mit einem kurzen „Gute Nacht!“ von dem Farmer ab, doch dieser folgte ihm rasch nach und sagte, seinem Zorne Luft machend:

„So nehmen Sie noch einen Rath mit auf die Reise. Lassen Sie sich nicht wieder bei meinem Hause sehen, oder ich möchte Ihnen für Ihre Unverschämtheit, für Ihren ungezogenen Hochmuth zeigen, daß der Nordländer mit Ihnen auf gleicher Stufe steht und gleiche Rechte mit Ihnen hat.“

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Randolph; Ihre Rechnung möchte falsch sein. Noch sind Sie und Ihresgleichen fremd hier, und Ihre Freiheitsideen zu Gunsten der Neger sind schon bekannter geworden, als es gut für Sie sein dürfte. Sie sollten mir danken, daß ich Ihren Sklaven nicht dem Gerichte überlieferte; Ihre Drohungen kümmern mich sehr wenig“, entgegnete Williams verächtlich, bestieg sein Pferd und ritt mit seinen Begleitern davon, während Randolph ihm noch einige unfreundliche Grüße nachsandte.

Im Innern des Staates Kentucky liegt ein anmuthiges schönes Städtchen, Danville, in dessen Umgebung viele der ältesten Geschlechter Amerikas seit einer langen Reihe von Jahren ihre Familiensitze hatten. Kentucky sowie sein Nachbarland Virginien, die beiden Musterstaaten der Union, waren der Hauptsitz des amerikanischen Geburtsadels, der seine Abkunft von den ersten Einwanderern in dieses Land und auch häufig von den Häuptlingen der durch dieselben vertilgten Indianerstämme herleitet, der aber nie seinen Stammbaum über den Ocean nach der alten Welt zurückführt, mögen dort seine Vorfahren auch Purpur und Kronen getragen haben.

Die Natur scheint in dieser neuen Welt Alles neu schaffen zu wollen und den Menschen nicht allein körperlich durch Kreuzung der vielen hier zusammentreffenden Völkerstämme und durch verändertes Klima zu einer neuen, eigenen Rasse heranzubilden, auch seinem Geist streift sie das Verbrauchte, das Abgelebte der alten Welt ab und läßt ihn selbstständig als neuen Keim in frischer Lebensfülle emporschießen, damit er sich kräftig und unabhängig in anderer Form entwickle, um nach Jahrhunderten unter dem Zahn der Zeit wieder altersschwach ebenso zusammenzusinken, wie der Stamm, aus dem er hervortrieb.

Eine der ältesten Familien Amerikas waren die Williams, die mit Stolz ihre Abkunft von dem einst so mächtigen Indianervolke, den Pocahontas ableiteten, welche in Virginien wohnten und den ersten englischen Einwanderern unter Kapitän Smith so kräftigen Widerstand entgegensetzten. Ein Williams war dem berühmten und hochgefeierten Frontiermann Daniel Boone, dem Schrecken der Indianer, der der Civilisation zuerst den Weg nach Kentucky zeigte, bald in dieses, damals noch wilde, aber schöne Land nachgefolgt und hatte sich in dem Thale, wo später Danville erstand, eine Heimat gegründet. Von der großen Strecke Landes, die er als äußerster Frontiermann in Besitz genommen hatte, verkaufte er nach und nach kleinere Stücke an die ihm nachziehenden Ansiedler, und als infolge der wachsenden Bevölkerung das Städtchen Danville erbaut ward, gab er für hohen Preis Grund und Boden dazu her und wurde dadurch zum sehr reichen Manne.

Die Besitzung dieses Williams war bereits in die dritte Nachkommenschaft übergegangen, doch die Wohnung stand noch immer auf demselben Platze, wenn auch an die Stelle des Blockhauses ein prächtiges steinernes Gebäude getreten, statt des Urwaldes ein wohlgepflegter Park und statt der natürlichen Quelle, wie sie dem ersten Williams unter einer Platane hervor entgegenspru-

delte, ein großes Marmorbecken zu ihrer Aufnahme erstanden war. Reiche Mais- und Tabaksfelder, sowie unabsehbare herrliche Wiesen breiteten sich nach allen Seiten um die Herrschaftsgebäude aus, und in einiger Entfernung von diesen standen in dem Schatten alter Eichen und Buchen einige zwanzig Blockhäuser, in denen die Sklaven ihre Wohnstätten hatten.

Der jetzige Eigenthümer der Besitzung war Herr William Williams, derselbe, der so eben dem Farmer Randolph den unangenehmen nächtlichen Besuch abgestattet hatte. Er war ein vornehmer Mann, der wegen seines Stolzes unter seinen Nachbarn zwar nur wenig Sympathie genoß, in der ganzen County aber hoch in Ansehen stand und seinen mächtigen Einfluß bei politischen Angelegenheiten des Staates immer sehr zur Geltung zu bringen wußte. Seine Hauptthätigkeit verwandte er auf den Anbau von Tabak, wobei er seine vielen Sklaven beschäftigt hielt und von welchem Artikel er jährlich eine Ernte erzielte, die ihm durchschnittlich gegen zehntausend Dollars einbrachte. Er stand in dem Rufe eines sehr strengen Herrn gegen seine Sklaven, die er zwar gut nährte und kleidete, die er aber über ihre Kräfte arbeiten ließ und denen er gleichfalls Sklaven zu Aufsehern gab, welche sie hart und grausam behandelten.

„Dieses gemeine Gesindel!“ sagte er verächtlich, als er von Randolph's Wohnung wegtrabte und die nachgerufenen Worte des Farmers noch sein Ohr trafen. „Kaum hat sich dieser Pöbel ein paar Neger und ein Stück Land zusammengeschwindelt, so will er den Herrn spielen und sich uns gleichstellen; und fragt man die Lumpe, woher sie kommen, so wissen sie kaum zu sagen, wer ihr Großvater gewesen.“

Bei diesen Worten drückte er den Hut fester auf den Kopf und trieb sein Pferd zu größerer Eile an.

Die wenigen Meilen bis zu dem Wohnsitze Williams' waren bald zurückgelegt. Kaum wurde das Fackellicht, welches ihm voranleuchtete, dort sichtbar, so sammelten sich viele farbige Diener vor dem Hause, um den gnädigen Herrn zu empfangen, und zugleich trat Madame Williams mit ihrem ältesten Sohne Ashmore und ihrer Tochter Olivia aus der Salonthür des ersten Stocks auf die Plattform der hohen Treppe, um ihren Gatten zu bewillkommnen, während ihr jüngster Knabe Charles demselben auf dem saubern Sandwege, der durch den Park nach dessen Einfahrtsthor führte, entgegensprang.

Wenige Minuten später kam Williams, mit dem kleinen Charles vor sich auf dem Sattel, im Schritt herangeritten, während sein Sohn Harry ihm vorange-

sprengt war und bereits bei seiner Mutter auf der Treppe stand.

„Halloh, Bruder Charles, kannst Du schon reiten?" rief Harry diesem zu, als sein Vater abstieg und den Kleinen vom Sattel hob. „Dann sollst Du morgen auch mit mir einen Ritt machen; da soll es aber lustiger gehen!"

„Harry", sagte Williams zurechtweisend, „ich bitte mir sehr aus, daß Du es Dir nicht einfallen läßt, Charles auf Dein Pferd zu nehmen. Wenn Du bei Deinem tollen Reiten Deine geraden Glieder brechen willst, so hast Du selbst dafür zu dulden, Andere aber sollst Du keiner solchen Gefahr aussetzen. Wenn Charles einmal fünfzehn Jahre alt ist, so wird er vielleicht ein noch besserer Reiter sein als Du. Nicht wahr, Charles?" setzte er hinzu, indem er dem Kleinen die Locken zurückstrich und, ihn an seiner Hand leitend, der Treppe zuschritt, wo ihm seine Gattin entgegenkam.

„Gott Lob, daß Du wieder hier bist", sagte diese, indem sie Arm in Arm mit ihm in den Salon schritt; „es war mir so bange ums Herz, Du rittest in solcher Aufregung von hier fort, und da fürchtete ich ernste Auftritte bei Randolphs."

„Ernste Auftritte bei solchen erbärmlichen Plebejern? Die dürfen es doch nicht wagen, zu uns aufzu-

sehen, geschweige denn ernste Opposition gegen uns zu machen; unser moralisches Uebergewicht ist zu groß", entgegnete Williams, indem er sich mit seiner Gattin zum Abendessen niederließ. „Freilich", fuhr er fort, „sie möchten sich gern neben uns stellen, man muß ihnen aber niemals die Zügel schießen lassen und ihnen bei jeder Gelegenheit in das Gedächtniß zurückrufen, wo uns gegenüber ihr Platz ist. Gibt man ihnen nur einen Finger, so nehmen sie die ganze Hand. Ich wette, die Neger dieses Herrn Randolph gehen nicht wieder an uns vorüber, ohne zu grüßen. Ich habe dieses brutale Volk lange genug beobachtet; wie aber der Herr, so der Diener!"

„Ehrlich gestanden", fiel Madame Williams ein, „ich habe immer eine sehr gute Meinung von diesen Randolphs gehabt, und soviel ich weiß, haben sie in der ganzen Umgegend einen außerordentlich guten Namen."

„Das ist immer der Fall mit solchem Gesindel. Solange sie arm wie die Feldmäuse sind, bleiben sie kriechend höflich, kaum aber haben sie festen Fuß gefaßt, so wächst der Hochmuth in ihnen auf und macht sich im Einklang mit ihrer Persönlichkeit durch Unverschämtheit und Grobheit kenntlich; gemein bleiben sie immer, und wenn sie sich mit Seide und Gold überdecken."

„Randolph aber ebenso wie seine Frau sollen sehr gebildete Leute sein, so sagt man allgemein“, bemerkte Madame Williams.

„Gebildet? Sie haben vielleicht etwas gelesen und wissen von diesem und jenem zu reden, aber durch alles Lesen und Lernen ist noch Niemand zum wirklichen Gentleman, zum Edelmann geworden; das liegt im Blute und wird bei der Geburt gegeben. Aus einem ordinären Gaul kann man mit aller Dressur doch niemals ein edles Pferd machen“, sagte Williams und wandte sich dann nach dem Negerknaben um, der an der fernen Wand hinter ihm stand und mittels eines Seils den großen, an Eisenstäben über dem Tisch hängenden Fächer hin und her fliegen ließ, um die drückende Schwüle des Zimmers durch Zugluft zu kühlen.

„Ben, Du scheinst einschlafen zu wollen, oder hast Du nicht Kraft genug, den Fächer stärker zu ziehen?“ rief er dem Knaben zu und befahl dann dem Mulattenmädchen, welches hinter seinem Stuhle stand, ihm ein Glas Eiswasser zu reichen.

Außer diesen beiden Dienern befanden sich noch fünf Farbige in dem Salon, welche der Winke der speisenden Herrschaft harrten. Sie waren aber sämmtlich sehr nachlässig gekleidet, sowie die ganze Ausstattung des Zimmers mehr auf einen Glanz vergangener Zeiten

deutete. Die Vorhänge, Spiegel und der Kronleuchter waren alt und schadhaft, die Möbel abgenutzt und die Oelfarbe der Thüren sowie der Gyps der Wände und der Decken hatten ihre weiße Farbe verloren. Dem kostbar geschnitzten hohen Credenztisch an der breiten Wand fehlte die Politur, und statt geschliffener Caraffinen mit verschiedenen Weinen und Liqueuren standen auf demselben auf einem großen altmodischen silbernen Theebret gewöhnliche Flaschen mit Cognac und Genevre.

Ashmore, der älteste Sohn, erhob sich zuerst von dem Abendtisch mit dem Bemerken, daß er auf die Hirschjagd gehen wolle, und zwar mit Fackellicht, wie dies im Westen Amerikas sehr üblich ist; Harry folgte ihm, um im nahen Flusse Nachtangeln für größere Fische zu stellen, und Charles war mit seiner Schwester Olivia fortgerannt, als auch Herr Williams und seine Gattin sich erhoben und vor der Thür des Salons auf der hohen Treppe auf der dort angebrachten Bank Platz nahmen. Sie hatten eine Weile neben einander gesessen, als Williams das Schweigen brach und sagte:

„Die kleinen Farmer, wie dieser Randolph, sind wahre Plagen für uns Tabaksbauer; sie verderben uns stets den Preis, denn sie arbeiten von der Hand in den Mund und müssen ihren Tabak verkaufen, sobald er gepackt ist. Wir großen Pflanzer würden uns vereinbaren,

nicht unter einem gewissen Preis loszuschlagen, und würden die Käufer in den Hafenstädten zwingen, uns denselben zu geben; was hilft uns aber unser Nichtverkaufen? Diese kleinen Lumpe liefern zusammen doch ein hinreichend bedeutendes Quantum, um den Nothbedarf zu befriedigen und unsere Vorräthe zeitweise entbehrlich zu machen. Meine ganze Ernte vom vergangenen Jahre liegt ja noch unverkauft hier, weil ich hoffte, daß der Preis in die Höhe gehen würde; statt dessen ist er jetzt niedriger, als er im verflossenen Winter stand. Nun kommt meine diesjährige Ernte noch hinzu, und beide zusammen könnten mir im günstigen Falle gegen achtzehntausend Dollars liefern, während sie mir zu dem augenblicklichen Preis vielleicht kaum zwölftausend Dollars einbringen würden. Das Kapital, welches ich darauf geborgt habe, kostet mich hohe Zinsen, und ich wurde schon wiederholt darum angegangen, das Geld zurückzuzahlen; was bleibt mir zuletzt übrig, als um jeden Preis zu verkaufen? Ich bin niemals in einer solchen Verlegenheit gewesen wie jetzt. Und an allem diesem sind lediglich jene erbärmlichen kleinen Ansiedler schuld, welche Gott danken, wenn sie nur ein paar Fässer Tabak ernten."

Hier schwieg Williams und sah gedankenvoll vor sich hin.

„Wenn Du nun einige Neger verkauftest und mit

dem Gelde das geborgte Kapital zurückzahltest?" nahm die Frau theilnehmend das Wort.

„Dabei würde ich nichts gewinnen, denn die Neger stehen im Verhältniß ebenso niedrig im Preis wie der Tabak; dann thue ich noch besser, ich verkaufe diesen und behalte die Arbeitskräfte."

„Du hast ja aber auch auf sie Geld für hohe Zinsen geborgt, und sie zu ernähren kostet Dich viel. Thätest Du nicht besser, wenn Du mit weniger Sklaven und ohne alle Schulden arbeitetest? Ich glaube, Du würdest mehr verdienen", bemerkte Madame Williams.

„Unser Haushalt ist zu kostspielig, wir geben zu viel Geld aus", versetzte Williams mit einem Tone, in dem ein leichter Vorwurf lag.

„Weniger der Haushalt, lieber Williams, als die Gesellschaften, die Gastfreiheit, womit wir unser Haus Freunden und Fremden öffnen. Mir thätest Du einen großen Gefallen, wenn Du hierin eine Aenderung eintreten lassen wolltest, denn das sind Ausgaben, für welche wir nichts erhalten."

„Die wir aber nicht ganz vermeiden können und die wir unserm Namen schuldig sind", sagte Williams, worauf abermals eine Pause eintrat, in welcher die Eheleute ihren Gedanken zu folgen schienen.

„Höre, Williams", begann nach einer Weile die

Frau, wie zu einem Entschluß gekommen, „laß mich bei dieser Gelegenheit nochmals einen Punkt berühren, den ich schon früher anregte, wenn wir uns auch nicht darüber einigen konnten. Es ist die Erziehung unserer Kinder, namentlich unserer beiden ältesten Söhne; so jung sie noch sind, so geben sie doch schon viel Geld aus, und ich glaube mehr, als uns bekannt ist."

„Du hast es immer mit den Jungen zu thun! Es ist besser, wenn sie frühzeitig Geld in Händen haben, dann lernen sie dessen Gebrauch und Werth kennen", entgegnete Williams halb unwillig.

„Ganz recht", fuhr die Frau fort, „aber sie sollten dabei überwacht werden und Nachweis über die Verwendung geben. Das geschieht aber nicht, sie kaufen und vertauschen Pferde, Hunde und Gewehre, ohne Dich oder mich darum zu fragen, und haben sie Schulden gemacht, so zahlst Du sie, ohne ihnen darüber eine Zurechtweisung zu geben."

„Einen edlen Keim darf man nicht einzwängen, soll er sich nicht auf Nebenwegen Luft machen; es ist das Blut der Williams, das in den Jungen tobt und sie zu wilden Streichen verleitet, das sie aber auch später ihrer Vorfahren würdig zum ritterlichen Gentleman macht. Jungen von ihrem Alter sind doch keine Kinder mehr und können nicht am Gängelbande geführt werden."

„Eben weil sie aus den Kinderschuhen heraus sind, müssen wir mehr für ihre Erziehung thun; sie haben nichts gelernt als reiten, jagen, fischen und nothdürftig eine Zeitung lesen", versetzte Madame Williams.

„Und die Verhältnisse ihres Vaterlandes kennen sie so gut wie irgend ein Amerikaner und können trotz dem besten Advocaten darüber reden", fiel Williams ein. „Ich möchte wohl wissen, ob Du einen talentvollern Jungen in unserer Gegend kennst, als Harry. Welch einen Brief er schreibt! Weder Du noch ich bin im Stande, es ihm nachzuthun."

„Und gerade für Harry ist mir am meisten bange. Er ist ein zu ungewöhnlicher Knabe, zu leidenschaftlich und lebenslustig und zu schön, als daß er den Weg gewöhnlicher Menschen gehen sollte; entweder es wird aus ihm ein sehr großer gefeierter Mann, oder er geräth auf Abwege und nimmt ein trauriges Ende", sagte die Frau noch mehr bewegt.

„Nein, jetzt muß ich aber lachen, Frau", entgegnete Williams rasch. „Ich glaube gar, Du hättest lieber einen dummen, häßlichen Tölpel zum Sohne, als diesen prächtigen Jungen, von dem in jedem Zoll der Keim zu einem Edelmann liegt! Mache Dir keine unnöthigen Sorgen, liebes Weib; Harry ist ein echter Williams,

ich bin stolz auf den Burschen, und er wird uns Freude und Ehre machen; laß ihn nur austoben."

„Heißer und inbrünstiger hat nie eine Mutter ihrem Schöpfer für ein Kind gedankt, als ich es für Harry that; es ist aber meine Liebe für den Knaben selbst, die mich für seine Zukunft bangen läßt; er ist nicht wahr, nicht offen und hat eine eiserne Verstellungsgabe", antwortete Madame Williams und setzte nach einer augenblicklichen Pause, als ob die Worte ihr entschlüpften, noch hinzu: „Ich glaube gar nicht, daß er fischen gegangen ist."

„Aber liebe Frau, jetzt wird es mir doch bald zu bunt! Wohin, um Gotteswillen, soll der Junge denn wohl gegangen sein?" entgegnete Williams unwillig und sah sie an, als warte er auf weitere Erklärung.

„Ich mag es Dir kaum sagen, Williams, denn es klingt unglaublich und lächerlich, und doch ist es wahr. Der Junge hat schon eine Liebelei mit einem Mulattenmädchen unseres nächsten Nachbars, des Herrn Baxton. Ich weiß es sicher, daß er schon verschiedene Male in der Nacht hinübergeritten ist, um sie zu sehen. Die Jungen gehen ja und kommen, wie es ihnen beliebt, wenn wir schon lange ruhig schlafen."

„Was sagst Du? Harry eine Liebelei mit dem Mulattenmädchen?" rief Williams und sprang von seinem Sitze auf.

„So ist es, und ich bin überzeugt, daß er jetzt wieder zu ihr geritten ist.“

„Das wäre doch mehr als toll. Harry eine Liebschaft und auf ein nächtliches Abenteuer ausgeritten — es ist ja gar nicht denkbar! Dieser Junge!“ sagte Williams außer sich vor Verwunderung und setzte dann lachend hinzu: „Nun, einen schlechten Geschmack hat er wahrhaftig nicht; es ist das schönste Mädchen in der ganzen Gegend. Jetzt will ich mich überzeugen, und ist es wahr, so werde ich ein ernstes Wort mit ihm reden.“

Hiermit ging er in das Haus und kam bald darauf mit Hut und Stock und mit einer Laterne in der Hand zurück.

„Ich will selbst sehen, ob sein Pferd fort ist oder nicht“, sagte er zu seiner Frau und eilte die Treppe hinab, den Negerwohnungen zu, in deren Nähe sich die Stallungen befanden.

Beim Eintreten in diese überredete er sich selbst zu dem Glauben, daß er das Pferd ruhend in dessen Stand vorfinden würde, doppelt groß aber war sein Erstaunen, als er den Platz leer fand. Einige Augenblicke war er unschlüssig, ob er selbst ein Roß besteigen und seinem Sohne nachreiten solle, nach einiger Ueberlegung jedoch hielt er es für zweckmäßiger, denselben zu Hause zu erwarten. Mit diesem Beschluß begab er sich wieder nach

der Wohnung und rief seiner Frau schon am Fuße der Treppe zu, daß sie Recht gehabt, daß das Pferd Harry's nicht im Stalle sei und daß auch dessen Sattelzeug fehle.

„Es ist mir lieb, daß Du Dich endlich einmal selbst überzeugst, wie sehr nothwendig es ist, die Jungen strenger zu überwachen, namentlich Harry, der bereits auf bösen Wegen ist", sagte Madame Williams, als ihr Gatte zu ihr trat.

„Ich werde hier sitzen bleiben, bis er zurückkommt, und ihm dann eine Lection geben, die er sobald nicht wieder vergessen soll", versetzte dieser und wollte sich auf die Bank niederlassen, seine Gattin aber nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Salon, indem sie sagte:

„Nein, Williams, das sollst Du nicht, Du würdest Dir unnöthig die Nachtruhe rauben und dann vielleicht härter gegen Harry sein, als es Dir morgen lieb wäre. Ungeschehen kannst Du es ja doch nicht machen."

„Sorge nicht, Frau", entgegnete er, indem er einen Armsessel nahe an den Eingang zog und sich darin niederließ; „ich werde dem Teufelsjungen nichts zu Leide thun, aber ein ernstes, böses Gesicht soll er doch sehen, damit er künftig solche Streiche unterläßt; ehrlich gesagt, ich wünsche, daß dieser der schlimmste bleiben mag, den er in seinem Leben begeht."

„Nun, wenn Du hier bleiben willst, so werde ich Dir Gesellschaft leisten“, sagte die Frau; „ich will nur Charles und Olivia zu Bett schicken und dann alle Lichter im Hause auslöschen lassen, denn sonst kommt Harry nicht herein.“

„Das würde ich an seiner Stelle auch nicht thun“, rief ihr Williams lachend nach, zog eine kleine Pfeife aus der Tasche, füllte sie mit Tabak und zündete sie an. Dann legte er sich behaglich in seinen Sessel zurück, schlug ein Bein über das andere und richtete seinen Blick durch die Thür hinaus auf den Sandplatz vor dem Gebäude, auf den das Licht der Salonfenster fiel.

Bald kehrte Madame Williams zurück, löschte die große Lampe, welche auf dem Tische stand, aus und setzte sich neben ihren Gatten an den offenen Eingang.

„Ich bin neugierig, welcher von den Jungen zuerst zurückkehrt; am Ende ist Ashmore auch auf Abenteuer ausgeritten“, begann Williams die Unterhaltung.

„Nein, das ist nicht der Fall. Ashmore ist gerade und offen, und was er in dieser Art begehen wollte, würde er bei Tage ausführen; er ist wirklich auf die Jagd geritten und wird vor Tagesanbruch nicht nach Hause kommen, denn wenn der Morgen graut, so geht er sicher noch einmal in den Wald am Flusse, wo die Turkeys (Truthühner) bäumen, um einen jungen Hahn in die

Küche zu liefern; er weiß, daß es mir angenehm ist. Ashmore hat ein edles, reines Gemüth voll Treue und Wahrheit und besitzt zugleich eine eiserne Willenskraft, Harry dagegen ist unzuverlässig, wenn auch voller Energie; er wird von seinen Neigungen, seinen Leidenschaften nicht blindlings hingerissen, sondern folgt ihnen vollständig bewußt und berechnet seine Schritte genau, doch immer nur für sein eigenes Interesse."

„Du beurtheilst ihn zu streng, liebe Frau", nahm Williams wieder das Wort; „es ist die zu rasch entwickelte übersprudelnde Lebenskraft, welche ihn bei allem seinem Thun und Treiben anspornt und die ihn dereinst zum großen Manne machen muß. Wer weiß, ob der Präsidentenstuhl ihm zu hoch sein wird!"

Zweites Kapitel.

Während die Aeltern sich über ihren Liebling unterhielten und sich dessen Zukunft mit einem Gemisch von bangen Zweifeln und hochfliegenden Hoffnungen ausmalten, hielt diesen ein schönes Mulattenmädchen ihres Nachbars Barton mit ihren zarten Armen umschlungen und preßte ihn fester und heißer an ihren ungestüm wogenden Busen, um ihn noch einige wonnige Minuten länger bei sich zurückzuhalten.

„Ich muß fort, Molly; es ist schon sehr hell geworden, und der Mond wird bald aufgehen; mein Bruder Ashmore ist auf die Jagd geritten, er könnte mir zufällig begegnen und würde es dann gleich der Mutter erzählen, daß ich so weit vom Flusse und zu Pferde gewesen sei.“

„Welche Angst Du immer hast, Du lieber Harry“, sagte die Mulattin mit bebender Stimme und spielte dem schönen Knaben mit ihrer kleinen Rechten in dem

seidenweichen Lockenhaar, während sie ihren linken Arm um seinen Nacken geschlungen hielt.

„Ich lasse Dich noch nicht von mir, und wenn Du um Hülfe schrieest", flüsterte sie mit zärtlicher Stimme und drückte ihre wollüstig vollen Lippen auf seinen fein geschnittenen rosigen Mund. „Du bist ja zu herzenslieb — zu süß — zu schön — ich möchte Dich ganz aufessen", sagte sie und küßte ihn bei jedem ihrer Worte heißer und glühender.

„Und ich möchte mich von Dir aufküssen lassen, aber ich muß wahrhaftig fort, Molly. Wenn mein Alter dahinter käme, daß ich bei Dir gewesen wäre, ich glaube, er würde wüthend", sagte Harry, sich den stürmischen Liebkosungen des schönen braunen Mädchens hingebend und seine Hand in der rabenschwarzen Lockenmasse vergrabend, die wild und ungezügelt über ihre sammetweichen Schultern hinabhing.

„Du hast mich doch nicht so recht lieb, Harry, und küssest mich nicht gern, sonst würdest Du nicht so eilen", seufzte die Mulattin und heftete ihre großen, dunkeln Augen mit wildem Feuer auf den schönen Knaben.

„Ja, Molly, ich habe Dich sehr lieb", flüsterte er mit leiser Stimme und schlang beide Arme leidenschaftlich um das Mädchen.

„O Du süßer, lieber Junge, ich beiße Dir ein Stück

aus Deinem schönen Mund", rief sie halblaut und faßte seine Lippen mit ihren blendend weißen Zähnen.

„Du!" schrie er mit unterdrückter Stimme. „Du wärest es im Stande! Jetzt muß ich aber gehen; sieh, es wird ganz helle", fuhr er fort, indem er von der Bank aufsprang und um sich durch das Rankengeflecht der blühenden Lianen schaute, welches die Laube bildete.

„Morgen Nacht aber kommst Du wieder, dann will ich Dich noch viel, viel lieber haben, sollst sehen, ich bringe Dich vor Liebe um!" flüsterte die Mulattin und zog den Knaben nochmals an ihren Busen; er aber entwand sich ihren Armen und sprang aus der Laube nach seinem Pferde, welches außerhalb des Gartens an einem Baum befestigt stand.

„Der verteufelte Junge bleibt mir wahrhaftig bald zu lange aus", sagte Herr Williams zu seiner Gattin, indem er hinaus in den Park spähte; „ich werde ihm aber die Gesetze vorlegen, darauf kann er sich verlassen!"

„Ich glaube, dort kommt er", fiel die Frau ihm ins Wort. „Laß uns in das Zimmer zurückgehen, damit er uns nicht gewahrt!"

Hiermit standen beide auf und traten hinter die Thür, während Harry leichten Fußes herangesprungen kam und die Treppe herauf in den Salon huschte. Er

schritt eilig der entgegengesetzten Thür zu, als sein Vater mit barscher Stimme sagte:

„Nun, Harry, bist Du schon von Deinem Fischfang zurück?“

Erschrocken fuhr der Knabe herum und blickte seine Aeltern verdutzt an, faßte sich aber schnell und sagte wie verwundert: „Mein Gott, seid Ihr noch auf?“

„Jawohl, und zwar Dir zu Gefallen. Wo bist Du gewesen?“ entgegnete Williams.

„Ich? Am Flusse“, antwortete Harry entschlossen und sah seinem Vater fest in die Augen.

„Zu Pferde am Flusse?“ fuhr dieser heftig fort.

„Zu Pferde? Ich verstehe Dich nicht. Ich bin zu Fuße am Flusse gewesen und habe meine Nachtangeln gestellt.“

„Und wo war Dein Pferd?“ rief Williams jetzt zornig aus.

„Wie kann ich das wissen? Ich bin nicht im Stalle gewesen und habe aufgepaßt, ob ein Neger mein Pferd geritten hat“, erwiderte Harry vollständig gefaßt und ruhig.

„Aber, Harry, ist es möglich, daß Du mit solcher Ruhe eine so große Unwahrheit sagen kannst?“ nahm Madame Williams das Wort und streckte ihre gefalteten Hände gegen ihn aus.

„Ich sage keine Unwahrheit; ich weiß gar nicht, wie Ihr darauf kommt, daß ich anderswo als am Flusse gewesen sein soll."

„Du bist bei —" fiel seine Mutter entrüstet ein, doch Williams unterbrach sie rasch mit einem verweisenden Wink und wandte sich dann wieder zu Harry mit den Worten:

„Du wirst morgen früh mit mir nach dem Flusse gehen und mir die Angeln zeigen, die Du gelegt hast; wehe Dir aber, wenn keine dort liegen!"

„Sehr gern", erwiderte Harry lachend. „Wenn ich geritten wäre, so würde ich mir die Schuhe nicht so schmuzig und die Füße nicht so naß gemacht haben, wie sie sind."

Hierbei zeigte er auf sein nasses Schuhwerk, denn er war wirklich, ehe er zu Molly ritt, an dem Flusse gewesen und hatte die Angeln gelegt.

„Nun, wir werden sehen", sagte Williams ruhig. „Geh jetzt auf Dein Zimmer und lege Dich schlafen."

Harry war diese Weisung sehr willkommen. Er sagte gute Nacht und verließ eilig den Salon.

„Wir haben ihm Unrecht gethan, liebe Frau", hob Williams an, sobald die Thür sich hinter Harry geschlossen hatte; „der Junge ist wahrhaftig nicht bei dem Mädchen gewesen; einer von diesen verfluchten Negern

hat seinen Gaul geritten, wahrscheinlich zu einer Geliebten. Ich will es den Kerlen aber vertreiben!"

„Du irrst Dich, Williams. Verlaß Dich darauf, Harry ist wirklich dort gewesen. Es ist unglaublich, so jung und schon so voll Unwahrheit."

„Es ist nicht wahr, Frau; Du wirst sehen, daß er unschuldig ist", erwiderte Williams beruhigend, nahm die Gattin bei der Hand und verließ mit ihr den Salon.

Bis zu dieser Zeit war der Schlaf noch nicht in dem Blockhause Randolph's eingekehrt; er selbst, seine Frau, seine sechzehnjährige Tochter Martha und sein fünfzehnjähriger Sohn Albert waren emsig bemüht, ihrem zerpeitschten Sklaven Linderung seiner Schmerzen zu verschaffen. Im Scheine des Kaminfeuers auf dem roh gezimmerten Fußboden war ein Lager von Bärenhäuten und wollenen Decken bereitet, auf welchem der Mulatte auf dem Leibe lag, während seine Herrschaft die kühlenden Umschläge auf den Wunden seines Rückens fortwährend wechselte.

„Komm, Jerry, trink noch einmal von dem Thee, er hält das Fieber von Dir ab", sagte Madame Randolph, eine zierliche kleine Frau mit schwarzem Haar und milden, dunkeln Augen, zu dem Mulatten und reichte

ihm eine Tasse, die sie so eben aus einer Kanne vor dem Feuer gefüllt hatte.

„Armer Jerry“, bemitleidete ihn Randolph's Tochter Martha, indem sie den Umschlag von seinen Schultern nahm und durch einen kalten ersetzte. „Warum mußtest Du auch zu diesem hochmüthigen Jungen reden! Du brauchtest ihm ja nicht zu antworten und konntest Deiner Wege gehen.“

„Nein, Jerry hätte sollen seinen Hut abnehmen; das war sehr wenig Mühe, und er hätte sich dadurch die Schmerzen und uns den Aerger und das Leid erspart. Es ist ein altes gutes Sprichwort: Den Hut in der Hand, geht es leicht durchs Land“, nahm Randolph das Wort, indem er bei dem Sklaven niederkniete und ihm einen frischen Umschlag auf den Rücken legte.

„Dieser abscheuliche Mann, dieser Williams, so in unser Eigenthum einzurücken und unsern Jerry so vor unsern Augen schlagen zu lassen! Hätte mir die Mutter die Büchse nicht weggenommen, ich hätte ihm eine Kugel durch seinen hochmüthigen Kopf geschossen“, sagte Albert mit aufleuchtendem Blick. „Und uns nordische Krämerseelen zu nennen! Ich möchte wissen, was er mit seinem südlichen Adel eigentlich meint!“

„Diese Leute nennen sich adlig, weil ihr Großvater oder Urgroßvater sich durch irgend etwas ausgezeichnet

hat, während es ihnen nie in ihrem Leben eingefallen ist, selbst etwas der Art zu thun. Wirklicher Adel, mein Sohn, liegt in der Seele des Menschen, liegt in dessen Streben nach dem Guten, nach dem Edlen, nach geistiger Vervollkommnung, nicht aber in der hochmüthigen Dummheit, in welcher Leute wie Williams auf ihre Mitmenschen hinabblicken; nur der Seelenadel hebt den Menschen aus dem gemeinen Volke empor, jeder andere Adel ist Narrheit und zeigt, wie unadlig man wirklich ist. Deine Entrüstung, Albert, über die unverschämte, gemeine Handlungsweise dieses Williams ist gerecht, unrecht aber und unweise würde es von Dir gewesen sein, hättest Du ihn dafür bestraft, weil Du dadurch nicht allein Dein und Jerry's Leben in Gefahr gebracht, sondern auch unser aller Ruhe und Glück auf das Spiel gesetzt haben würdest. Hätte das Gesetz es mir gestattet, ihn an dieser unmenschlichen Gewaltthat zu verhindern, so würde sie nicht vollbracht worden sein, so aber mußte ich sie für Jerry's Rettung geschehen lassen."

„Und nur aus Liebe für Sie und die Ihrigen ließ ich sie geschehen", hob der Mulatte an, indem er sich auf seinen Arm stützte und zu Randolph aufsah; „sonst wäre mir der Tod zehnfach willkommen gewesen. Aber ich rechne mit diesem Ungeheuer ab!" setzte er drohend hinzu und ließ sich wieder auf das Lager niedersinken.

„Das wirst Du nicht thun, Jerry, denn Du würdest dann unserer Liebe nicht mehr werth sein, und erführe ich, daß Du Dich an dem Gesetz vergangen hättest, so würde ich selbst Dich ihm überliefern. Ziehe aus dem Unglück, welches Dich betroffen hat, eine Lehre, um späteres von Dir fern zu halten“, entgegnete Randolph mit seiner gewohnten Ruhe, indem er sich erhob und in einem Armstuhl nahe der offenen Thür Platz nahm.

„Aber, Vater, es ist ja doch eine Schlechtigkeit, ein Verbrechen, welches Williams begangen hat, wenn man ihn auch nicht dafür vor Gericht stellen kann; soll er denn gar keine Strafe dafür haben?“ hob Albert wieder an.

„Die Strafe keimt aus der Handlung selbst empor; er wird sie in seinem Sohne ernten, den er durch Erziehung zum bösen Menschen macht, indem er seine eigenen schlechten Handlungen ihm zum Vorbild gibt. Ueberdies verfährt er ebenso grausam und unmenschlich gegen seine eigenen Sklaven, und leicht möchten diese gelegentlich eine Strafe über ihn verhängen. Uns kommt dies keinenfalls zu; wir sind weder von Gott, noch von unsern Mitmenschen zu seinem Richter bestellt“, versetzte Randolph und wandte sich dann mit der Bitte an seine Frau, sich mit Martha zur Ruhe zu begeben, da er und

Albert die Pflege Jerry's recht gut allein übernehmen könnten. Madame Randolph aber wollte den Kranken nicht verlassen, und so blieb die Familie während der ganzen Nacht um ihn beschäftigt.

Ihre rastlosen Bemühungen zu Gunsten des Mulatten sollten aber auch nicht unbelohnt bleiben, denn seine Schmerzen minderten sich, seine Wunden gingen zur Heilung über, und schon nach wenigen Tagen war er im Stande, umherzugehen und leichte Beschäftigungen vorzunehmen.

So waren einige Wochen verstrichen, als Randolph eines Abends Jerry fragte, ob er glaube, am folgenden Tage einen Ritt nach der Hauptstadt des Staates, nach Frankfort machen zu können, um dort einige Besorgungen für ihn auszurichten. Der Mulatte erklärte sich fähig und mit Freuden bereit dazu, obgleich der Weg über vierzig Meilen lang war, und am frühen Morgen trat er mit den Aufträgen versehen die Reise an.

In Williams' Hause war seit jenem Abend, wo Jerry seine harte Strafe empfangen hatte, seiner nicht wieder mit einer Silbe erwähnt worden, die Begebenheit war zu unbedeutend und der Erinnerung nicht werth. An dem Tage, an welchem der Mulatte nach Frankfort geritten war, wollte es der Zufall, daß Ashmore beim Abendessen erzählte, er sei Randolph nachmittags zu

Pferde begegnet, worauf Madame Williams das Wort nahm und sagte:

„Wenn ich an seinen Mulatten denke, wird mir jedesmal bange ums Herz; ich fürchte immer, der Mensch könnte sich an Dir rächen, Williams."

„Da müßte man viel befürchten, wenn jeder Schlag, den man einem solchen Halbmenschen geben läßt, dessen Rache nach sich ziehen sollte. Geht denn wohl ein Tag hin, ohne daß unter meinen Negern solche Züchtigungen ausgetheilt werden, und ist es wohl schon einem von ihnen eingefallen, sich zu rächen?" antwortete Williams mit einem Lächeln.

„Mit ihnen ist es etwas Anderes, denn Du bist ihr Herr, jener Mulatte aber sieht in Dir einen Fremden, dem er keine Unterwürfigkeit schuldig ist; und er scheint ein verzogener, verbildeter Sklave zu sein, der Freiheitsideen vom Norden mit hierher brachte."

„Wenn diese Afrikaner nicht selbst fühlten, daß sie uns Weißen von der Natur zu Dienern gegeben sind, wie wäre es dann möglich, daß sich Hunderte von ihnen durch ein paar weiße Männer befehlen und zu schwerer Arbeit antreiben ließen? Allerdings, in dem Mulatten ist schon weißes Blut, welches sich geltend macht; er denkt, überlegt, stellt Vergleiche an und sieht ein, daß er ebenso gut wie der Weiße zwei Beine, zwei Arme

und einen Kopf hat, er bleibt aber dennoch halb Affe und wird durch unsere geistige Ueberlegenheit uns unterthänig gehalten. Mache Dir keine Sorgen darüber, liebe Frau, weder Randolph's Mulatte, noch unsere eigenen Sklaven werden ihrem gelegentlichen Groll durch die That Ausdruck geben. Die Neger fürchte ich nicht, wohl aber die Tabakshändler in den Seestädten, die uns den letzten Blutstropfen auspressen möchten. Heute ist nun wieder ein großer Theil meiner diesjährigen Ernte in das Lagerhaus dort drüben gebracht, sodaß augenblicklich für mehr als fünfzehntausend Dollars Tabak darin aufgestapelt liegt, und aus den neuesten Berichten von Richmond, Baltimore und Neuorleans läßt sich noch kein Steigen der Preise dafür erkennen. Der Winter ist vor der Thür, er kann möglicherweise sich frühzeitig und streng einfinden und die Schifffahrt hemmen, dann sitze ich fest mit meinem Vorrath, auf den ich nach und nach schon gegen zehntausend Dollars geborgt habe. Es ist rein zum Verzweifeln!"

„Thätest Du nicht wohl daran, wenigstens einen Theil davon zu verkaufen, um die Schuld damit zu tilgen?" fragte Madame Williams ihren Gatten.

„Ich werde mich wohl dazu entschließen müssen; jedenfalls will ich die Hälfte meines Tabaks nach Neuorleans an meinen Freund Morgan in Commission sen-

den; er wird sicher dabei für mein Interesse Sorge tragen."

Hier schwieg Williams und spielte gedankenvoll mit dem Messer auf dem Teller, nach einigen Augenblicken aber fuhr er fort: „Es waren zwei harte Jahre, dieses und das verflossene; die Krankheit unter unsern Negern hat beinahe gar nicht aufgehört, wir haben Alt und Jung zusammengenommen einige vierzig dadurch verloren, und darunter waren mehrere sehr werthvolle, die ich nicht für fünfzehnhundert Dollars das Stück verkauft haben würde. Jetzt liegen wieder acht am hitzigen Fieber, und einige zwanzig können das kalte Fieber nicht los werden trotz des Doctors und seiner Pillen. Seine Rechnung wird dies Jahr auch wieder gegen vierhundert Dollars betragen. Es wäre Zeit, daß das Glück einmal wieder bei uns einzöge!"

Noch lange nach aufgehobener Tafel saß die Familie in der ernsten Stimmung zusammen, welche die Betrachtungen und Klagen Williams' hervorriefen, und allen war der Augenblick erwünscht, als derselbe sich erhob, um sich zur Ruhe zu begeben. Bald darauf erloschen alle Lichter im Hause, der Schlaf zog durch dessen Gemächer, und nach und nach schloß er sämmtlichen Bewohnern derselben die Augen. Auch in den Hütten der Sklaven war Alles zur Ruhe gegangen, und nur hier

und dort drang noch ein matter Lichtschein, welcher von der Kohlenglut in den Kaminen ausging, zwischen ihrem Gebälk hervor. Es war eine sehr finstere und stürmische Nacht, der Wind schüttelte den Wald, fegte die Felder und klapperte in den von der Sonne krumm gezogenen, zwei Fuß langen Holzschindeln, womit die Blockhäuser bedeckt waren. Wie es sich aber in solchen Nächten gewöhnlich am besten schläft, so war es auch auf der Besitzung von Williams der Fall, die weißen sowie die schwarzen Bewohner derselben schliefen fest.

Plötzlich erschallte der Schreckensruf „Feuer!“; in den Herrschaftsgebäuden und in den Negerhütten fuhr Alles aus dem Schlafe empor, und der Blick eines Jeden starrte in das blendende Licht, welches ihm glühend entgegenströmte.

Auch Williams schreckte von seinem Lager empor, das ganze Zimmer war von zitterndem Feuerschein erleuchtet — das Haus mußte in lichten Flammen stehen! Mit stockendem Athem stürzte er an das Fenster, doch Schrecken über Schrecken, es war nicht das Wohngebäude, es war etwas augenblicklich noch viel Werthvolleres, es war das Lagerhaus, von dem man nichts mehr erkennen konnte als ein Flammenmeer, welches um dasselbe gegen den dunkeln Himmel aufloderte.

Der Anblick war für Williams ein furchtbarer. Mit

zitternden Gliedern fuhr er in seine Kleidung und eilte aus dem Hause nach dem Unglücksplatze hin, um welchen seine Sklaven bereits in toller Verwirrung und schreiend durch einander liefen, ohne zu wissen, was sie beginnen sollten. Starr und entsetzt sah Williams in die Glut hinein und wich vor deren versengender Ausströmung zurück; was konnte er thun, was konnte er seine vielen Sklaven thun lassen, um seine Habe aus den verzehrenden Flammen zu retten — es konnte ja kein menschliches Wesen nur in ihre Nähe kommen! Das ganz aus Holz aufgeführte Lagerhaus mußte an allen vier Seiten zugleich in Brand gerathen sein, das in der Sonne ausgedörrte Holz hatte dem Feuer willig Nahrung geboten und der heftige Wind die Glut schnell über dasselbe verbreitet; schwirrend flogen die brennenden Schindeln umher, prasselnd brachen die Sparren nieder, und mit betäubendem Krachen stürzte das ganze Gebäude in sich zusammen und schoß eine Feuersäule gen Himmel, aus der die Lohe, vom Sturm getragen, weithin durch den Park verwehte.

Menschliche Kräfte reichten hier nicht hin, dem verzehrenden, rasenden Elemente Einhalt zu thun oder ihm nur den kleinsten Theil seiner Beute zu entreißen. In stummer Verzweiflung folgten Williams' Blicke der vollständigen Vernichtung seines zweijährigen Erwerbs, und

die unvermeidlichen Folgen dieses Verlustes bestürmten seine Seele.

„Randolph's Mulatte!“ sagte Madame Williams, die mit ihren Kindern neben ihrem Gemahl stand und ihre Thränen trocknete. „Ach, es war eine Ahnung, als ich gestern Abend meine Furcht vor diesem Menschen aussprach; nun ist sie schon wahr geworden!“

„Dieser Hund!“ rief Williams, die Fäuste ballend. „Das soll er zwischen Himmel und Erde büßen; ehe die Sonne wieder untergeht, soll er hängen!“

„Was hilft uns nun sein Tod? Er gibt uns unser Eigenthum nicht zurück“, klagte die Frau.

„Sein Herr, dieser nordische Schwindler, aber ist für den Schaden verantwortlich, den sein Sklave mir zugefügt hat; ich lasse ihm das Bett unter dem Leibe verkaufen!“ entgegnete Williams mit wüthender Geberde.

„Er sowie der Mulatte werden die That leugnen“, versetzte die Gattin.

„Das soll ihnen verdammt wenig nützen; ich bringe die ganze Umgegend gegen ihn auf, das Lynchgesetz wird ausgerufen, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn Herr Randolph mit seinem Mulatten einen und denselben Baum zierte. Komm, laß uns in das Haus gehen, zu retten ist hier nichts. Ich will schnell an alle meine Collegen schreiben und sie einladen, mit dem frühen

Tage sich hier einzufinden und alle Männer in ihrem Bereiche mitzubringen."

Mit diesen Worten wandte sich Williams der Wohnung zu und trug im Vorwärtsschreiten seinem Sohn Ashmore auf, Pferde für ein Dutzend Neger, welche die Depeschen fortbringen sollten, satteln zu lassen. Dann ging er eilig in das Haus, setzte sich an seinen Schreibtisch und fertigte die schriftlichen Hülferufe an seine nahen und fernen Nachbarn aus. Als er wieder aus dem Salon trat, den harrenden Reitern die Briefe einhändigte und sie mit der Weisung fortschickte, zu jagen, was die Gäule laufen könnten, war das Feuer in sich selbst zusammengesunken und nur ein riesiger Glutberg bezeichnete die noch kohlenden und glimmenden Tabaksfässer.

Bei Sonnenaufgang hatte die Familie Williams schon das Frühstück eingenommen, und sogleich wurden Vorbereitungen zum Empfang der vielen Gäste gemacht, welche bald eintreffen mußten, um Grenzgericht über Randolph und seinen Sklaven zu halten. Der Credenztisch wurde mit Flaschen und Gläsern besetzt, alle Stühle im Hause wurden in den Salon gebracht, und Madame Williams kleidete sich in schwarze Seide, um die ihr befreundeten Nachbarn feierlich zu begrüßen.

Gegen acht Uhr begannen die Erwarteten sich ein-

zufinden, alle kamen zu Pferde und alle waren mit der langen Kentuckybüchse und dem Jagdmesser bewaffnet. Williams ging ihnen entgegen, um sie zu empfangen, und geleitete sie, nachdem die Pferde einigen Negern zur Wartung übergeben waren, nach seiner Wohnung. Während er sie in den Salon an den Credenztisch führte und ihnen dort die verschiedenen Spirituosen zu einem Erfrischungstrunk anpries, theilte er ihnen mit wenigen Worten Vorläufiges über die Gründe mit, weshalb Randolph's Mulatte und kein Anderer den Brand angestiftet haben mußte, und behielt sich vor, eine ausführliche Auseinandersetzung darüber zu geben, sobald alle zum Gericht Geladenen sich eingefunden haben würden. Diese ritten jetzt immer zahlreicher von allen Seiten herbei, und einen jeden von ihnen empfing Williams mit denselben Mittheilungen über Randolph und dessen Mulatten. Die von ihm leicht hingeworfenen Andeutungen verfehlten die beabsichtigte Wirkung nicht; je zahlreicher die Versammlung wurde, um so lauter, um so leidenschaftlicher besprach man die Angelegenheit, und die Entrüstung über die schändliche That steigerte sich immer mehr.

Endlich waren alle erwarteten Personen, einige vierzig Pflanzer aus der Umgegend, eingetroffen, und Williams nahm nun das Wort, um der Versammlung die

Anklage, in welcher sie ein Urtheil fällen sollten, mit allen Gründen dazu vorzutragen. Alles drängte sich in den Salon um ihn, und er begann damit, das zwischen Randolph und dessen Sklaven bestehende freundschaftliche freie Verhältniß als ein den Grundsätzen des Südens zuwiderlaufendes zu bezeichnen, welches Unzufriedenheit unter den Sklaven seiner Nachbarn erzeuge und ihnen Freiheitsgedanken einflöße. Er rief mehrere der gegenwärtigen Männer zu Zeugen auf, daß Randolph sich oftmals in ihrem Beisein gegen die Sklaverei ausgesprochen habe, und nannte ihn einen nordischen Abolitionisten, der durch seine Grundsätze seine Nachbarn in Gefahr bringe. Dann ging er auf die Begebenheit zwischen dem Mulatten Jerry und seinem Sohn Harry über, berichtete, welche Züchtigung er selbst über den Mulatten verhängt habe, und beschrieb das störrige, verstockte Benehmen desselben, sowie das seines Herrn während der Bestrafung.

„Diese Schacherer“, sagte er, „kommen vom Norden wie eine Heuschreckenplage zu uns gezogen und wollen uns südlichen Rittern Gesetze vorschreiben, und wenn sie zu ohnmächtig sind, es offen und bei Tageslicht durchzusetzen, so nehmen sie in dunkler Nacht den Feuerbrand in die Hand, um unser Eigenthum zu vernichten und uns möglicherweise dadurch von Haus und Hof zu vertreiben!“

Bei diesen letzten Worten wurde Williams durch die heftige Aufregung seiner Zuhörer, die sich durch wilde Drohungen, Schwüre und Flüche kund gab, unterbrochen, und erst nach einiger Zeit war er im Stande, seine Rede durch Schilderung des Brandes zu ihrem Ende zu führen. Er schloß mit dem Rufe: „Tod den Abolitionisten!“ und mit demselben Rufe antwortete ihm einstimmig die ganze Versammlung.

Die stürmische Bewegung, die sich der Männer bemeistert hatte, schloß den Wenigen unter ihnen, welche mit Randolph befreundet waren und gern ein Wort zu seinen Gunsten vorgebracht haben würden, die Lippen. Man tobte, fluchte, drohte mit erhobenen Fäusten und stürmte plötzlich aus dem Hause nach den Bäumen, unter denen die Pferde befestigt standen. Nach wenigen Minuten waren alle in ihren Sätteln, auch Williams und seine Söhne Ashmore und Harry saßen zu Roß, und fort ging es im Galopp auf der Straße hin, welche nach Randolph's Niederlassung führte.

Die fliegende Bewegung, mit welcher sich die Reiter dem Platze näherten, wo sie den Gegenstand ihres Zorns erreichen würden, schien diesen immer noch mehr anzufachen, denn die Verwünschungen gegen Randolph und seine Sippschaft wurden immer lauter, immer stürmischer; an dessen Felde aber hielt Williams sein

Pferd an und ermahnte zur Ruhe und zu einer würdigen, ernsten Haltung. Im Schritt und schweigend zog nun die Schaar an der Einzäunung hinauf nach den Blockhäusern, ohne daß sie von deren Bewohnern bemerkt worden wären. Erst als die Tritte der vielen Pferde auf dem harten Boden unter den Bäumen vor dem Hause laut wurden, kam Randolph in die offene Thür geeilt und schaute verwundert auf die zahlreichen bewaffneten Gäste, die ihm, wie es schien, einen Besuch abstatten wollten.

Der gewohnte Empfang: „Steigen Sie ab, meine Herren, und kommen Sie herein“, erstarb auf Randolph's Lippen, als er Williams unter der Menge erkannte, und der Gedanke erschreckte ihn, daß dieser Mann möglicherweise, mit der Bestrafung seines Mulatten noch nicht zufrieden, die Sache dem Gerichte übergeben habe. Dennoch trat er festen Schrittes aus dem Hause und den Fremden entgegen und sagte zu denen, die ihm am nächsten hielten:

„Welcher Veranlassung habe ich diesen Besuch zu verdanken?“

Ein alter Pflanzer Namens Vaughan nahm das Wort und sagte, indem er vom Pferde stieg:

„Es liegt eine schwere Anschuldigung gegen Ihren Mulatten Jerry vor, und somit auch gegen Sie, Herr

Randolph, denn der Eigenthümer des Sklaven ist für dessen Handlungen verantwortlich."

Während dieser Zeit hatte der Alte die Zügel seines Pferdes an einen Baum befestigt, trat nun mit der Büchse in der Hand vor den Farmer und sah ihn mit grollendem, strafendem Blick an.

„Ich sollte denken, dieses unbedeutende Vergehen wäre mehr als hinreichend bestraft, Herr, denn Jerry's Wunden, welche die Peitsche des Herrn Williams ihm schlug, sind kaum geheilt. Herr Williams hat sich für zufriedengestellt erklärt, die Sache ist vollständig abgemacht, und ich werde nicht erlauben, daß dem Mulatten noch ein Haar deshalb gekrümmt wird, und wenn die ganze County mir vor das Haus rückt!" antwortete Randolph auf das bestimmteste und blickte den Männern, die ihm gegenübergetreten waren, stolz und fest in die Augen. Da er aber zugleich gewahrte, daß eine Anzahl der Fremden mit der Waffe in der Hand links und rechts um das Blockhaus nach den Negerhütten eilte, so wandte er sich nach ihnen um und rief ihnen laut zu:

„Bleiben Sie aus meinem Eigenthume; wenn Sie mich sprechen wollen, so werde ich Ihnen hier Rede und Antwort stehen!"

„Sie scheinen Ihren Sklaven schlecht zu beaufsich-

tigen, Herr Randolph", fuhr Vaughan fort, „sonst könnte derselbe nicht in tiefer Nacht das Eigenthum Ihrer Nachbarn in Brand stecken."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr, und muß Sie bitten, sich klar und deutlich auszusprechen, da ich nicht Willens bin, diese Possen länger mit anzusehen. Was wollen Sie hier?"

„Gericht wollen wir halten über Ihren Mulatten und über Sie selbst", schrie ein wüst und liederlich aussehender Mensch aus der Schaar; „über den Mulatten, weil er in vergangener Nacht das Lagerhaus des Herrn Williams mit sämmtlichen Vorräthen niedergebrannt hat, und über Sie wollen wir richten, weil der Sklave nur Ihr Werkzeug bei der That war."

„Gott Lob, es gibt noch Gesetz in diesem Lande und Gerechtigkeit gegen solche nichtswürdige Beleidigungen; ich mache Sie hiermit sämmtlich verantwortlich für Ihre Gewaltthat, mit bewaffneter Macht meinen Hausfrieden zu stören", rief Randolph in höchster Entrüstung aus und wollte in seine Wohnung zurückgehen, als der wüste Bursche auf ihn zutrat und mit den Worten: „Halt hier, Sie stehen vor Gericht!" ihn bei der Schulter faßte.

Randolph aber stieß den Angreifer mit solcher Gewalt von sich, daß derselbe zurücktaumelte und zu Boden

stürzte, und in demselben Augenblick sprang sein Sohn Albert mit zwei Doppelflinten in den Händen an seine Seite, reichte ihm die eine und hob die andere drohend gegen die Fremden auf.

„Ruhig, Albert, das Gesetz ist eine stärkere Waffe als unsere Flinten; trage sie in das Haus zurück", sagte Randolph zu seinem Sohne und reichte ihm das Gewehr, welches er, ohne es zu wollen, ergriffen hatte.

„Hängt ihn!" schrie jetzt der wüste Kerl, sich vom Boden aufraffend, und derselbe Ruf wurde von der größern Zahl seiner Gefährten wiederholt, als Vaughan, der alte Pflanzer, mit lauter Stimme Ruhe gebot und dann zu Randolph sagte:

„Wo ist ihr Mulatte? Lassen Sie ihn hierher kommen, damit wir ihn vernehmen können."

„Das steht nicht in meiner Macht, denn derselbe ist gestern Morgen frühzeitig nach Frankfort geritten, hat vergangene Nacht dort geschlafen und wird erst heute Abend spät hierher zurückkommen", antwortete Randolph mit lauter verdammender Stimme und ließ seinen Blick drohend über die Versammlung schweifen, bis er auf Williams haften blieb.

Dieser erschrak sichtbarlich, im nächsten Augenblick aber rief er aus: „Elende Ausflüchte! Der Kerl ist in Sicherheit gebracht, aber der Herr, in dessen Auftrag er

handelte, ist noch in unserer Gewalt. Lassen Sie uns Gericht über ihn halten!"

Randolph warf ihm statt einer Antwort einen Blick tiefster Verachtung zu und wandte sich dann wieder zu Vaughan mit den Worten:

„Wie ich Ihnen gesagt habe, der Mulatte ist augenblicklich auf der Rückreise von Frankfort hierher, und wenn Ihnen daran liegt, sich von der Wahrheit meiner Aussage zu überzeugen, so mögen einige der Herren ihm entgegenreiten und ihn wieder nach Frankfort zurückbringen. Dort wird es ihnen ein Leichtes sein, durch viele Zeugen festzustellen, daß er daselbst übernachtet hat, und ein besserer Beweis seiner Unschuld an dem Brande in dieser Nacht ist wohl nicht denkbar, da er nicht zugleich dort und hier gewesen sein kann."

Die strengen, zornigen Züge des alten Pflanzers nahmen bei diesen Worten Randolph's einen andern Ausdruck an; Reue, Verlegenheit und Scham mischten sich in denselben, und indem er sich nach seinen Gefährten wandte, sagte er:

„Das ändert die Sache, meine Herren, die Anklage war falsch und wir sind zu voreilig gewesen. Wenn der Mulatte die Nacht in Frankfort zugebracht hat, so kann er unmöglich hier Feuer angelegt haben. Lassen Sie uns nach Hause reiten."

„Herr Vaughan", fiel ihm Randolph in das Wort, „ehe Sie mich verlassen, erlauben Sie mir noch einige Worte. Wenn der Zufall es nicht gewollt hätte, daß der Sklave die Nacht in Frankfort verbrachte, und Sie hätten ihn hier getroffen, so würden Sie ihn gehangen und wahrscheinlich auch mir ein Leids angethan haben; ich frage Sie, wie hätten Sie diesen Mord, dieses Verbrechen vor dem Gesetze, vor Ihrem eigenen Gewissen, vor Gott entschuldigen wollen? Was hätte der Mann, der Sie zu solcher Gräuelthat veranlaßte, verdient, und was verdient er jetzt dafür, daß er Sie zu solcher That hat verleiten wollen?"

Eine Todtenstille trat ein, man sah nach Williams hin, und in der Mehrzahl der Blicke, die ihn trafen, lagen Vorwürfe und Anklagen.

„Der Verdacht sprach laut und deutlich gegen den Mulatten", sagte dieser verlegen.

„Doch nicht gegen Herrn Randolph, wie Sie uns glauben machten", antwortete ihm ein junger Farmer.

„Herr Randolph ist ein Ehrenmann", sagte ein anderer noch lauter.

„Ein zehnmal besserer Mann als Williams", schrie ein dritter, und „Hurrah für Randolph!" rief die Menge, sich um ihn drängend, und mit Ausnahme Weniger reichten die Männer ihm die Hand

und baten ihn um Verzeihung für ihr unüberlegtes Handeln.

„Herr Williams“, sagte Randolph jetzt zu diesem, „Sie sind für ihr Verfahren gegen mich dem Gesetz und nach demselben schwerer Strafe verfallen, damit Sie aber einsehen lernen, daß in der nordischen Krämerseele mehr wirklicher Adel lebt als in Ihnen, dem südlichen Ritter, so verzeihe ich Ihnen. Wollen Sie sich aber künftig gegen solchen Schaden schützen, wie Ihnen in vergangener Nacht zugefügt wurde, so behandeln Sie Ihre eigenen Sklaven menschlicher, als Sie es bisher thaten.“

Hierauf wandte er sich von ihm ab, erwiderte artig noch die Abschiedsgrüße mehrerer der Männer und ging dann mit seinem Sohne Albert an der Hand in sein Blockhaus zurück.

Während dieser Zeit hatten die Fremden sämmtlich ihre Pferde bestiegen, ritten aber nicht, wie sie gekommen waren, zusammen, sondern einzeln in kleinen Abtheilungen davon. An Williams schloß sich Niemand an als seine beiden Söhne, und keiner der Männer würdigte ihn eines Abschiedsgrußes.

Drittes Kapitel.

Der große Verlust, den Williams erlitten hatte, zog noch schlimmere Folgen für ihn nach sich, denn kaum wurde es bekannt, daß seine bedeutenden Vorräthe von Tabak verbrannt seien, so traten seine Creditoren auf und verlangten Zahlung für ihre Guthaben. Williams suchte sie zu beschwichtigen und als hochstehender Mann durch sein vornehmes Wort zu beruhigen, er wollte sie auf die nächste Ernte vertrösten und sprach von bedeutenden Summen, die man ihm in den Seestädten schulde, die aber erst im kommenden Jahre fällig würden. Alles war aber umsonst, die Gläubiger bestanden auf baarer Zahlung oder guter Sicherheit für ihre Forderungen. Um gerichtliches Einschreiten zu vermeiden, entschloß sich Williams endlich, sein ganzes Grundeigenthum zu verpfänden, seine werthvollen Zuchtstuten, von welchen er die prächtigsten Maulthiere im Lande zog, zu verkaufen und zuletzt auch seine Sklaven als Sicherheit für seine Schulden zu verschreiben.

Der Ehrenschein, die Herrlichkeit, welche Williams bis jetzt umgaben und ihn über seine Mitbürger erhoben hatten, waren verschwunden, er war nicht mehr reicher, war nicht mehr ehrenwerther als sie, und wenn früher seine alte vornehme Abkunft ihre Achtung vor ihm noch erhöht hatte, so wurde sie jetzt das Werkzeug ihres Witzes, ihres Spottes.

Vergebens suchte Williams das Wahre seiner Lage vor seiner Gattin zu verbergen, sie sah und hörte Alles, was geschah, und als er eines Abends auffallend trübe gestimmt nach Hause gekommen war und das Abendbrod schweigend und in Gedanken versunken eingenommen hatte, trat sie liebevoll zu ihm, legte ihren Arm in den seinigen und sagte:

„Warum bist Du nicht offen gegen mich, Williams? Warum theilst Du Deine Sorgen, Dein Leid nicht mit mir, sowie Du mir Deine Freude, Dein Glück sonst entgegentrugst? Wo kannst Du Deinem Herzen wohl durch Mittheilung mehr Erleichterung verschaffen, als bei Deiner treuen Lebensgefährtin? Ich weiß es ja doch, daß es schlimm mit uns steht, und dieses Wissen aus andern Quellen als von Deinen Lippen ist qualvoll und ängstigend für mich. Laß uns Gutes und Böses immer zusammen tragen!“

„Warum soll ich Dich mit unangenehmen Dingen

plagen, an denen Du doch nichts ändern kannst, und warum unnöthig Dir Sorgen aufbürden?“ entgegnete Williams ablehnend.

„Die Ansicht einer Frau ist oftmals unbefangener und darum richtiger als die des Mannes selbst, jedenfalls aber erleichtert Mittheilung im Unglück das Herz, und uns beiden ist das Herz in letzter Zeit sehr schwer gewesen. Komm, Williams, sei offen und sage mir Alles, was Dich bekümmert.“

Mit diesen Worten zog die Frau ihren Gatten neben sich in das Sopha, und dieser gab ihr nun einen Umriß von der Lage, in der er sich befand. Sie hörte ihm, ohne ihn zu unterbrechen, zu, und als er endlich schwieg, sagte sie:

„So laß uns jetzt überlegen und handeln, Williams; wir dürfen nicht unthätig und muthlos abwarten, bis das Haus über uns zusammenfällt. Wir wollen uns einschränken, wollen alle unsere Kräfte in Bewegung setzen und uns wieder in die Höhe arbeiten. Denke nur, wie viele Tausende ohne alle Mittel, ohne alle Hülfe beginnen und reich werden, warum sollten wir es nicht ebenso gut dahin bringen?“

„Weil uns die Zinsenlast unserer Schulden bei aller Arbeit nicht aufkommen läßt“, entgegnete Williams finster.

„Doch, Williams, nur müssen wir unsere Ausgaben beschränken. Vor allem laß uns aber an Ashmore und Harry denken, damit wir sie auf den Weg führen, selbst in rechtschaffener Weise ihr Brod zu verdienen. Wir haben sie erzogen, als könnten wir ihnen Millionen hinterlassen, sie sind daran gewöhnt, jede ihrer Liebhabereien zu befriedigen, ohne dafür zu arbeiten, und was werden sie später thun, wenn sie einst ohne Mittel und ohne Kenntnisse auf sich selbst beschränkt in die Welt treten? Nichts Gutes, Williams, und wen trifft dann die Verantwortung dafür? Laß sie ein Geschäft lernen, welches es auch sei; es ist das beste Kapital, das wir ihnen mitgeben können."

„Geschäft!" antwortete der Mann finster; „ein Williams soll Krämer oder Handwerker werden?"

„Aber, Williams, sind nicht unsere größten Männer Kaufleute?"

„Dazu gehört Kapital, und das kann ich den Jungen nicht mitgeben. Mögen sie es dann lieber machen wie unsere Vorfahren und mit der Büchse und dem Pflug an die Frontier gehen, dort finden sie ihr Brod."

„Bleibt ihnen denn dieser Weg nicht später immer noch frei, wenn ihnen das Glück den Rücken kehrt, und haben nicht die größten Geschäftsmänner als Lehrlinge und mit nichts angefangen? Höre mich, Willams! Du

hast so viele gute Freunde in den großen Städten, die sich eine Freude daraus machen werden, Deine Söhne in ihr Geschäft zu nehmen; versuche es und gib Deinen Kindern die Gelegenheit, selbst sich emporzuarbeiten, da wir nicht im Stande sind, ihnen eine ruhige, sorgenfreie Zukunft zu schaffen."

Die unermüdlichen Vorstellungen der Frau siegten endlich über den Stolz und die Vorurtheile ihres Gatten und er versprach ihr, an seine Freunde in Neuyork und in Neuorleans zu schreiben und für Ashmore und Harry Stellen in deren Geschäften auszumachen. Er hielt auch Wort, und noch vor Eintritt des Winters reiste Ashmore, der ältere Sohn, nach Neuyork, um dort in eine bedeutende überseeische Handlung einzutreten, während Williams seinen Liebling Harry selbst nach Neuorleans bringen wollte, wo einer seiner alten Freunde, ein Herr Morgan, ihm zugesagt hatte, den Knaben in die Lehre zu nehmen.

Morgan's Geschäft war keins der größern in jener Stadt, es beschränkte sich auf den Handel mit dem Innern des Landes, von wo ihm die mächtige Pulsader, der Mississippi, Produkte zuführte und wohin er Waaren aller Art für die Bedürfnisse der Landbewohner sandte. Es zählte aber zu den solidesten Geschäften und Morgan genoß den Ruf eines ausgezeichneten Kauf-

manns. Außerdem war er ein Mann von anerkannt guten Grundsätzen und achtungswerthem Charakter, sodaß Williams ihm seinen Lieblingssohn mit vollkommenster Ruhe anvertrauen konnte.

Alle Vorbereitungen zu der Reise waren getroffen, Madame Williams hatte mit größter Sorgfalt die Ausstattung ihres liebsten Kindes beendet und sie hatte nichts weiter mehr hinzuzufügen, als ihre dringendsten Ermahnungen zum Guten und ihren herzinnigsten mütterlichen Segen.

Der Tag vor der Abreise ging zur Neige, die Abendmahlzeit war gehalten, und Williams war auf die Treppe vor dem Hause getreten, um mehreren Negern noch seine Befehle zu geben, als Madame Williams den Augenblick benutzte, ihren Arm um Harry's Schultern legte und ihn nach ihrem Gemache führte. Unter Thränen erinnerte sie ihn dort an die schweren Schicksale, die seinen Vater in letzter Zeit heimgesucht, und beschwor ihn, nun um so mehr Alles aufzubieten, um demselben Freude zu machen und im Nothfalle bald seine Stütze werden zu können. Dann ermahnte sie ihn ernst und feierlich, Gott im Herzen zu tragen und seiner bei Allem zu gedenken, was er thun, was er unternehmen würde. Endlich gab sie ihm ihren Muttersegen, schloß ihn heiß und innig an ihr Herz und benetzte unter Küssen seine Wangen mit ihren Thränen.

„Nun gehe zur Ruhe, mein Herzenssohn, damit Du morgen früh Deinem neuen Lebensziel recht frisch und stark entgegeneilst“, sagte die liebende Mutter, indem sie Harry entließ und in der Thür nochmals ihre Lippen auf seine Stirn drückte.

Harry aber ging nicht nach seinem Zimmer, sondern in den Salon, um zu sehen, ob sein Vater sich noch dort befände.

„Leg Dich schlafen, Harry“, sagte dieser, „wir müssen morgen zeitig heraus, damit wir früh nach Frankfort kommen, wo ich noch mehrere Geschäfte abzumachen habe, ehe wir nach Louisville weiter reisen können.“

Harry wünschte ihm hierauf eine gute Nacht und begab sich auf sein Zimmer, wo er bald darauf sein Licht auslöschte. Statt aber zu Bett zu gehen, legte er sich in das Fenster und schaute nach dem dichten Laube einer Ulme, die dem Schlafgemach seiner Aeltern gegenüber stand und auf welche der Lichtschein aus dessen Fenster fiel.

Endlich verdunkelte sich der Baum. Harry ergriff seinen Hut, und lautlosen Trittes eilte er aus dem Zimmer und aus dem Hause, warf noch einen flüchtigen Blick nach dem Schlafgemach seiner Aeltern und rannte dann, wie vom Wind getragen, durch den Park und auf der Straße fort nach der Farm des Herrn Baxton, denn

dessen schönes Mulattenmädchen Molly hatte ihm versprochen, ihm halbwegs entgegenzukommen, um den letzten Abschied von ihm zu nehmen.

Der Morgen war da, doch der Tag graute noch nicht, als in den Zimmern der Dienerschaft in Williams' Hause Licht gemacht wurde und in der Küche das Kaminfeuer unter den schwarzen Händen der Köchin aufloderte, die das Frühstück für die Herrschaft bereiten wollte.

Da kam Harry fliegenden Laufes herangeeilt und spähte schon von weitem nach dem Schlafzimmer seiner Aeltern.

„Sie schlafen noch!" sagte er halb athemlos, eilte vorwärts und sprang wenige Augenblicke später die Treppe hinauf in den Salon. Er hatte die entgegengesetzte Thür erreicht, als dieselbe sich vor ihm öffnete und die Kammerfrau seiner Mutter mit einem Licht in der Hand vor ihm stand.

Beide fuhren erschrocken zurück und starrten einander verwundert an.

„Mein Gott, junger Herr, wo kommen Sie denn schon her?" fragte die Negerin in höchstem Erstaunen.

„Wenn Du ein Wort sagst, so schieße ich Dich todt!" entgegnete Harry mit unterdrückter Stimme, machte eine heftige drohende Bewegung mit der Faust nach der

Sklavin hin und schoß an ihr vorüber nach seinem Zimmer. Er warf seine Kleidung von sich, sprang in das Bett und hatte nur wenige Minuten gelegen, als die Zimmerthür sich öffnete und Williams mit den Worten hereintrat:

„Halloh, Harry, schläfst Du noch? Es ist Zeit, daß wir uns rüsten!“

Dann verließ er das Gemach wieder, und Harry beeilte sich, seine Toilette zu machen und dann seinen Koffer zu packen.

Als er in den Salon trat, wo der Frühstückstisch bereits gedeckt war, kam seine Mutter auf ihn zu, strich mit der Hand über seine Locken und küßte ihn auf die Stirn, worauf sie sagte:

„Hast Du gut geschlafen, Harry, und hast Du von Deiner Mutter geträumt, die Du jetzt verlassen willst?“

„Sehr gut, liebe Mutter“, antwortete Harry, indem er dieser die Hand drückte, zugleich aber einen verstohlenen drohenden Blick auf die Kammerfrau warf, die vor dem Tische stand und nach ihm hinsah.

Madame Williams wiederholte nun nochmals die Ermahnungen, die sie Harry am Abend vorher gegeben hatte, bis ihr Gemahl in das Zimmer trat und an dem Frühstückstische Platz nahm.

Nach beendetem Mahle fuhr der Wagen vor, der

Harry davontragen sollte; noch einmal drückte die Mutter ihren Lieblingssohn an ihr Herz, der letzte Abschied ward genommen, auch die Dienerschaft sagte ihrem jungen Herrn Lebewohl, und unter tausend Segenswünschen bestieg er mit seinem Vater das leichte offene Fuhrwerk. Fort trabten damit die davorgespannten mächtigen Braunen, und solange Madame Williams ihrem theuern Kinde noch mit dem Blicke folgen konnte, wehte sie ihm mit ihrem thränenfeuchten Tuche ihre Grüße, ihren Segen nach.

Am zweiten Abend langten die Reisenden in Louisville an und bestiegen am folgenden Morgen dort ein Dampfboot, auf dem sie ohne Aufenthalt Neuorleans erreichten.

Morgan, welcher in frühern Jahren in der Nachbarschaft des Herrn Williams gewohnt hatte, freute sich sehr, ihn wiederzusehen, bewillkommnete ihn und seinen Sohn aufs herzlichste und versprach diesen wie sein eigenes Kind zu behandeln.

Schon am nächsten Tage trat Harry in das Geschäft ein und machte durch sein gewandtes, liebenswürdiges Wesen, sowie durch seine ungewöhnlich schöne Handschrift einen sehr angenehmen Eindruck auf seinen Lehrherrn.

Williams, der mehrere Tage in der Stadt ver-

weilte, fühlte sich durch das Lob, welches sein Freund Morgan über seinen Sohn aussprach, sehr geschmeichelt und bemerkte mit stolzer Zufriedenheit:

„Ja, Freund Morgan, Harry ist auch nicht von dem gewöhnlichen Schlag, er ist ein echter Williams!“

In der That hatte aber Morgan auch alle Ursache, mit seinem neuen Zögling zufrieden zu sein, denn es bedurfte nur der leisesten Anweisung, um ihn Alles nach seinem Wunsche thun zu lassen. Harry war augenscheinlich in die ihm von der Natur angewiesene Lebensbahn eingetreten, für die sie ihn mit den glänzendsten Anlagen ausgestattet hatte. Er begriff außerordentlich leicht, erkannte bald den Unterschied in der Qualität der Waaren, rechnete im Kopf mit größter Schnelligkeit, besorgte alle ihm ertheilten Aufträge immer rasch und genau, und wo bei deren Ausführung seinem eigenen Urtheile ein Spielraum gelassen wurde, entschied er stets zum größten Beifall seines Principals. Sein angenehmes Aeußeres aber und namentlich sein liebenswürdiges, freundliches Benehmen machten sich bald für das Geschäft werthvoll geltend, denn Jedermann gewann ihn lieb und wollte nur von ihm kaufen und mit ihm handeln. Morgan pflegte, wenn es einmal in dem Gewölbe an Käufern mangelte, scherzweise zu sagen: „Harry, Sie brauchen sich nur in die Thür zu stellen

und wir haben gleich so viele Kauflustige, wie wir uns wünschen können."

Unter der Damenwelt aber insbesondere erregte der auffallend schöne junge Mensch bald sehr großes Aufsehen, denn in der Mittagszeit, um welche in der Regel das Geschäft für einige Stunden ruhte und wo das Haus schon Schatten auf das Trottoir davor warf, stellte er sich gewöhnlich vor die Thür und unterhielt sich damit, die schöne Welt an sich vorüberwandeln zu lassen. Er trug die sauberste, blendend weiße Wäsche, war immer in weißes oder doch hellfarbiges Leinenzeug gekleidet und hatte den besten Schneider in der Stadt. Weit mehr aber als seine gewählte, sorgfältig und doch dem Anschein nach nachlässig getragene Kleidung fiel sein natürlicher vornehmer Anstand auf, den er, ohne es zu wissen, in jeder seiner Bewegungen zeigte. Es war ihm so oft gesagt worden, daß er ungewöhnlich schön sei, ja, noch täglich wurde ihm dies, wenn auch nicht mehr mit Worten, bemerkbar gemacht, und der Spiegel bewies es so unbestreitbar, daß man sich nicht darüber wundern konnte, wenn Eitelkeit ein Hauptzug in seinem sich entwickelnden Charakter wurde. Seine aristokratischen weißen Hände pflegte er mit Sorgfalt, seine Hauptaufmerksamkeit aber verwandte er auf sein prächtiges Haar, welches in natürlichen vollen Locken

seinen schönen Kopf schmückte. Mit seiner Eitelkeit aber war noch kein Eigeninteresse verbunden, er wollte durch seine körperlichen Vorzüge nichts erreichen, er war nur eitel, weil es ihm Vergnügen gewährte, zu gefallen. Herrn Morgan machte es Freude, diesen netten jungen Burschen in seinem Geschäft zu haben, und anstatt dessen Eitelkeit zu steuern und ihn von den vielerlei großen und kleinen Ausgaben, wozu sie ihn verleitete, abzuhalten, bestärkte er ihn selbst darin und setzte ihm schon bald nach seinem Eintritt in das Geschäft neben dem Taschengeld, welches er ihm für seines Vaters Rechnung zahlte, selbst noch einen kleinen Gehalt aus. Eine goldene Kette an seine silberne Uhr, ein goldener Siegelring und eine solche Tuchnadel waren sehnlichst erwünschte Gegenstände, die Harry sich sogleich auf seinen Gehalt hin anschaffte und die er mit so viel anscheinender Nachlässigkeit trug, als ob sie gar keinen Werth für ihn hätten.

Durch die zunehmende Selbstständigkeit und wirkliche Gediegenheit, mit der Harry, so jung er auch noch war, seine Stelle von Tag zu Tag mehr ausfüllte, trat er auch täglich mehr aus den Kinderschuhen heraus. Seine ganze Wirksamkeit war die eines Erwachsenen. Man wandte sich an ihn wie an einen Erwachsenen, er sprach und handelte so, und seinem Gefühl nach war er auch schon erwachsen, obgleich er mit Leidwesen noch zu den Män-

nern emporblicken mußte, so hohe Absätze er auch unter seinen Schuhen trug, und obgleich er auch zu seinem großen Verdruß immer noch keine Vorboten eines Bartes an seinem Kinn entdecken konnte.

Seine geschäftliche Stellung aber beseitigte mehr oder weniger den Unterschied der Jahre zwischen ihm und denen, mit welchen er zu verkehren hatte. Infolge hiervon wurde er mit vielen Leuten näher bekannt und vertraut und erhielt vielseitig Einladungen von denselben. Bald holte man ihn am Sonntag nachmittags in einem Cabriolet ab, um eine Fahrt auf der Muschelstraße durch den Sumpfwald bei der Stadt zu machen, bald nahm man ihn abends mit in den Circus, in das Theater oder in einen Austernkeller, und Bekannte, die ihm im Alter nicht so fern standen, führten ihn sogar in die weltberühmten Quadronenbälle von Neuorleans ein. Unter den Einladungen, die Harry zu Theil wurden, kamen auch mehrere von Freunden des Herrn Morgan, die ihn in ihre Familien einführten und wo er alsdann nach Landessitte ein- für allemal für jeden Abend willkommen geheißen wurde, um unter der Veranda oder im Garten ein Plauderstündchen zu halten, eine Promenade auf dem Werfte am Flusse hinauf zu machen oder aber mit den jungen Damen in die Abendkirche zu gehen.

Wo er in einer Familie erschien, wurde er gern gesehen; die jungen Schönen fühlten sich diesem bartlosen reizenden Bürschchen gegenüber weniger genirt und verlegen, sie wurden unglaublich schnell mit ihm bekannt und vertraut, zumal da Harry schon einige Vorkenntnisse im Umgange mit dem zarten Geschlecht mit nach Neuorleans gebracht hatte, und sie entschuldigten es gern mit seiner Jugend, seiner kindlichen Unschuld, wenn er sich verstohlen kleine Freiheiten erlaubte, die sie heirathsfähigen Jünglingen oder Männern nicht hätten verzeihen dürfen. Er war ja in der That nur noch ein Kind, welches darum gern küßte, weil ihn vielleicht seine Mutter oder auch seine Amme so sehr viel geküßt hatte. Wie gesagt, Harry war von den Mädchen gern gesehen, kam aus einer Familie in die andere und war bald der Liebling nicht allein der jungen Damenwelt, sondern auch von Schönen reifern Alters und reiferer Erfahrung, die sich gern von ihm in die Kirche begleiten ließen, bei sich zu Hause seine Besuche empfingen und seinem mitunter noch kindischen Benehmen durch liebevolle Winke, Belehrungen und Anweisungen mehr eine männliche Festigkeit zu geben suchten.

Während Harry in seiner vielseitigsten Ausbildung mit Riesenschritten vorwärts ging, wollte sich über dem Hause Williams kein Glücksstern wieder zeigen. Freilich

brachten die lobenden Berichte über Harry freudige Augenblicke in seine Familie. Herr Williams empfing sie mit Stolz und Genugthuung und seine Gattin las sie unter Freudenthränen und leisen Dankgebeten zum Himmel, aber diese Freude, dieses Glück wurde immer bald wieder durch die Bedrängnisse von ihnen gescheucht, welche ihre zerrütteten Vermögensverhältnisse über sie brachten.

Williams hatte seinen bedeutenden Grundbesitz mit Haus und Hof und sein ganzes Inventar mit Vieh, Pferden und Maulthieren denjenigen seiner Gläubiger verschrieben, welche in Danville und in der nahen Umgegend wohnten, seine Neger aber, noch einige sechzig an der Zahl, waren einem seiner bedeutendsten Creditoren, einem alten Freunde in Richmond in Virginien, als Sicherheit für seine Forderung verpfändet. Dieser Freund hatte Williams das bedeutende Kapital auf dessen Bitte mit Freuden vorgestreckt, ohne dafür eine Sicherheit zu fordern, weil jener ihm versprach, dasselbe sofort nach Verkauf seiner Tabake zurückzuzahlen; als diese aber verbrannt waren, hatte Williams ihm schnell seine sämmtlichen Neger gerichtlich verschrieben, damit seine andern, ihm weniger befreundeten Creditoren keinen Beschlag auf dieselben legen könnten. Er hatte ihm dies sofort mitgetheilt und von ihm eine dankende Anerkennung für seine

freundschaftliche Fürsorge empfangen, sowie die Weisung, ihm das Kapital ganz nach seiner Bequemlichkeit zurückzuzahlen.

So standen Williams' Vermögensangelegenheiten im Frühjahr, als die Vorbereitungen zu einer neuen Ernte getroffen werden mußten. Er rechnete und rechnete, konnte aber kein günstiges Resultat von derselben erwarten. Die Zinsen, die er zu zahlen hatte, waren zu bedeutend, als daß er selbst bei der reichsten Ernte und den höchsten Preisen ernstlich ans Abtragen seiner Schulden hätte denken können, und sollte eine Mißernte eintreten, so würde er nicht einmal im Stande sein, die Zinsen zu bezahlen.

Mit finstern, trüben Ahnungen bewegten sich seine Gedanken in den Grenzen seines Eigenthums und schweiften oft über sie hinaus in die Ferne, um ein Stück Erde zu erspähen, wo er wieder die goldene Vergangenheit zur Gegenwart machen könnte.

Es gab ein Land, welches nach Allem, was man bis jetzt davon wußte, zu solchen hochfliegenden Hoffnungen berechtigte, welches bei halber Arbeit doppelte Ernten lieferte, welches nicht mit dem Fluch verheerender Krankheiten belastet war und welches einen schuldbeladenen Fremden als schuldfreien Bürger in sich aufnahm. Dieses Land war Texas, welches mit Coahuila einen

Staat der neuen Republik Mexico bildete, dem aber das Recht zustand, sobald seine Bevölkerung bis zu einer bestimmten Zahl herangewachsen war, sich von Coahuila zu trennen und einen Staat für sich zu bilden. Um seine Seelenzahl nun rasch zu vergrößern, hatte Texas ein Gesetz erlassen, welches jedem Fremden das Recht gab, sich dort anzubauen, und welches ihn während der ersten zehn Jahre von allen Abgaben befreite. Sein Boden war fruchtbarer als der irgend eines andern südlichen Staates Amerikas, seine Weiden fanden an Reichthum nirgends ihresgleichen, und vor allem war es das einzige wirklich gesunde Land des weiten amerikanischen Südens. Freilich bestand es noch aus einer hier und dort unterbrochenen Wildniß, nur an der Golfküste und von dort aus an den Flüssen hinauf befanden sich einzelne Ansiedlungen, und die wildesten, kriegerischsten Indianer durchschwärmten sengend und mordend diese Gegenden; was waren dem Amerikaner aber alle Beschwerden, alle Entbehrungen und alle Gefahren, wo solche Vortheile, solche Aussichten, mit wenig Mühe reich zu werden, ihm geboten wurden! Kaum war das Gesetz zur Beförderung der Einwanderung in Texas erschienen und in den Vereinigten Staaten bekannt geworden, als Tausende von Amerikanern aufbrachen und nach diesem gepriesenen Lande wanderten. Es waren aber nicht allein

die Vorzüge des Bodens und des wunderbar schönen Klimas, welche diese zahlreichen Wanderungen veranlaßten, Texas bot noch andere Vortheile, die für viele Amerikaner von noch weit größerer Wichtigkeit waren: man konnte dort weder wegen Schulden noch wegen Vergehen gegen das Gesetz verfolgt werden. Alle, welche in den Vereinigten Staaten ihren Creditoren entgehen oder der Gerechtigkeit entlaufen wollten, eilten über die Grenze nach Texas und fanden dort einen Freihafen, in dem sie ohne alle Verantwortlichkeit für ihr bisheriges Leben ein neues beginnen konnten.

Die Berichte über dies herrliche Land füllten mehr und mehr die Zeitungen in den Vereinigten Staaten, und Privatnachrichten der ersten dorthin Ausgewanderten wurden immer häufiger veröffentlicht. Alle Mittheilungen darüber lauteten überaus günstig, und während anfangs nur von dem Schicksal schwer Verfolgte oder dem Gesetze Verfallene sich zu dem Wagniß, nach Texas zu gehen, entschlossen, begannen jetzt Leute dorthin zu ziehen, die eine sorgenfreie glückliche Existenz in ihrer Heimat dafür aufgaben.

Die Wunder von Texas waren in ihren Beschreibungen auch nach dem alten Kentucky gedrungen, und Williams las mit immer größerer Spannung, mit immer regerem Interesse die Berichte darüber.

Das reichste Land konnte er dort zu einem Spottpreise bekommen, seinen Viehstand konnte er ohne alle Kosten unbegrenzt vermehren, weil die Weide jahraus jahrein frisch und grün blieb, und wenn er, statt Tabak hier, dort Baumwolle pflanzte, so steigerte sich sein Gewinn auf das Sechsfache.

Der Entschluß, dorthin auszuwandern, reifte schnell in ihm, und nur die Art und Weise, wie er es ausführen sollte, beschäftigte noch seinen Geist. Zu diesem Ende sprengte er selbst aus, er habe am Mississippi eine Plantage gekauft, wohin er bald mit Familie und Negern zu ziehen beabsichtige. Seine Gläubiger in der Nähe waren durch Pfänder für ihre Forderungen sicher gestellt, und es konnte ihnen gleichgültig sein, was er mit den Sklaven beginnen würde. Er unternahm zum Schein mehrere Reisen nach besagter Plantage und sprach dann bei seiner Rückkehr allenthalben von dem vortheilhaften Handel, den er beim Ankauf derselben gemacht habe.

Seine Gläubiger unterrichtete er selbst davon, daß er bald auf sein neues Gut übersiedeln werde und daß er seinen Rechtsanwalt bevollmächtigt habe, seine Besitzung in Kentucky zu verpachten, weil er dieselbe nicht verkaufen, sondern für einen seiner Söhne behalten wolle; die Schulden, welche darauf hafteten, werde er in kurzer

Zeit abtragen. So machte er seine beabsichtigte Auswanderung bekannt, ohne daß Jemand etwas Auffälliges darin finden konnte, im Gegentheil, durch den erdichteten Ankauf der sehr werthvollen Plantage, die er mit dem vollen dazu gehörigen Inventar erstanden haben wollte, von der aber Niemand wußte, in welcher Gegend sie lag, hatte er sich wieder neuen Credit geschaffen. Einem ihm befreundeten Advocaten übertrug er seine Geschäftsangelegenheiten unter Generalvollmacht, ließ ihn aber gleichfalls im Unklaren darüber, wo seine neue Besitzung liege. Er nahm Abschied von seinen Nachbarn mit der Versicherung, daß er recht oft sie besuchen und daß er in ein paar Jahren seinem Sohne Ashmore den hiesigen Familiensitz übergeben werde, ließ die Gegenstände, die er mitnehmen wollte, im Stillen nach Louisville fahren und plötzlich brach er selbst mit Frau und Kindern und von sämmtlichen Negern gefolgt dorthin auf, während er zugleich die Schlüssel zu seinen Häusern seinem Anwalt übersandte. In Louisville bestieg er das Dampfboot, auf dem er die Fahrt bis Neuorleans bedungen hatte, und langte nach Verlauf von einer Woche wohlbehalten in dieser Stadt an.

Das stürmische Geschäftsgewühl, welches hier während der letzten acht Monate geherrscht hatte, war verwogt, die meilenlange Reihe von Schiffen, die sich vor

der Stadt am Ufer des Mississippi hinaufgezogen hatte, war sehr gelichtet, die Werfte von Gütern entblößt und die Straßen waren menschenleer; denn die heiße Jahreszeit hatte begonnen und der grimme Feind, das gelbe Fieber, wurde täglich erwartet. Die vielen tausend Kaufleute, welche das Riesengeschäft nach der halben Welt von hier aus geleitet hatten, waren wie Zugvögel nach Norden gereist, die unermeßlich reichen Creolenfamilien, welche während der Wintermonate hier geglänzt hatten, auf ihre Plantagen zurückgekehrt, und die wohlhabenden Bürgerfamilien von Neuorleans selbst hatten sich nach den schönen bewaldeten Ufern der nahen herrlichen Landseen begeben, um dem Fieber aus dem Wege zu gehen und sich von der geleisteten rastlosen Arbeit zu erholen.

Auch Herr Morgan wohnte mit seiner Familie schon seit einer Woche an dem prächtigen Ponchartrainsee und hatte Harry in der Stadt zurückgelassen, damit derselbe dort sein Eigenthum wahre und den wenigen Geschäften vorstehe, welche noch zu besorgen sein sollten.

Williams hatte seinen Sohn von seinem Vorhaben und von der ungefähren Zeit, wann er in Neuorleans einzutreffen denke, unterrichtet, und als er gelandet war und kaum seine Effecten auf das Werft geschafft hatte,

kam Harry in einem Miethwagen angefahren, um die Seinigen zu bewillkommnen.

Mit Erstaunen blickten die Aeltern ihm entgegen, sie trauten ihren Augen nicht, sie konnten es nicht begreifen, daß dieser elegante junge Gentleman ihr Knabe Harry sein sollte. Harry aber schien ihre Verwunderung nicht zu bemerken, seine Eitelkeit wich dem kindlichen Gefühle der Liebe zu seinen Aeltern, er flog zuerst der Mutter in die Arme und unter Freudenthränen preßte sie ihn an ihr Herz. Dann empfing ihn sein Vater in gleich freudiger, herzlicher Weise und seine Geschwister umarmten und küßten ihn jubelnd und jauchzend.

Nach dem ersten Bewillkommnen aber nahm Williams die Hand seines Sohnes und sagte, indem er dieselbe schüttelte:

„Ich freue mich, Harry, Dich so zu finden. Du hast Dich brav gehalten und bist Gentleman geworden, sowie es einem Williams zukommt. Ist Herr Morgan in der Stadt?"

„Nein, er wohnt am See; ich kann es ihm aber heute noch sagen lassen, daß Du hier bist", erwiderte Harry in einem ernsten Geschäftston.

„So wollen wir ihn gar nichts davon wissen lassen, bis ich ihm von Texas aus schreibe; es würde nur zu vielerlei Fragen Veranlassung geben, die ich zum Theil

unbeantwortet lassen müßte, und so ist es besser, ich reise stillschweigend durch. Wann geht ein Boot nach Galveston ab?"

„Morgen Abend oder übermorgen früh; der Kapitän sagte mir, daß er es möglich zu machen hoffe, noch morgen die See zu erreichen, damit er übermorgen bei guter Zeit in Galveston landen könne. Wir wollen hernach an Bord gehen, wo er Dir selbst das Nähere mittheilen wird."

„Das paßt ganz vortrefflich. Nun aber zur Hauptsache, Harry. Wie ist es mit den Negern? Hast Du Vorkehrungen getroffen?"

„Woodfolk, der Sklavenhändler, erwartet sie, er hält Alles für ihren Empfang bereit und wird das Geschäft sofort mit Dir abschließen. Sie bleiben an Bord, bis ich Euch in das Hotel gebracht habe und zu ihnen zurückkehre, um sie zu Woodfolk zu bringen unter dem Vorwande, daß ich sie in ein Wirthshaus führen wolle. Sind sie einmal in den Mauern des Sklavenhändlers, so haben wir keine Schwierigkeiten mit ihnen mehr zu befürchten."

„Wird es nicht auffallen, wenn Du so viele Neger durch die Stadt führst?" fragte Williams ängstlich.

„Auffallen — diese paar Neger? Ja, wenn es einige Tausend wären! Nun aber laßt uns nach dem

Hotel fahren", entgegnete Harry und zeigte nach dem Wagen hin.

Madame Williams hatte mit wachsendem freudigem Erstaunen ihrem Sohne zugehört, plötzlich aber, als müsse sie dem Drange ihres Herzens Worte geben, ergriff sie seine Hand und sagte: „Aber, Harry, Du bist ja in den wenigen Monaten so ganz anders geworden, daß man Dich kaum wiedererkennt; siehst ja aus wie ein Herr und sprichst wie ein alter Geschäftsmann!" Dabei strich sie ihm die Locken zurück, küßte ihn auf die Stirn und setzte lächelnd noch hinzu: „Bist aber doch noch mein lieber Herzensjunge, und wenn Du Dein Haar auch noch so sehr parfümirst."

„Das gehört dazu", fiel Williams ein; „ein junger Mann muß etwas auf sich halten, sodaß das Volk auch in seinem Aeußern gleich erkennt, daß er einem guten Geschlechte angehört. Nun laß ihn gehen, Frau, damit wir erst zur Ruhe kommen und dann die Neger in Sicherheit bringen."

Harry sprang nun von dem Werfte auf das Dampfboot, sagte dem Comptoiristen desselben, daß er wegen des Gepäcks und der Neger des Herrn Williams bald wieder zurückkehren werde, und bestieg dann mit den Seinigen den Wagen, der sie schnell in das Hotel brachte.

So wenig Williams sich auch über die ungewöhnlich schnelle geistige und körperliche Veränderung in seinem Sohne aussprach, so war er doch ebenso sehr davon überrascht wie seine Frau und sah ihm mit Verwunderung und Stolz zu, wie er Alles rasch und zweckmäßig für ihn besorgte. Seine Dienste waren ihm aber auch sehr willkommen, denn nur seiner Vorbereitung und Anordnung hatte er es zu danken, daß er sich nur so kurze Zeit in Neuorleans aufzuhalten brauchte, und es drängte ihn mit großer Unruhe, den letzten Schritt aus den Vereinigten Staaten zu thun. Nicht daß er wirklich Grund zu Befürchtungen gehabt hätte, seine Creditoren möchten seine Flucht entdecken und ihn an der letzten Grenze noch zurückhalten; das böse Gewissen aber ruft dem Schuldigen unaufhörlich Gefahren zu und läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. So war es mit Williams. Er ließ Harry alle Einrichtungen treffen, nur um sich so wenig als möglich in den Straßen zu zeigen. Einige Stunden nach seiner Ankunft in der Stadt fuhr er mit Harry zu dem Sklavenhändler, schloß den Verkauf der Neger mit ihm ab, empfing das baare Geld dafür und kehrte in das Hotel zurück. Mit Sehnsucht erwartete er nun den Augenblick, wo er sich mit den Seinigen und seiner Habe auf dem Dampfschiffe befinden und der See zusteuern würde. Seine Hoffnung wurde erfüllt,

der folgende Abend traf ihn schon an Bord; der Abschied von Harry ward genommen, und fort schnaubte der Dampfer den Riesenstrom hinab dem Golf zu.

Die Reise ging schnell und ohne Störung von statten, denn am folgenden Abend, als die Sonne in die See hinabtauchte, landete das Schiff an der texanischen Insel Galveston vor der Stadt gleichen Namens.

Mit einem „Gott Lob!“ frei aufathmend, betrat Williams die neue Heimat, die ihn, jeder Schuld ledig, begrüßte.

Die vierzig Meilen lange und einige Meilen breite Insel, welche sich vor der Mündung der Galvestonbai eine Meile vom Festlande aus den grünen klaren Wogen des schönen Golfs von Mexico erhebt, war mit Ausnahme des kleinen Städtchens Galveston noch gar nicht angebaut und noch mit der reichen Grasdecke überzogen, welche ihr die Natur gegeben hatte. Das wunderbar herrliche Klima, der ewige Sommer und der unaufhörlich kühlende, erfrischende Seewind geben der Insel so viel Angenehmes, daß man ihre Mängel darüber vergißt, denn ihr Boden ist nicht reich und alles Wasser, welches aus ihrem Schooße gewonnen wird, ist mehr oder weniger salzig, sodaß Thiere und Menschen mit ihrem Durst auf das Regenwasser, welches sich in Cisternen sammelt, angewiesen sind. Dagegen ist die Weide

vortrefflich und die Jagd nach Wasservögeln über alle Beschreibung reich.

Williams erkannte, daß der Insel eine reiche Zukunft blühe; das Städtchen war im Wachsen, sein Schiffswerft dehnte sich aus, die Zahl der Schiffe in seinem Hafen mehrte sich und seine Lage sicherte ihm den ersten Rang als Stapelplatz für die Produkte von Texas. Land konnte er auf der Insel für einen sehr niedrigen Preis kaufen, die Weide bot ihm Gelegenheit, ohne alle Kosten einen bedeutenden Viehstand zu halten, und da sich sehr viele entlaufene Neger in der Stadt aufhielten, so konnte er für sein baares Geld Arbeitskräfte leicht erhalten.

Bald nach seiner Ankunft hatte er sich von allen Verhältnissen unterrichtet, kaufte an der Südseite der Insel einen Strich Landes von ungefähr viertausend Morgen und richtete sich dort eine Farm ein. Sein Wohngebäude stellte er auf eine in die See hinauslaufende Anhöhe, gegen welche sich die durchsichtigen, schaumgekrönten Wogen des Meeres in ununterbrochenem Laufe brausend heranwellten und, auf dem spiegelglatten Sande des Strandes ersterbend, die herrlichsten Fische und Krebse zurückließen, welche dann durch eine der später folgenden Wellen ihrem trockenen Grabe wieder entrissen und in ihre nasse, krystallhelle Heimat zurückgeführt wurden.

Williamspoint, wie die Landspitze genannt wurde, hatte die Natur zu einem der reizendsten Punkte auf der Insel geschaffen und die Ansiedlung krönte sie bald nach ihrer Entstehung mit dem reichen Schmucke der Cultur, mit Gärten, Feldern und Heerden.

Viertes Kapitel.

Obgleich während dieses Sommers das gelbe Fieber heftig in Neuorleans auftrat, blieb Harry Williams doch von demselben verschont. Sein leichter froher Sinn ließ ihn gar nicht an eine Gefahr denken, er wußte immer noch Vergnügen genug in der jetzt so stillen Stadt zu finden, und wenn er hinaus nach dem See fuhr, um Herrn Morgan Bericht abzustatten und den Tag mit dessen Familie zu verleben, so eilte er doch abends stets zurück, weil in irgend einer Restauration seine Freunde ihn erwarteten oder weil er einer seiner vielen Freundinnen einen Besuch zugesagt hatte. Zu Hause blieb er sicher nicht einen Abend, und in der Regel war es spät, wenn er dorthin zurückkehrte, um sich zur Ruhe zu begeben. Trotz der vielen Versuchungen jedoch, die von einem so ungebundenen Leben unzertrennlich sind, blieb Harry immer Herr seiner selbst und überdachte, so jung er auch noch war, jeden seiner Schritte.

Es mag eben das Bewußtsein seiner Jugend, seiner Unerfahrenheit gegenüber dem reifern Umgange, den er pflegte, gewesen sein, welches ihn vorsichtig machte, während zugleich ein unbewußter Drang ihn dazu trieb, die Menschen zu studiren und, ihre Schwächen benutzend, von ihnen unabhängig und ihnen überlegen zu bleiben. Unter den vielen geistigen Anlagen, welche die Natur ihm gegeben hatte, war eine scharfe Beobachtungsgabe besonders vorherrschend; er sah Alles, was um ihn vorging, jede Bewegung, jeden Blick Anderer bemerkte er und suchte darin deren Gedanken zu lesen, während er unwillkürlich zu gleicher Zeit es selbst vermied, zu verrathen, was er dachte, was er fühlte. Darum wurde ihm der Trunk sehr verhaßt; es widerte ihn an, wie ein Betrunkener sich so vollkommen in die Gewalt Anderer gab, und so gern er sich durch ein Glas Wein erheitern ließ, so genoß er ihn doch nur mit der größten Vorsicht. Die Neigung in seinem Charakter, seine Mitmenschen zu übersehen, steigerte sich in gleichem Maße, wie er seiner geistigen Ueberlegenheit über sie sich bewußt wurde, aber in gleichem Maße verringerte sich auch seine Achtung vor ihnen. Dummheit, geistige Unbehülflichkeit, wenn auch mit Gutmüthigkeit gepaart, waren ihm verächtlich, und nur Persönlichkeiten von scharfem, geriebenem Verstand und Witz wählte er zu seinem Umgang. Dabei

fragte er weniger nach deren Grundsätzen, deren Moralität, wenn sie nur als Gentlemen lebten.

Der Herbst kam; mit der ersten kühlen Nacht war das gelbe Fieber verschwunden, und sofort begann Neuorleans sich aus allen Weltgegenden, namentlich aber aus dem Norden der Vereinigten Staaten her wieder mit Menschen zu füllen. Die verschlossenen Häuser, die prächtigen Läden öffneten sich, die Wohnungen bis hinauf zu den kleinsten Erkern füllten sich mit Miethern, den Fluß herab strömten die ungeheuren Massen von Landeserzeugnissen und Waaren aller Art der Stadt zu, und der Donner der Tausende von schweren Maulthierkarren, welche die Güter nach den Seeschiffen am Werfte führten, verhallte weder Tag noch Nacht. Neuorleans war wieder die Stadt des Weltgeschäfts, des Reichthums, des Glanzes, des Vergnügens, der Ueppigkeit. Ein wogender Menschenstrom füllte ihre Straßen, in prächtigen Carrossen, in strahlender Toilette durchzogen sie die blendend schönen Creolinnen, elegante Reiter tummelten ihre edlen Rosse durch sie hin und die wogenden Klänge rauschender Musik durchtönten sie von Sonnenuntergang bis zum Anbruch des Tages.

Harry Williams entfaltete seine ganze Thätigkeit; den Tag über war er die Seele von Morgan's Geschäft und abends der Lebensfunke im fröhlichen Kreise

seiner Freunde und seiner Freundinnen. Seine Bekanntschaften mehrten sich täglich, er erhielt Zutritt in den reichsten Creolenfamilien, die Männer priesen ihn als einen „smart businessman“ (scharfen Geschäftsmann) und die Frauen und Mädchen stritten sich um ihn als einen „real ladiesman“ (wahren Damenhern). Er war der erklärte Liebling der Damen, keiner der jungen Männer wußte sie so geistreich und munter zu unterhalten und ihnen so viel Schönes zu sagen, keiner hatte so viel vornehmen Anstand in seinem Benehmen und keiner kleidete sich so geschmackvoll, so fashionable als der junge Williams oder sweet Harry, wie sie ihn zu nennen pflegten.

Herr Morgan erkannte sehr wohl den Werth, welchen Harry für sein Geschäft hatte; er überließ ihm gern alle Verfügungen beim An- und Verkauf von Waaren sowohl als auch bei Geld- und Wechselgeschäften, denn er selbst hätte sein eigenes Interesse nicht besser dabei wahren können, und den vollsten Beweis von seinem unbegrenzten Vertrauen gab er ihm dadurch, daß er ihm die Procura in seinem Geschäfte übertrug. Aber auch in klingender Münze sprach er seine Anerkennung für Harry's Verdienste aus, indem er ihm einen festen Gehalt von tausend Dollars aussetzte. Zu seiner Freude sah er, daß Harry nach diesen Auszeichnungen womög-

lich noch eifriger für ihn thätig war, daß er noch früher im Geschäft erschien und abends noch länger darin arbeitete. Nicht angenehm dagegen war es ihm zu erfahren, daß derselbe Nacht für Nacht sich außer dem Hause befand und oft erst gegen Morgen zurückkehrte, namentlich aber, daß ihm unter seinem Umgang Persönlichkeiten genannt wurden, die keinen guten Namen hatten, obgleich sie als Gentlemen lebten und die bessere Gesellschaft besuchten. So widerstrebend es ihm nun auch war, in die Privatangelegenheiten seines Geschäftsführers sich zu mischen und ihm Ermahnungen zu geben, so blieb derselbe doch immer noch sein Schutzbefohlener und er hielt es für seine Schuldigkeit, ihm wenigstens seinen Rath zu ertheilen, wenn er sein Wohl gefährdet glaube. Er that es an einem Sonntagmorgen, als Harry ganz allein in dem Comptoir saß und arbeitete. Mit freundschaftlicher und väterlicher Herzlichkeit bat er ihn, seine Gesundheit mehr zu schonen, da dieselbe durch Entziehung der nöthigen Nachtruhe unfehlbar leiden müsse, und machte ihn dann auf die gefährlichen Personen aufmerksam, mit denen er verkehre und welche wenigstens seinem guten Namen Nachtheil bringen würden, wenn sie auch auf seinen Charakter keinen bösen Einfluß ausüben könnten.

Harry schien durch die Vorstellungen Morgan's we-

der überrascht noch verlegen, im Gegentheil, er dankte ihm für den wohlgemeinten Rath und versprach, denselben für die Folge zu berücksichtigen.

„Vor allen Dingen, lieber Williams, rathe ich Ihnen", nahm Morgan dann wieder das Wort, „meiden Sie den Umgang, ja jede Berührung mit jenem Holcroft; er ist einer der gefährlichsten Menschen in der Stadt."

„Holcroft?" entgegnete Harry mit verwundertem Tone. „Holcroft ist ja ein Gentleman."

„Das heißt, sein Aeußeres ist dem eines Gentleman ähnlich, sein Charakter hat aber nichts von einem solchen. Es ist ja bekannt und er selbst macht kein Geheimniß daraus, daß er jahrelang Sklavenhändler zwischen Afrika und Brasilien war; die Welt aber sagt, daß er auf dem Meere ein noch viel schrecklicheres Handwerk getrieben habe — er soll Seeräuber gewesen sein."

„Das glaube ich nicht, lieber Herr Morgan", fiel Harry ein; „man darf nicht Alles für wahr annehmen, was die Welt sagt. Und wenn Holcroft mit Sklaven gehandelt hat, so lag meiner Ansicht nach kein Unrecht darin, denn wenn das Gesetz unseres Landes es billigt, Sklaven zu halten, so muß es auch erlaubt sein, damit zu handeln. Das Unrecht kann man nur in der schlechten Behandlung der Sklaven suchen, und die wird Holcroft wohl nicht nachgewiesen sein. Uebrigens ist er ein sehr

interessanter Mann, der viel gesehen, viel Unglück und Mißgeschick getragen und immer durch eigene Kraft sich über das Schicksal gestellt hat."

„Solche Leute, lieber Williams, sind nicht immer passende Gesellschafter für ein jugendliches, leicht empfängliches Gemüth; sie werden hartherzig und verbissen gegen ihre Mitmenschen und rächen an diesen, was das Schicksal, vielleicht auch ihre eigenen Fehler an ihnen verschuldet haben. Es gehört ein ganz edler Charakter dazu, unverschuldet viel Unglück zu tragen und doch noch warme Gefühle für die Menschheit im Herzen zu bewahren. Holcroft aber ist kein solcher, das steht auf seinem Gesicht geschrieben. Hören Sie meinen Rath, Williams, und halten Sie diesen Mann fern von sich, damit das Urtheil der Welt über ihn nicht auch Sie treffe."

Harry wiederholte sein Versprechen, die Gesellschaft des Sklavenhändlers so viel als möglich zu meiden, und gab dann schnell dem Gespräch eine andere Richtung, indem er um Bestimmung von Crediten bat, welche verschiedenen Pflanzern von Tennessee und Kentucky bei ihren beabsichtigten Einkäufen bewilligt werden sollten.

Am folgenden Morgen füllte sich das Lagerhaus des Herrn Morgan sehr früh mit alten Geschäftsfreunden und neuen Kunden, die in Verbindung mit ihm zu

treten wünschten. Harry war überall zugegen, er bewillkommnete die Leute aufs freundlichste, fragte nach ihren Bedürfnissen, führte sie in dem Lager umher, zeigte ihnen die Waaren und pries dieselben an, oder er geleitete sie in das Comptoir, um dort ihre Rechnungen nachzusehen, Zahlungen zu empfangen, Quittungen auszustellen oder Anweisungen auf die Banken zu geben. Herr Morgan dagegen saß fest an seinem Schreibtisch, mit seiner umfangreichen Correspondenz beschäftigt, und ließ sich dabei nur dann und wann durch einen alten oder werthvollen neuen Kunden unterbrechen.

Harry hatte eben ein Geschäft von bedeutendem Betrag mit einem Pflanzer aus Arkansas, einem langjährigen Geschäftsfreund Namens Stone, abgeschlossen und Zahlung dafür erhalten, als er die Quittung darüber ausstellte und sie mit Morgan's Namen unterzeichnete. Er reichte dieselbe dem Pflanzer dankend hin, und dieser wollte sie zusammenfalten, als sein Blick auf die Unterschrift fiel.

„Ha, ha, Freund Morgan", rief er diesem lachend zu, „das überbietet doch Alles, was ich bis jetzt gesehen! Dieser liebenswürdige Herr Williams ist nicht allein eine zweite Ausgabe von Ihnen als gewandter, unvergleichlicher Geschäftsmann, seine Handschrift sogar ist ein reiner Abdruck von der Ihrigen, und hätte ich es nicht selbst

gesehen, daß er diese Quittung unterzeichnete, ich würde Haus und Hof darauf verwetten, daß es Ihre eigene Unterschrift sei, die ich ja bereits seit zwanzig Jahren kenne!"

Dabei reichte er Morgan das Papier hin und sagte:

„Verdammt, wenn Sie nicht selbst glauben müßten, Sie hätten es geschrieben."

Morgan warf nur einen flüchtigen Blick darauf und gab dem Pflanzer das Papier mit den Worten zurück:

„Ja ja, sehr täuschend, lieber Stone. Herr Williams besitzt ein großes Schreibtalent; er copirt Ihre Unterschrift ebenso genau wie die meinige."

„Das soll er wohl bleiben lassen, bei Gott!" antwortete Stone; „aber sehen möchte ich's doch. Kommen Sie her, junger Freund, geben Sie mir ein Stück Papier", fuhr er zu Harry gewandt fort, indem er mit demselben an das Pult trat.

Harry legte dem Manne lächelnd einen Briefbogen hin und reichte ihm eine Feder, indem er sagte:

„Wohlan, Herr, es kostet Ihnen aber gelegentlich eine Flasche alten Madeira."

„Und wenn es auch zwei sind! Hier haben Sie meinen schönen Namenszug, nun machen Sie einmal Ihr Meisterstück", sagte der Alte, indem er seinen Na-

men niederschrieb, einen wilden Zug darunter führte und dann die Feder an Harry gab.

„Einige Probeschüsse behalte ich mir vor“, bemerkte dieser lachend, nahm ein anderes Stück Papier und copirte mehrere Male vorsichtig die Schrift des Pflanzers, neigte sich jedoch so darüber, daß dieser nicht auf seine Hand sehen konnte. Nach einigen Minuten aber schon wandte Harry sich nach ihm um und sagte: „Jetzt gilt’s, Herr Stone.“

„Das möchte ich sehen“, versetzte dieser, indem er seine Hände in die weiten Taschen seines Rockes schob und seinen Blick auf den Briefbogen heftete.

Harry copirte nun mit fester Hand die Unterschrift des Pflanzers dicht unter dieselbe und sagte dann, die Feder niederlegend: „Charles William Stone; hier, Herr, Sie haben den Madeira verloren.“

„Beim Himmel!“ rief dieser laut aus und ergriff das Papier, „Sie sind ein Hexenmeister. Ist Ihre Schrift doch wahrhaftig nicht von der meinigen zu unterscheiden! Sehen Sie her, Freund Morgan, ob sie sich nicht wie ein Ei dem andern gleichen; ein Glück für uns alle, daß diese Kunst eine so seltene ist!“

„Freilich wäre sie in manches andern Menschen Hand eine sehr gefährliche“, versetzte Morgan und bat den Pflanzer dann, ihn zu entschuldigen, da

er noch einige Briefe vor Abgang der Post zu schreiben habe.

Die Nacht war hereingebrochen, die Geschäftslokale waren verlassen und die Vergnügungsorte belebten sich mit Gästen.

Harry Williams saß noch allein in dem Comptoir mit den schriftlichen Arbeiten beschäftigt, für welche ihm der Tag keine Muße gegönnt hatte. Von Zeit zu Zeit sah er von seinen vor ihm liegenden Büchern und Papieren auf und lauschte den Tönen der Belustigungen, die durch die Straße schallten. Bald waren es die brausenden Klänge von weit her schallender Janitscharenmusik, bald die Melodien eines Leierkastens, bald der erschütternde Krach eines Kanonenschlags, der einem Feuerwerk voranging, welche ihn aus seinem Fleiß aufstörten. Dann sah er nach seiner goldenen Uhr, die er jetzt statt der silbernen trug, strich seine Locken zurück und arbeitete weiter. Da schlug die Glocke zehn Uhr. Harry legte seine Feder weg, schlug die Bücher zu, löschte die Lampe aus und eilte auf sein Zimmer, wo er in wenigen Minuten seine Toilette nachholte, sein Haar ordnete, einige Tropfen Veilchenwasser auf sein Taschentuch goß und dann mit dem Licht in der Hand vor den mit der obern Seite etwas nach vorn geneigten Spiegel trat, sodaß er seine ganze Gestalt darin sehen konnte. Er betrachtete sich

schnell von allen Seiten, nahm Hut und Handschuhe und sprang dann flüchtig die Treppe hinab und zur Hausthür hinaus. Den Schlüssel zu derselben hatte er bereits in der Hand, um sie zu verschließen, denn außer ihm und einem alten Neger, welcher gleichfalls einen Schlüssel besaß, wohnte Niemand in dem Hause, dessen Räume sämmtlich als Waarenlager benutzt wurden. In diesem Augenblicke kam Herr Morgan von der andern Seite der Straße und trat zu Harry an die Thür.

„Lassen Sie offen, lieber Williams, ich muß noch einmal in das Comptoir, ich habe etwas vergessen", sagte er und fügte, Harry anschauend, noch lächelnd hinzu:

„Sie sind ja in voller Gala! Wohin gehen Sie denn, wenn ich fragen darf?"

„Bei Roisier ist Ball und ich hatte schon vor acht Tagen versprochen, zu kommen", erwiderte Harry.

„Aber so spät, es ist ja halb elf! Warum sind Sie nicht früher gegangen?"

„Ich hatte noch zu arbeiten; bei Tage kommt man nicht dazu. Hätte ich es nicht versprochen gehabt, so wäre ich gar nicht hingegangen."

„Nein, mein lieber Williams, das würde sehr unrecht von Ihnen gewesen sein; ein junger Mann muß es sich zur Ehre anrechnen, von Roisiers eine Einladung zu bekommen; es ist eine der ersten Creolenfamilien,

in der man nicht leicht Zutritt erhält. Nun aber eilen Sie sich, dort an der Ecke finden Sie einen Wagen. Viel Vergnügen!"

Hiermit drückte Morgan seinem Schutzbefohlenen freundlichst die Hand und dieser eilte der Straßenecke zu, wo er einen Fiaker bestieg, der ihn bald vor dem Palais des Herrn Roisier absetzte.

Die Musik ließ die ersten Töne eines Contretanzes erschallen, als Harry in den prächtigen, blendend erleuchteten Tanzsaal eintrat und stehen blieb, um auszufinden, wo die Dame vom Hause saß. Im nächsten Augenblick aber kam Herr Roisier auf ihn zu, bewillkommnete ihn mit größter Artigkeit und geleitete ihn selbst zu seiner Gattin, welche im anstoßenden Gemach, von vielen Damen umgeben, in einem Divan saß.

„Sieh, Laura, da ist der schöne junge Kentuckyer! Er bring Dir gewiß wieder einige Artigkeiten mit", flüsterte eine junge Dame einer andern zu und ergriff zugleich hastig deren Hand, um ihre Aufmerksamkeit auf Williams zu lenken, als derselbe mit Herrn Roisier durch den Saal schritt.

„Wahrhaftig, so ist er doch noch gekommen! Ich glaubte schon —" sagte die Angeredete freudig überrascht und heftete ihre glänzend schwarzen Augen auf Harry.

„Ein reizender Junge. Er sieht Dich schon, Laura. Du bist für diesen Tanz noch nicht versagt“, rief ihr leise eine andere Freundin zu, und über die Wangen des marmorbleichen Gesichts der schönen Laura flog es wie ein Anhauch von Carmin.

In diesem Augenblick ging Harry, indem er sich mit den Worten „Meine Damen“ artig grüßend verbeugte, an den jungen Mädchen vorüber, richtete aber dann noch einen zweiten, sehr freundlichen Gruß mit einer zierlichen Handbewegung an Laura insbesondere.

Kaum war er vorübergeschritten, als ein junger Creole zu Laura trat und sie zu diesem Tanze aufforderte. Laura aber dankte mit dem Bemerken, daß sie schon versagt sei.

Madame Roisier empfing Harry ebenso artig, wie ihr Gatte es gethan, und dankte ihm, daß er, wenn auch nicht früher, doch gekommen sei.

„Was hat Sie denn aber noch so spät von uns fern halten können?“ fragte sie mit einem freundlichen Vorwurf im Ton.

„Wirklich, nur die Pflicht konnte es, Madame Roisier; ich komme so eben aus dem Comptoir“, entgegnete Harry mit einer Verbeugung.

„Dies ist Thatsache“, nahm Herr Roisier wieder das Wort; „unser junger Freund ist ein fleißiger, tüch-

tiger Geschäftsmann und verdient dem Herrn Morgan viel Geld; so bedeutend ist dessen Geschäft niemals gewesen."

„Nun aber müssen Sie nachholen, Herr Williams, was Sie beim Tanzen versäumt haben. Man tritt schon an — wenn Sie nur noch eine Dame finden!"

„Veronica wird es sehr angenehm sein, Herr Williams, Ihnen ihre Hand zu diesem Tanze geben zu können", fiel Madame Roissier schnell ein und winkte ihre unfern stehende Tochter herbei. Harry dankte der Mutter für das Glück, welches sie ihm zugewandt, sagte dann der schönen Creolentochter, daß dieser Tanz ihn für den ganzen Verlust, den er durch sein spätes Kommen erlitten habe, entschädigen werde, und beklagte sich, während er Veronica in den Tanzsaal führte, über sein Mißgeschick, daß er sie in den letzten Abenden weder in der italienischen Oper, noch auf der Promenade hätte erspähen können.

Laura, auch eine reiche Creolin aus dem südlichen Theile von Louisiana, tanzte nicht trotz der vielen Aufforderungen, welche sie erhielt. Sie hatte sich in einem Divan niedergelassen gegenüber dem Platz, wo Harry mit Veronica tanzte, hatte ihren Fächer entfaltet und spielte mittels der leichten, graziösen Bewegungen desselben mit Harry's Augen Frage- und Antwortspiel.

Den folgenden Cotillon aber tanzte sie mit ihm und Harry wiederholte jetzt mit Mund und Hand, was er vorher mit Blicken ausgesprochen hatte.

Die Stunden flogen und es war Mitternacht vorüber, als die Musik des letzten Tanzes verhallte. Die Gäste drängten sich zu der Dame vom Hause, um sich zu empfehlen; Herr Roisier entließ sie dankend an der Saalthür, und nun eilte man in das Garderobezimmer nach Mänteln, Shawls und Hüten.

Harry begleitete Laura in halblauter Unterhaltung dorthin, hing ihr die Mantille um, empfing zum Dank dafür ihren Busenstrauß, und nachdem sie einen rothen Seidenshawl über ihre schwarzen Locken gebunden, nahm sie seinen Arm und ließ sich von ihm nach dem Wagen führen, der eben vor der Marmortreppe des Palais vorgefahren war. Vater und Mutter der jungen Dame stiegen zuerst ein, dann hob Harry die Tochter in den Wagen; die Aeltern baten ihn um einen recht baldigen Besuch, den er zusagte, und im Fortfahren ermahnte ihn der Abschiedsblick Laura's, Wort zu halten.

Es war eine helle Mondscheinnacht und die Straßen waren sehr belebt. Harry schlug den nächsten Weg nach seiner Wohnung ein und schritt hastig vorwärts, als er plötzlich, um eine Ecke biegend, von der andern Seite der Straße angerufen wurde.

„Halloh, Williams! Wohin so rasch? Doch noch nicht nach Hause?"

Mit diesen Worten trat Holcroft, der frühere Sklavenhändler, auf Harry zu und reichte ihm die Hand.

Er war ein Mann von beinahe vierzig Jahren, von untersetztem, muskulösem Bau und sehr breiten Schultern. Auf seinem scharfgeformten, wettergebräunten Gesicht stand ein Leben voller Gefahren, Entbehrungen und wilder, stürmischer Auftritte geschrieben, und verzweifelter, trotziger Entschluß sowie unbeugsamer Wille sahen aus seinen grauen Augen hervor. Die breiten schwarzen Brauen und das tiefschwarze Haar steigerten noch das Eiserne seiner ganzen Erscheinung, welches sich in jedem Blick, jeder Bewegung kund that.

„Es ist schon spät, Holcroft, und ich muß morgen frühzeitig im Geschäft sein", entgegnete ihm Harry auf seinen Gruß.

„Spät? Hat der neue Tag doch kaum begonnen! Wollen Sie es dem großen Haufen nachmachen und die Hälfte Ihres Lebens verschnarchen? Seien Sie Philosoph, und zwar schon jung; im Alter ist die Philosophie eine zerbrechliche, nutzlose Leiter, ein ohnmächtiger Anker, an welchen der Mensch sich klammert, der die Freuden der Jugend nicht gekostet und der aus dem schalen, werthlosen Rest seines Lebens noch Seligkeiten erringen möchte.

Wem die Nacht nicht mehr gehört, der greife nach dem Gebetbuche! Kommen Sie mit, junger Freund, wir gehen zu Dubard in den Eiscrêmesalon, dort finden wir Freunde, Wein und Mädchen."

Hierbei schlang der Sklavenhändler Harry's Arm in den seinigen und zog ihn mit sich fort.

„Aber, Holcroft, ich muß wahrhaftig nach Hause gehen!" sagte Harry widerstrebend.

„Das müssen wir alle, nur jetzt noch nicht. Sind Sie denn schläfrig oder fürchten Sie es zu werden? Ich will Sie wach erhalten mit einer lustigen Episode aus meinem Leben. Lassen Sie uns eilen; Zeit verloren, Glück verloren!"

Harry beeilte jetzt gleichfalls seine Schritte und bald glühten ihnen die buntfarbigen Lampen entgegen, welche das Ziel ihrer Wanderung bezeichneten, zugleich aber durchwogten von dorther die rauschenden Klänge voller Janitscharenmusik die Straße und verkündeten, daß der Salon noch heiter belebt sei. Derselbe erhob sich über dem langen einstöckigen Gebäude auf dessen platter, mit Steintafeln belegter Oberfläche und bestand aus einem leichten zeltförmigen Dache, welches ringsum auf zierlichen eisernen Säulen ruhte. In graziösem Gewinde schlangen sich blühende Lianen um die Pfeiler auf und nieder, und die Räume zwischen denselben waren

mit den prächtigsten Tropengewächsen ausgefüllt, sodaß dieselben dichte Laubwände bildeten. Während aus deren saftigem Grün Hunderte von bunten Lampen ihren magischen Schein durch den Salon warfen, sandten auch die Lichter eines Kronleuchters durch farbige Gläser ihre bunten Strahlen in demselben umher, sodaß die Beleuchtung eine milde, trauliche war, die mit dem Mondlicht, welches hier und dort die immergrünen Wände durchdrang, im Einklang stand.

Harry und sein Führer hatten die breite Treppe erstiegen und traten in den Salon ein, wo an vielen kleinen Tischen eine zahlreiche Gesellschaft von geputzten Damen und Herren aus allen Ständen umhersaß und dem Hochgenusse fröhnte, welchen in heißen Ländern das Eis bietet. Es waren aber auch viele unter den Gästen, die sich an Wein und Früchten labten, während noch andere den stärkern, aus Branntwein bereiteten Getränken zusprachen.

„Halloh, Holcroft, hierher!“ riefen diesem beim Eintreten mehrere junge Männer zu, welche an dem fernen Ende des Salons um einen Tisch saßen und, wie es schien, sich in sehr heiterer Laune befanden. Sie sprangen auf, machten für die Ankommenden Platz an ihrem Tische, und diese ließen sich in dem fröhlichen Kreise nieder.

„Warum so spät, Holcroft?“ fragte einer der Männer. „Wir haben schon seit einer Stunde auf Sie gewartet.“

„Ich war in der Oper und hatte dann noch Geschäfte in unserm Club. Auf dem Wege von dort hierher traf ich zum Glück meines jungen Freundes Williams und zu meiner Freude mit ihm zusammen; er war wahrhaftig auf dem geraden Wege nach Hause, um sich schlafen zu legen und einige kostbare Stunden seines jungen Lebens unnöthig zu verträumen. Vier Stunden Schlaf ist genug, mehr ist Verschwendung und nur eine böse Gewohnheit.“

Bei diesen Worten nahm Holcroft Cigarren hervor, reichte sie Harry hin und bediente sich nach ihm selbst mit einer solchen.

„Aber was trinkt Ihr da?“ fuhr er fort, indem er die Cigarre anzündete. „Branntwein? Der paßt nur für ernste Stunden, mit der brennenden Lunte hinter dem langen Tom (Drehkanone auf Piratenschiffen) oder mit der Streitaxt, dem Messer in der Hand. Auf der heitern Seite des Lebens verdirbt er mir die Laune. Kellner, Champagner!“

Mit diesen letzten Worten wandte Holcroft sich an den schwarzen Diener, der herzugetreten war, um seine Befehle zu empfangen, und der nun seinen Auftrag schnell ausführte.

Der Pfropf flog knallend von der Flasche und der feurige Wein schoß zischend in die Gläser.

„Hier, Gentlemen", sagte der Sklavenhändler, sein Glas erhebend und sich gegen seine Gefährten verneigend, „die Nacht mit all ihren Freuden soll leben; mag sie uns treu bleiben bis an unser seliges Ende!"

Alle leerten das Glas, nur Harry nicht, er nippte daran und stellte es dann vor sich nieder.

„Nein, Williams, auf diesen Toast müssen Sie austrinken bis auf den letzten Tropfen, er gilt Ihnen insbesondere", sagte Holcroft zu ihm, füllte sein eigenes Glas wieder und leerte es mit einer abermaligen Verneigung gegen Harry.

„In fröhlicher Gesellschaft müssen Sie nicht so ganz nüchtern bleiben", fuhr er in heiterem Tone fort; „der Geist des Weins ist ein Zauberer, vor dem sich unsere Plagegeister verkriechen und der uns die Welt in rosigem Lichte zeigt."

„Nun, so mag er seine Zauberhand einmal über mich halten, für das rosige Licht aber, welches uns hier umgibt, danke ich ihm nicht, das gehört den bunten Lampen", entgegnete Harry lachend und leerte sein Glas, welches Holcroft sogleich wieder füllte, indem er sagte:

„Er wird Sie aber die vielen schönen Augen, die

uns hier umstrahlen, noch prächtiger erblicken lassen, als sie es schon in der Wirklichkeit sind. Die schönsten Augen, Gentlemen, sie sollen leben!"

Hiermit hob er abermals sein volles Glas empor, und alle, auch Harry, tranken aus.

„Nun aber die versprochene Episode aus Ihrem Leben, Holcroft", sagte Harry, und die Andern stimmten mit in die Aufforderung ein, daß der Sklavenhändler eine Geschichte aus seinem Seeleben zum Besten geben möchte.

„Wenn Ihr es wollt, recht gern. So hört denn", versetzte Holcroft, rückte etwas weiter vom Tische ab, schlug ein Bein über und begann:

„Ich hatte es mir einmal wieder recht sauer werden lassen und mich während zweier langen Jahre mit einem alten Schooner Panther, der unter meiner Führung so manche verzweifelte Probe seiner Güte und seiner Schnelligkeit bestanden hatte, auf der Küstenfahrt zwischen hier und Boston umhergetrieben. Ich wollte auf dem Wege, den die Welt als den einzig rechten vorschreibt, durch Arbeit, Sparsamkeit und Ehrlichkeit mir mein Brod verdienen und mich womöglich auch zu einem der Reichen und Großen dieser Erde erheben. Ich lebte wie ein Hund, wischte mir vor jedem Vergnügen, vor jeder Annehmlichkeit die Lippen und arbeitete mit

rastloser Thätigkeit Tag und Nacht in Sturm, Sonnenglut und eisigem Frost, ich fuhr mit halber Mannschaft und war Kapitän und Steuermann zugleich. Was hatten mir nach zwei Jahren alle Entbehrungen, alle saure Arbeit, alle Ehrlichkeit geholfen? Ich war dabei immer mehr zurückgekommen, ich hatte den Reichen noch reicher gemacht und war selbst zum Bettler geworden. Böse lange Reisen, schwere Seebeschädigungen, unglückliche Conjuncturen und Verluste an weniger ehrlichen Leuten, als ich war, hatten mich in Schulden gebracht und ich erfuhr im Hafen von Charleston, daß man in Neuyork auf meine Rückkehr warte, um meinen alten Pänther mit Beschlag zu belegen und mich mit dem weißen Stocke davon zu senden.

Jetzt kam ich zur Besinnung. Sollte ich noch länger den ehrlichen dummen Teufel spielen, der sich zum Vortheil seiner klügern Mitmenschen quälte und ihnen sein Leben opferte, oder sollte ich es machen wie sie, denen jede Gelegenheit erwünscht war, mich zu übervortheilen, und sollte sie selbst zu übervortheilen suchen? War ich nicht ebenso gut zu einem angenehmen, freudenreichen Dasein berechtigt und konnte ich es mir nicht ebenso gut verschaffen, wenn ich wie sie den Raum meines Gewissens nicht mehr in solcher Dummheit beschränkte und wenn ich mich nur davor hütete, mit dem

Gesetz zusammenzustoßen? Ich war entschlossen, das alte Blatt in meinem Lebensbuche umzuschlagen und auf einem neuen zu beginnen. In Neuyork sollten sie vergebens auf mich und meinen Panther warten, und um ihre Sehnsucht nach uns beiden noch zu steigern, zog ich für zweitausend Dollars Wechsel auf sie, verkaufte dieselben in Charleston und segelte mit meiner Fracht nach Brasilien.

Die alte dumme Haut war abgestreift, ein anderer Geist, ein anderes Leben war auf dem Panther eingezogen. Meine Kajüte prangte in Seide und Gold, meine Vorrathskammer war reich mit Wein und Champagner versehen, und statt des einsamen, sorgenvollen Kapitäns, der früher darin darbte, schwelgte jetzt in ihr ein lebensfroher, glücklicher Mann in den Armen des reizendsten Mädchens, das jemals von den blauen Wogen des Oceans getragen wurde. Adrienne, eine französische Creolin, die ich in Charleston kennen lernte, verließ mir zu Liebe heimlich Aeltern, Freunde und Wohlleben und folgte mir auf der gefahrvollen Bahn, die ich zu betreten beschlossen hatte.

In Rio übernahm ich es, für halbe Rechnung mit einem dortigen Hause eine Ladung Sklaven von der Goldküste zu holen. Mein alter Panther glänzte bald wieder in vollem Waffenschmucke; außer sechs Kanonen von gutem Kaliber trug er wie früher in seiner aben-

teuerlichen Jugendzeit in der Mitte auf dem Verdeck einen Vierundzwanzigpfünder, welcher sich schneller drehte als der Wimpel, der über ihm flatterte. Die Bemannung hatte ich Mann für Mann selbst mir ausgewählt, es war keiner darunter, der vor Kugel oder Stahl geblinzt hätte, und alle waren entschlossen, das Unternehmen im Nothfall mit Gewalt der Waffen durchzuführen. Die Fahrt nach Afrika ging schnell und glücklich von statten und eine Woche nach meiner Ankunft trug der Panther vierhundert Schwarze in seinen Eingeweiden in den Ocean hinaus. Das Glück schien uns zu begleiten; vierzehn Tage lang lagen wir steif bei dem herrlichsten Winde, ohne daß wir irgend einem Segel begegnet wären. Lust und Freude herrschten unter uns, die Ladung Menschenfleisch, welche wir führten, versorgte meine Leute nach Herzenslust mit Geliebten, und mir lachte die frohe Aussicht, mit meiner Adrienne irgendwo auf einem schönen Punkte der Erde mir eine sorgenfreie Existenz zu gründen. Da tauchte plötzlich eines Morgens ein Segel am Horizont auf, und wenn auch Furcht in unser aller Brust ein Fremdling war, so sahen wir doch mit wachsender Spannung nach dem Schiffe hin und suchten zu entdecken, welchen Charakter es trage. Lange blieben wir auch nicht darüber in Zweifel; es war ein Kriegsschiff, ein englischer Kutter. Bis jetzt war mir noch kein

Schiff begegnet, welches dem Panther an Schnelligkeit gleichgekommen wäre, und sobald ich in dem rasch herankommenden Fahrzeug den englischen Kreuzer erkannt hatte, ließ ich meinen Schooner vor den Wind legen, um dem Feind mehr Raum hinter mir zu geben. Alle Segel, die er tragen konnte, ließ ich setzen, alle Taue straff ziehen, aber der Magen des Panthers war zu schwer gefüllt, er hatte seine Sprungkraft verloren und ich sah sehr bald ein, daß der Engländer mir in wenigen Stunden auf den Fersen sitzen würde. Ich ließ die Mannschaft zusammentreten und stellte es ihr anheim, zu entscheiden, was wir thun sollten. „Zum Kampf!“ war die einstimmige Antwort, und mit Jubel sprang Alles zu den Waffen. Im Augenblick wurde der Panther dem Kutter zugewandt, die Geschützlucken flogen auf, der lange Tom wurde klar gemacht, und kaum gab der Engländer das Zeichen, daß er uns sprechen wolle, so sandte ich ihm vierundzwanzig Pfund Eisen als Antwort darauf zu. Jetzt aber blähte er sich auf wie ein zorniger Truthahn. Alles war Leben auf seinem Verdeck, und bald begrüßte er uns gleichfalls mit Eisenbällen, die aber hoch über uns hinsausten. Der Panther hatte es sich unterdessen zum Fechten leicht gemacht, alle Segel hatte er abgeworfen und nur die behalten, welche ihn in seinen Bewegungen schnell und behend machen konnten.

Ich ließ ihn geraden Wegs auf den Kutter lossteuern, um denselben zu entern, er wich aber aus und gab mir eine Ladung, die viel Unheil in meinem Segelzeug anrichtete. Wir lagen jetzt auf Büchsenschußweite einander gegenüber. Meine Kanonen ließen keine seiner Fragen unbeantwortet, vergebens aber suchte ich ihn mit meinem Schiffe zu erreichen, er wich mir bei jedem neuen Versuche dazu aus. Der Kampf in dieser Weise war ungleich, seine bessern Geschütze thaten mir von Minute zu Minute mehr Schaden und unser besserer Muth konnte nicht zur Geltung kommen. Drei meiner Leute waren schon getödtet und eine Kugel riß meinem ersten Steuermann neben mir das Bein weg, da sprang ich selbst an den langen Tom, zielte, gab Feuer, und der Hauptmast des Kutters stürzte über Bord. Mit donnerdem Hurrah begrüßten meine Leute den Glücksschuß und in demselben Augenblick sprang Adrienne aus der Kajüte hervor an meine Seite. Ich bat, ich flehte sie an, das Verdeck zu verlassen, umsonst, sie blieb neben mir, um die Gefahr mit mir zu theilen. Der Vierundzwanzigpfünder war wieder geladen, wieder richtete ich ihn auf den Feind, das Feuer flog aus ihm hervor, und die Kugel traf den Kutter unter dem Wasserspiegel. Hurrah! schallte es abermals von uns zu ihm hinüber, denn die Bestürzung unter

seiner Mannschaft war augenscheinlich groß und für einige Minuten schwiegen seine Kanonen. Jetzt war es Zeit zum Entern. Ich gab Befehl, den Panther durch den Wind zu bringen und ihn dem Engländer auf den Leib zu steuern. Während der Vorbereitungen dazu hatte ich den langen Tom wieder laden lassen und war im Begriff, ihn abzufeuern, als die Lucken des Kutters sich abermals in Pulverdampf hüllten, eine Kugel hart an mir vorüber sauste und Adrienne, meine himmlische Adrienne von ihr durch die Brust getroffen entseelt hinter mir niedersank. Dieser Augenblick war der schrecklichste meines Lebens. Ich stand erstarrt und sah auf den furchtbar zerrissenen Leichnam des so eben noch in allem Schmuck der Jugend und der Lebenskraft blühenden Mädchens, ich war ohne Athem, es war mir, als wolle mir das Herz zerspringen, meine Kniee wankten, und ich sank, aller Kraft beraubt, in das Blut meiner Geliebten nieder. Da fuhr der Panther durch den Wind, ich hörte den Ruf, das Enterzeug bereit zu halten, und die Rache jagte mich aus meinem Schmerze auf. Mein erster Blick fiel auf die wieder geladene Drehkanone, ich zielte, feuerte, und wieder schlug die Kugel in den Kutter, aber diesmal tief unter dem Wasserspiegel. Die Segel des Panthers waren gefüllt, Woge auf Woge nieder stürmte er dem Feinde entge-

gen, mit der Axt in der Faust stand ich an der Brüstung zum Sprunge bereit, um den Verlust meines Lebensglücks zu rächen. Da drehte sich plötzlich der Kutter vor uns im Kreise und im nächsten Augenblick verschlang ihn der Trichter der Wogen, der sich um ihn aufthürmte. Wir fuhren über sein Grab hin."

Hier schwieg Holcroft und sah einige Augenblicke vor sich nieder; über seine Stirn flog es zugleich wie gute und böse Gefühle, er fuhr mit der Hand darüber hin und sagte mit dumpfer Stimme und finsterem Blick:

„Adrienne ward schwer gerächt, wir retteten nicht einen einzigen Mann von der Besatzung des Kutters."

Abermals strich er sich mit der Hand über die Stirn, und als ob er jeden düstern Gedanken von ihr weggewischt hätte, sagte er mit heiterem Antlitz: „Die Todten mögen ruhen!"

Dabei ließ er wieder den Pfropf von einer Champagnerflasche springen, füllte die Gläser und rief: „Die Freuden des Lebens, Gentlemen!" Alle tranken aus und Holcroft begann von neuem:

„Wir landeten unsere Ladung in Brasilien, und ich war ein Mann von weit über hunderttausend Dollars. Den Panther verkaufte ich an das Haus, mit welchem ich das Unternehmen gemacht hatte; der Glücksstern hatte aber mit mir das Schiff verlassen, denn es kehrte, nachdem

es unter einem andern Kapitän sofort wieder nach Afrika abgesegelt war, nimmer von dort zurück und über seinen Untergang hat man nie Kunde erhalten. Ich reiste nach Neuyork, sandte dort meinen Creditoren für ihre Forderungen Anweisungen auf die Bank und wurde von ihnen mit Höflichkeiten und Ehrenbezeigungen aller Art überhäuft. Der Erfolg unserer Handlung allein, nicht die Handlung selbst entscheidet, ob wir gefeiert oder verdammt werden sollen; um sie aber mit Erfolg zu krönen, darf man nicht ängstlich an Vorurtheilen, an Gebräuchen, an Formen hängen. Scharf gedacht und rasch gewagt, sei unser Wahlspruch!"

„Allerdings, der Erfolg hat auch bei Ihnen entschieden; denn hätte Sie der Engländer gefangen genommen, so wären Sie kein reicher Mann geworden und Ihre Creditoren würden Sie nicht mit solcher Auszeichnung behandelt haben; es war aber viel gewagt", bemerkte Harry.

„Und war denn ein solcher Preis das Wagniß nicht werth?" entgegnete Holcroft.

„Freilich war es dies; auch ich würde es gewagt haben", versetzte Harry.

„Und solche Preise werden uns stündlich geboten, auf dem Lande sowohl als auf der See; man muß sie nur zu entdecken streben und vor den Mitteln, sie zu er-

langen, nicht zurückbeben. Warum das Pferd nicht besteigen, auf dem man das Ziel erreichen kann, und wenn es auch ein fremdes, ein ohne Erlaubniß geborgtes Roß wäre?" sagte der Sklavenhändler.

„Aber ein fremdes Roß ohne Erlaubniß davonreiten, nennt man Diebstahl und bestraft ihn in vielen Staaten unseres Landes mit dem Tode", fiel Harry wieder ein.

„Also in der Dunkelheit reiten, damit man keine Fährte entdecken kann, junger Freund", antwortete Holcroft. Die ganze Aufgabe ist, sich nicht erwischen zu lassen; man hat noch nie einen Dieb gehangen, ohne ihn vorher gefangen zu haben. Ist das Unternehmen mit Klugheit durchgeführt und mit klingender Münze gekrönt, so applaudirt die Welt und ehrt und beneidet den geschickten Unternehmer. Nur groß müssen die Geschäfte sein, alles Kleinliche ist gemein."

Bei diesen letzten Worten hatte der Sklavenhändler die Gläser wieder gefüllt und ließ dabei seine Blicke über die immer noch sehr zahlreiche Gesellschaft schweifen.

„Was sehe ich?" sagte er nach der andern Seite des Salons schauend. „Sitzt dort nicht die schöne Seline?"

„Ei freilich, und bei ihr die feurige Rosette und die lustige Miralda; drei schönere Mädchen gibt es in

ganz Louisiana nicht. Sie sehen hierher", versetzte einer der Tischgenossen.

„Die Blicke gelten unserm jungen Freunde hier, er ist der Liebling der Damen unserer Stadt. Was meinen Sie zu dem schwarzen Lockenkopf dort, Williams?" sagte der Sklavenhändler mit schlauem Lächeln.

„In der That, ein wunderschönes Mädchen; wer ist sie?" antwortete Harry begeistert und begegnete dem feurigen Blick der jungen Schönen, die jetzt ein Glas Eiscrême erhob und zwischen ihren reizenden Fingern den kleinen Löffel zu ihren Lippen führte.

„Seline ist eine meiner Freundinnen. Wenn Sie wollen, so mache ich Sie mit ihr bekannt; sie ist noch viel liebenswürdiger als schön."

„Es ist schon spät, Holcroft", entgegnete Harry und sah auf seine Uhr.

„Spät! Wer will wohl im Glück die Stunden zählen! Kommen Sie mit, ich stelle Sie der Dame als meinen liebsten Freund vor und Sie gehen gar nicht viel um, wenn Sie dieselbe nach Hause begleiten. Ich werde die Sorge für ihre beiden Freundinnen übernehmen, welche in der entgegengesetzten Richtung wohnen."

Hiermit erhob sich der Sklavenhändler, sowie auch Harry; beide wünschten ihren Tischgenossen gute Nacht

und schritten dann zu den drei jungen Damen hin, welche ihnen schon von weitem ihre freundlichen, einladenden Blicke entgegensandten.

„Meine Damen, Ihr gehorsamer Diener wünscht Ihnen guten Abend und nimmt sich zugleich die Freiheit, Ihnen seinen liebsten Freund vorzustellen“, sagte Holcroft sich verneigend und machte Harry nun mit den drei Schönen bekannt. Nach gegenseitiger Begrüßung fuhr er, zu der Dame mit dem Lockenhaar gewandt, fort:

„Sie, Fräulein Seline, müssen mir doppelt dankbar sein für die Zuführung meines liebenswürdigen jungen Freundes, denn Ihre Wohnung und die seinige liegen in derselben Richtung, und er wird sich glücklich schätzen, Ihnen sicheres Geleit nach Hause zu geben. Fräulein Rosette und Fräulein Miralda nehme ich unter meinen Schutz.“

Die jungen Damen erhoben sich schnell und dankten für die Artigkeit. Rosette und Miralda nahmen die ihnen gebotenen Arme des Sklavenhändlers, Seline schlang den ihrigen graziös in Harry's Arm und so verließen sie den Salon. In der Straße vor dem Hause blieben sie stehen, nahmen Abschied von einander, und indem Holcroft mit seinen beiden Schutzbefohlenen die Wanderung antrat, rief er im Fortgehen noch den Andern nach:

„Williams, ich mache Sie verantwortlich dafür, daß Sie Ihre schöne Gefährtin sicher zu Hause abliefern, und Ihnen, Fräulein Seline, binde ich meinen jungen Freund auf die Seele! Angenehme Ruhe!“

Fünftes Kapitel.

Die alte Heimat der Williams hatte sich, seit diese ihr den Rücken gekehrt, sehr verändert. Es war bald nach Williams' Flucht bekannt geworden, daß er sich nicht am Mississippi niedergelassen, sondern daß er seine Sklaven in Neuorleans verkauft und in Galveston sich angesiedelt habe. Seine Creditoren hatten darauf die ihnen zurückgelassenen Pfänder öffentlich verkauft und sich in den Erlös getheilt. In dem Wohnhaus war eine Spinnerei und Weberei von grobem Zeug angelegt, welches zum Verpacken der Baumwolle verwandt wird, und die Felder und Wiesen waren stückweise in den Besitz der angrenzenden Farmer übergegangen. Sowie aber Williams' Plantage als solche verschwunden war, so hatte sich auch das Andenken an ihn und seine Familie selbst verloren, denn nur das wirklich Gute und Edle lebt fort, das Gewöhnliche, das Gemeine wird vergessen, und wenn es noch so sehr mit falschem Golde geglänzt hat.

In Randolph's Leben und Verhältnissen aber hatte sich nichts verändert; in stillem Frieden und unter fleißiger, unverdrossener Arbeit zogen die Tage immer noch gleichmäßig an ihnen vorüber, und in traulichem, liebevollem Zusammensein verbrachten sie die Abende am flackernden Kaminfeuer. Es nahte sich ihnen aber jetzt ein Ereigniß, welches für die ganze Familie von gleich großer Bedeutung war, welches sie alle freudig willkommen hießen und dessen Eintreten sie doch sämmtlich mit Traurigkeit erfüllte; es war die bevorstehende Trennung von Albert, dem einzigen, jetzt beinahe siebzehn Jahre alten Sohne.

Albert hatte von Jugend auf ungewöhnliche geistige Anlagen gezeigt und sich immer vorzugsweise gern mit diesen entsprechenden Arbeiten und Unterhaltungen beschäftigt. Er hatte die nahe Landschule mit großem Eifer besucht, und dem Lehrer, der dieselbe hielt, hatte es Freude gemacht, sich dieses lernbegierigen Knaben besonders anzunehmen. Derselbe war in dem Hause Randolph's sehr befreundet, genoß dort viel Liebe und auch Unterstützung, und es waren seine Bemühungen für Albert nicht allein in seinem Interesse, sondern auch in seiner Dankbarkeit begründet. Es hatte sich im letzten Jahre zwischen ihm und seinem Schüler mehr ein Freundschaftsverhältniß gebildet, sie waren auch außer der

Schulzeit viel zusammen, und dabei bot der freundliche Lehrer immer Alles auf, um seine Kenntnisse auf Albert zu übertragen. Wiederholt hatte er mit dessen Vater über ihn geredet und ihm vorgestellt, daß es schade sein würde, so schöne Anlagen nicht weiter auszubilden, als er selbst es im Stande sei zu thun, und hatte ihm dringend angerathen, seinen Sohn auf eine hohe Schule zu senden und ihn studiren zu lassen. Obgleich es nun immer der sehr natürliche Wunsch Randolph's gewesen war, Albert einst das Werk, welches er selbst mit so vielem Fleiß begründet hatte, weiter fortführen zu sehen, so kam er doch nach und nach zu der Ueberzeugung, daß derselbe von der Natur für ein anderes Lebensziel bestimmt sei, und immer häufiger malte er sich in Gedanken dessen Zukunft aus und sah ihn darin als großen Staatsmann, ja mitunter sogar als Präsidenten seines Vaterlandes vor sich. Stand es ja Albert auch frei, zu jeder Zeit und in jeder Stellung wieder zur heimatlichen Scholle zurückzukehren, sobald ihm das Leben in der großen Welt nicht mehr zusagen sollte.

Es war nun nach reiflicher Ueberlegung und Berathung beschlossen worden, Albert nach Philadelphia zu senden und ihn dort zum Rechtsgelehrten heranbilden zu lassen.

Der Abend vor Albert's Abreise war gekommen und die Familie Randolph saß im Halbkreise vor dem Kaminfeuer versammelt, um noch ein letztes liebevolles Zusammensein zu feiern, ehe der Liebling sie auf unbestimmte Zeit verließ.

Madame Randolph saß neben ihm und hielt seine Hand in der ihrigen.

„Wenn doch ein Bekannter desselben Weges reiste!" sagte sie mit wehmüthigem Tone; „so ganz allein und auf einer so langen Reise!"

„Ei, Frau, ich glaube, Du möchtest ihm einen Hofmeister mitgeben", entgegnete Randolph lachend. „Albert ist eher dazu geeignet, Schutz zu geben, als solchen zu suchen. Nein, nein, reise Du mit Gott, mehr Schutz und Hülfe bedarfst Du nicht. Fordere überhaupt niemals eines Menschen Hülfe, wenn Dich nicht die allerdringendste Nothwendigkeit dazu treibt, verlasse Dich aber niemals so weit auf sie, daß Du darüber versäumst, Dir selbst zu helfen. Sei vorsichtig mit Deinen Bekanntschaften, es gibt leider viele Schurken, die die Maske der Freundschaft tragen, um Andere für ihre Zwecke, für ihre Interessen zu benutzen. Ich sage Dir, Albert, sei vorsichtig, aber wenn Du auch einmal durch einen solchen Schurken betrogen wirst, so halte darum nicht Jedermann für ebenso schlecht; lasse Dich lieber

tausendmal betrügen, ehe Du Dich durch solchen Glauben von der ganzen Menschheit abwenden läßt. Ich für meine Person habe hierin die bittersten Erfahrungen gemacht, und doch möchte ich nicht mehr leben, wenn ich daran zweifeln sollte, daß es noch gute, rechtschaffene Menschen gäbe. Bleibe Du es wenigstens immer, und wo Du Gutes thun kannst, thue es gleich, ohne zu überlegen, ob Du auch Dank dafür ernten wirst. Den besten Dank gewährt Dir die That selbst. Sei fleißig und sparsam, doch hast Du einmal mehr Geld ausgegeben, als Du verantworten kannst, so wende Dich dieserhalb niemals an einen Dritten, sondern immer geraden Wegs an mich."

„Schone Deine Gesundheit, mein Albert", fiel seine Mutter ein; „bleibe aus den Trinkhäusern und entziehe Dir den nöthigen Schlaf nicht, auch nicht durch vieles Arbeiten. Hörst Du!"

„Und schreibe mir recht oft, Albert", sagte seine Schwester Martha mit bittendem Lächeln und suchte die Thränen zurückzuhalten, die ihre Augen füllten.

„Ja, schreibe regelmäßig, wenn auch nicht so oft, damit wir wissen, daß es Dir gut geht; in der Zwischenzeit denken wir: Keine Nachricht, gute Nachricht", nahm Randolph abermals das Wort und gab Albert noch viele väterliche Rathschläge und weise Lebensregeln, wobei

seine Frau ihn oft unterbrach und ihre mütterlichen Ermahnungen einschaltete.

Dabei fing der Wasserkessel vor dem Feuer zu singen an, und als der heiße Strahl aus ihm hervorsprühte, holte Madame Randolph ein Tischchen herbei, stellte Gläser, Zucker und eine Flasche mit altem Whisky darauf und braute einen Abschiedspunsch. Die ernste, wehmüthige Stimmung machte bald einer heitern, frohen Laune Platz, es wurde gescherzt und gelacht, es wurden Nüsse geknackt und selbstgebackene kleine Honigkuchen dazu gegessen und auf eine glückliche schnelle Reise, auf baldiges frohes Wiedersehen und auf aller Gesundheit getrunken. Auch die Sklaven sollten bei der Abschiedsscene nicht vergessen sein, denn Madame Randolph sandte ihnen einen Topf voll Punsch in ihre Hütten, worauf sie dort bald unter jubelnden Hurrahs ihre Herrschaft hoch leben ließen.

Es war elf Uhr geworden, eine Stunde später, als an gewöhnlichen Abenden die Familie Randolph sich zur Ruhe begab, und am folgenden Morgen war schon eine Stunde vor der gewohnten Zeit wieder Alles in Bewegung. Madame Randolph bereitete das Frühstück, Martha war mit der Laterne in den Stall zu den Kühen gegangen, um frische Milch zu holen, Randolph befand sich bei den Pferden und beim Wagen, um nach-

zusehen, ob Alles in Ordnung wäre, und Albert war in in seinem Zimmer damit beschäftigt, seinen Koffer fertig zu packen und ihn mit Hülfe eines Negerknabens auf den Wagen zu schaffen.

Bald waren alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen und zum letzten Male sollte kein Glied der Familie an dem Frühstückstisch fehlen. Die heitere Laune aber vom vergangenen Abende hatte sich nicht wieder eingefunden, allen waren Herz und Lippen schwer und das Weinen näher wie das Lachen. Alle zögerten, den Tisch zu verlassen, und hielten dadurch den Augenblick des Scheidens noch zurück, bis endlich Randolph aufstand und sagte:

„Nun, in Gottes Namen, laßt uns aufbrechen, wir haben bei diesen kurzen Tagen eine lange Reise vor uns."

Unter Thränen wurde Abschied von Albert genommen und unter heißen Wünschen der Zurückbleibenden bestieg er den Wagen mit seinem Vatrr, der ihn bis Louisville begleitete, von wo er dann auf einem Dampfboot seine Reise allein fortsetzte. Ohne besondern Aufenthalt erreichte Albert Philadelphia, das Ziel seiner Fahrt, und begab sich dort in ein Hotel. Sein bisheriger Lehrer hatte ihm einen Brief an einen Professor der dortigen Universität, einen Deutschen, mitgegeben, dem er frühzeitig am nächsten Morgen einen Besuch ab-

stattete und der ihn infolge der Empfehlung recht freundlich empfing. Er versprach ihm seinen Beistand, gab ihm die Wege an, wie er seine Vorstudien zu machen habe, und übernahm es, für ihn eine Privatwohnung zu besorgen, wo er ungestört und billig leben könne. Schon am zweiten Tage bezog Albert durch Vermittelung des Professors ein Logis bei einem Deutschen, einem Fortepianomacher Namens Keller, wo er zugleich die Kost erhielt.

Keller war erst seit einigen Jahren von Deutschland nach Philadelphia übergesiedelt und hatte hier mit sehr geringen Mitteln, aber mit desto größerem Fleiß sein Geschäft begonnen. Die Instrumente, welche er verfertigte, fanden wegen ihrer Vortrefflichkeit außerordentlichen Beifall, und weil er sie noch obendrein zu ungleich billigern Preisen lieferte als die Amerikaner die von ihnen gebauten, so wollte Jedermann Keller's Pianos haben, und er war gar nicht im Stande, nur entfernt den Anforderungen, die an ihn gestellt wurden, zu genügen. Bei seiner rastlosen Thätigkeit und strengen Rechtlichkeit wurde es ihm aber bald möglich, die nöthigen Mittel zur Erweiterung seines Geschäfts zu erhalten; er miethete ein größeres Lokal, nahm mehr Arbeiter an und legte sich einen bedeutendern Holzvorrath zu. Jetzt, als Albert Randolph zu Keller zog, besaß dieser bereits ein eigenes

kleines Wohnhaus und dahinter ein Fabriklokal, in welchem fortwährend einige sechzig Arbeiter beschäftigt waren. Die bei weitem größere Zahl derselben bestand aus Deutschen, welche Keller schon als Landsleute bevorzugte, die er aber auch darum besonders wählte, weil er sich auf ihre Arbeit verlassen konnte und weil sie bei gleich tüchtiger Leistung mit einem geringern Lohn zufrieden waren als die Amerikaner. Der amerikanische Handwerker war gewohnt, sechs, höchstens sieben Stunden täglich zu arbeiten und dabei einen Verdienst von zwei bis drei Dollars zu erzielen, während dem deutschen und auch dem irischen die Hälfte dieses Lohns genügte und beide Geld dabei zurücklegten. Der Amerikaner dagegen lebte mit seinem höhern Lohn von der Hand in den Mund, er behielt am Ende der Woche nicht allein nichts übrig, sondern er machte gewöhnlich noch Schulden dazu. Die Folge hiervon war, daß man die deutschen und irischen Arbeiter in allen Handwerken immer mehr suchte, und daß es den Amerikanern von Jahr zu Jahr schwerer wurde, die gewohnten hohen Lohnsätze aufrecht zu erhalten. In letzter Zeit namentlich hatten sie häufige Zusammenkünfte unter einander gehabt und darin Beschlüsse gefaßt, um durch Nichtarbeiten die Meister und Geschäftsherren zur Bewilligung des alten hohen Lohns zu zwingen. Diese Demonstrationen waren aber nur

für die wirklich geschicktesten Arbeiter von Nutzen, die andern wurden durch die Deutschen und Irländer ersetzt. Dies in jeder Weise erfolgreiche Eindrängen in die Geschäfte aller Art war die erste Veranlassung nicht allein in Philadelphia, sondern in den ganzen Vereinigten Staaten zu dem Haß gegen die Fremden, der sich später, als dieselben bei ihrem geringern Lohne wohlhabend, reich und mächtig wurden, zu einem so hohen Grade steigerte.

Albert fühlte sich bald in seinen neuen Verhältnissen heimisch und glücklich. Das Feld, welches sich hier seinem genialen, strebsamen Geiste geöffnet hatte, bot seiner Lernbegier die reichste Nahrung, und die Herzlichkeit, mit welcher Keller und dessen Frau ihn behandelten, that seinem Gemüth wohl und gab ihm das Gefühl, als ob er zu deren Familie gehöre.

Keller war ein kräftiger Dreißiger von gutmüthigem, einfachem Wesen, der keine andere Freude, kein anderes Vergnügen beanspruchte als das, welches er im Kreise seiner Familie genoß, die nur erst aus seiner jungen Frau und einem einjährigen Töchterchen bestand. Seine Frau, welche mehrere Jahre in einer vornehmen Familie Englands als Erzieherin gelebt hatte, war eine ausgezeichnete Klavierspielerin, und dieser ihrer Kunst hatte sie die erste Zuneigung Keller's zu verdanken ge-

habt. Er war leidenschaftlicher Musikliebhaber, interessirte sich aber für Künste überhaupt und hatte, wenn er auch kein Gelehrter war, doch recht hübsche Kenntnisse, die er sich durch Lesen angeeignet hatte. Er liebte die Poesie, besaß die Werke der besten deutschen Dichter und hatte sich nun auch einen Shakspeare, Byron, Moore und andere Classiker angeschafft.

Albert war ihm in den Abendstunden ein sehr willkommener Zuwachs in seinem häuslichen Kreise, zumal da derselbe sehr für Musik und Poesie schwärmte, und so kam es, daß sie oft die Abende zusammen verbrachten und diesen ihren Neigungen widmeten.

Das hohe seltene Talent für Dichtkunst, womit Albert begabt war, hatte sein erster Lehrer schon erkannt, er hatte aber weder die Fähigkeit, noch die Mittel besessen, dasselbe auszubilden, denn seine Bibliothek war auf die nothwendigsten Schulbücher beschränkt gewesen. Jetzt aber, wo Albert alle Schätze der Literatur zu Gebote standen, loderte der geniale Funke in ihm zur Flamme auf und brach sich in poetischen Versuchen verschiedenster Art stürmisch Bahn.

Keller, welchem Albert diese Erstlingsdichtungen mittheilte, war ebenso wie seine Frau höchst überrascht und entzückt davon und bestand darauf, daß sie in einer der vornehmsten Zeitungen veröffentlicht werden sollten.

Er selbst ließ sie einrücken und der Erfolg war ein glänzender. Sie bestanden in Volksliedern, in Schlachtgesängen aus dem Freiheitskriege und in Romanzen aus dem Indianerleben, und kaum waren sie erschienen, als von allen Seiten Erkundigungen nach dem Namen des Autors einliefen, denn Keller hatte nach Albert's Wunsch ihn nicht genannt. Die Gedichte gingen mit Sturmeseile von Blatt zu Blatt durch die ganzen Vereinigten Staaten und allenthalben wurden sie mit demselben Enthusiasmus begrüßt.

Dessenungeachtet trat Albert noch nicht mit seinem Familiennamen vor die Oeffentlichkeit, er unterzeichnete sich bei seinen weitern Arbeiten mit seinem Taufnamen und blieb während einer Reihe von Jahren als „Albert" der gefeierte Dichter Amerikas. Durch die ersten empfangenen Lorbeeren angefeuert, betheiligte er sich nun mit gleich günstigem Erfolg auch als Mitarbeiter an verschiedenen Zeitungen und Journalen und wurde für seine geistreichen Beiträge hoch honorirt. Dabei vernachlässigte er aber keineswegs seine juristischen Studien, er betrachtete die literarischen Arbeiten nur als Erholung in seinen Musestunden, vermehrte diese nur dadurch, daß er die Zeit seines Schlafs verkürzte, und schon nach Ablauf des ersten Jahres wurde ihm bei einer öffentlichen Prüfung von den Professoren der Preis mit dem größten Lobe zuerkannt.

In Philadelphia selbst war es sehr bald bekannt geworden, daß er der geniale Dichter und Schriftsteller Albert sei, man nannte ihn nur mit diesem Namen und begegnete ihm allenthalben mit Hochachtung und Auszeichnung.

Auch sein Körper hatte sich auf das vortheilhafteste entwickelt; er war ein schlanker kräftiger Jüngling mit fein geringeltem, glänzend schwarzem Haar und tief dunkeln, seelenvollen Augen, auf denen sich jeder seiner Gedanken, jedes seiner Gefühle spiegelte. Dabei war er freundlich und höflich gegen Jedermann und doch zurückhaltend und vornehm in seinem Wesen, der Stolz aber, der darin lag, war nicht Eitelkeit, noch Hochmuth über seine errungenen Lorbeeren, es war der Ausdruck des wirklichen Seelenadels, den ihm die Natur gegeben hatte.

So hoch Albert's geistige Ausbildung ihn nun auch über seinen freundlichen Hauswirth erhob, blieb er doch in seinem Benehmen gegen denselben und gegen dessen Frau vollständig unverändert, ja er suchte das Gefühl seiner Ueberlegenheit durch noch mehr Herzlichkeit und Freundschaft zu verdrängen. Immer noch blieb er nach dem Abendessen, wenn auch nicht mehr so lange, bei ihnen in dem nett ausgestatteten Parlour sitzen, ergötzte sich an dem gefühlvollen Pianospiel der Frau

und unterhielt sich mit Keller in der Weise, wie er wußte, daß es demselben Freude machte.

So verstrich auch das zweite Jahr. Albert hatte den Schatz seines Wissens noch sehr bereichert, sowie seinen Namen als Dichter noch höher gestellt, und sein Hauswirth hatte seinem Geschäft abermals mehr Ausdehnung gegeben und seinen Verdienst in gleichem Maße gesteigert. Die friedliche Ruhe aber, welche bis jetzt in dem Hause Keller's geherrscht hatte, sollte nicht länger ungestört bleiben, die harte, unbarmherzige Hand des Schicksals griff nach dem stillen Glück der Familie.

An einem Sonnabend zahlte Keller seinen Arbeitern das Geld aus, welches sie während der Woche bei ihm verdient hatten, als die drei Amerikaner, die einzigen, welche noch bei ihm in Arbeit standen, ihm erklärten, daß er ihnen von nun an einen höhern Lohn zu bewilligen habe. Keller entgegnete ihnen darauf, daß er ihrer Forderung nicht willfahren werde, da er Arbeiter genug zu dem bisherigen Preise haben könne, und daß es bei ihnen stehe, seinen Dienst zu verlassen und anderswo in Arbeit zu gehen.

Die Amerikaner wurden grob, schimpften ihn einen der verdammten Deutschen, die herübergekommen wären, um ihnen das Brod zu nehmen, schwuren, daß die Fremden sämmtlich zur Stadt hinausgejagt werden soll-

ten, und als Keller ihnen die Thür wies und mehrere seiner deutschen Arbeiter herzutraten, um ihrem Brodherrn beizustehen, ergriff einer der Amerikaner eine Axt und zerschlug damit ein kürzlich verfertigtes prächtiges Piano, daß die Splitter in dem Saal umherflogen. Jetzt faßten die Deutschen zu und warfen unter kräftigen Faustschlägen die drei Amerikaner zur Thür hinaus.

Der Auftritt, der sich bei Keller ereignete, war aber heute nicht der einzige dieser Art; in der ganzen Stadt, in fast allen Werkstätten geschah an diesem Abend seitens der Amerikaner ein Gleiches, und bald rotteten sich die Uebelthäter zu Tausenden zusammen und durchzogen die Straßen von Philadelphia mit den Rufen: „Tod den Ausländern!“ und: „Hurrah für die Eingeborenen!“

Der Haß gegen die Ausländer, namentlich gegen die Deutschen, lebte aber nicht nur unter der niedern Klasse, er hatte sich auch der bessern Stände der Amerikaner bemächtigt, die mit Neid und Mißgunst auf die vielen reichen Fremden blickten, welche die größten Geschäfte besaßen, als Kapitalisten von ihren Zinsen lebten oder die ersten Aemter und Würden der Stadt bekleideten. Ihren Ohren waren die wilden Sturmesrufe, die durch die Straßen schallten, keine unangenehme Musik, und wenn sie auch selbst in keiner Weise sich an dem

Tumult betheiligten, so lag es ihnen doch auch sehr fern, nur das Mindeste dagegen zu thun. Sie legten sich in die Fenster, stellten sich vor die Thüren, um den Spaß, wie sie es nannten, mit anzusehen, oder sie zogen hinter den Aufrührern her und vergrößerten dadurch den Auflauf von Minute zu Minute. Die Tumultuanten wurden durch die ungeheuern Zuschauermassen nur noch in ihrer tollen Wuth angefeuert, die Verwünschungen, die Drohungen gegen die Fremden wurden immer heftiger, und bald begannen Steine aus dem wilden Haufen zu fliegen und die Fenster in Häusern von Ausländern zu zertrümmern. Die Nacht brach herein und die ganze Stadt war in Aufruhr. Alle Fremden hatten sich in ihre Wohnungen zurückgezogen, und auch die Amerikaner, welche etwas zu verlieren hatten, begaben sich nach Hause, schlossen Thüren und Läden und fingen an, über das Umsichgreifen des Aufstandes besorgt zu werden.

Bis jetzt war es außer dem Steinwerfen noch zu keinen Thätlichkeiten gekommen, die Zahl der Tumultuanten aber hatte sich schon bis auf zehntausend vermehrt, ihre Bewegungen wurden immer zügelloser, immer drohender, und von Augenblick zu Augenblick sah man einem Ausbruch von Gewaltthaten entgegen. Vergebens hatte es die Polizei versucht, einzuschreiten und die Ruhe her-

zustellen, man hatte sie verhöhnt und schließlich mißhandelt in ihre Quartiere zurückgejagt. Die tobenden Massen waren jetzt zu einer solchen Lawine angewachsen, daß sie sich nicht mehr zusammen fortbewegen konnten; sie brachen in viele Haufen auseinander und stürmten nun nach allen Richtungen durch die Stadt. In den abgelegenen Theil derselben, wo die größte Zahl von Deutschen wohnte, war der Strom der wilden Horde noch nicht vorgedrungen und der kleine, von hohen Gebäuden umgebene Platz vor Keller's Haus noch menschenleer geblieben. Rund um denselben aus allen Fenstern und Häusern bis in die Giebel hinauf schauten deren Bewohner und die große Zahl derer, die sich hineingeflüchtet hatten, hervor und lauschten der furchtbaren Stimme des Aufruhrs, die wie ferner Donner zu ihnen herübertönte. Auch die Fenster in Keller's Haus waren zahlreich besetzt, denn es hatten sich einige zwanzig deutsche Arbeiter hier eingefunden, um ihren Brodherrn zu schützen und Gewalt der Gewalt entgegenzustellen.

„Gott bewahre uns davor, daß sie hierher kommen!“ sagte Madame Keller mit zitternder Stimme zu ihrem Manne, der mit verschränkten Armen neben ihr an dem Fenster stand, und dabei preßte sie ihr Kind fester gegen ihr Herz und schaute ängstlich in die Straße hinauf, von woher das dumpfe Getöse hörbar ward.

„Sie werden sich nicht in diese Gegenden wagen, es wohnen ja hier beinahe nur Deutsche", entgegnete Keller, nicht ohne durch seinen Ton seine eigene Besorgniß zu verrathen.

„Wenn nur Herr Randolph hier wäre, er steht in hohem Ansehen bei den Amerikanern und hat viel Einfluß. Daß er auch gerade heute in das Land fahren mußte!" fuhr die Frau ungeduldig fort und blickte wieder rechts und links an den Häusern hin.

„Er wollte um zehn Uhr wieder hier sein, und es ist schon dreiviertel; er wird hoffentlich gleich kommen", versetzte Keller. Da schallte plötzlich der näherkommende Tumult in wildem, verworrenem Geschrei von dem Ende der Straße her, und zugleich schoß das Licht von vielen Fackeln auf Keller's Haus.

„Gott stehe uns bei, da sind sie", schrie die Frau und sprang mit ihrem Kinde vom Fenster fort nach der Thür.

„Wohin willst Du, Frau?" rief Keller ihr zu und hielt sie beim Arm zurück.

„Fort, fort, ehe sie kommen!" entgegnete sie bebend und suchte die Thür zu erreichen.

„Aber wohin denn, liebe Frau? Du bist ja nirgends sicherer als hier; ich habe ja einige zwanzig Mann im Hause", fuhr Keller fort und suchte sie zu beruhigen, während die Sturmrufe draußen von Augenblick zu

Augenblick gräßlicher tönten und das Fackellicht das Zimmer blendend erleuchtete.

Mit einem Geheul, als ob die Schaaren der Unterwelt losgelassen wären, drängte sich jetzt der tolle Haufen der Tumultuanten auf den Platz und erfüllte die Luft mit den wildesten Flüchen, Schwüren und Hurrahs. Dabei hoben sie drohend ihre Fäuste gegen die umstehenden Häuser empor und Aexte, Hämmer, Eisenstangen und Messer blitzten in dem Lichte der Fackeln. Für den Augenblick schienen die Aufrührer noch kein Ziel für ihre Wuth gewählt zu haben, da schrie eine Stimme den Namen Keller, und „Keller!" dröhnte es aus tausend Kehlen.

Als ob sie jetzt den rechten Weg gefunden hätten, wandten sie sich wie ein wogender Strom gegen das Haus des Pianomachers und im nächsten Augenblick krachten Axt- und Hammerhiebe gegen Thür und Fensterladen.

„Halt, im Namen des sternbedeckten Banners Amerikas! Halt, sage ich", übertönte plötzlich eine Stimme den Tumult und mit den Worten: „Seid Ihr Amerikaner, seid Ihr Söhne der Väter, die Freiheit und Recht mit ihrem Blut erkauften?" drängte sich Albert Randolph mit Gewalt durch die Menge und erreichte die Thür des Hauses in dem Augenblick, als dieselbe unter den Aexten zersplitterte.

„Zurück hier vor einem freien Sohne Amerikas!"

schrie er jetzt gegen die rasende Menge, indem er in den Eingang trat und im Scheine des Fackellichts sich hoch und gebietend aufrichtete.

„Ja, ich bin es, Euer Dichter Albert ist es, der Euren Ruhm besungen, der aber Eure Schande nicht sehen will. Fort, seid Amerikaner, seid würdige Kinder der höchststehenden, der edelsten Nation auf Erden, und tretet die Gesetze, die Ihr selbst gegeben, nicht mit Füßen!"

So rief er abermals, und die vordersten der Aufrührer wichen wie vor einer höhern Macht zurück, hinter ihnen aber schrieen mehrere wuthentbrannte Stimmen: „Was will der Grünschnabel? Nieder mit dem Jungen, wir brauchen keinen Lehrmeister", und in demselben Augenblick kam ein schwerer Stock geflogen und traf Albert mit solcher Gewalt auf die Brust, daß er athemlos zurücktaumelte und in der Hausflur von den dort versammelten kampfbereiten Deutschen aufgefangen wurde.

Das Zeichen zum Angriff war hiermit gegeben und mit einem donnernden Hurrah strömten die Amerikaner in den offenen Eingang. Dort aber fielen so gewaltige Hiebe auf sie nieder, daß sie mit blutigen Köpfen zurück zur Thür hinaus stürzten und draußen unter Flüchen und Schwüren ihrer Kameraden zusammenbrachen. Doch die Nachfolgenden erneuerten sofort mit noch größerer

Wuth den Angriff, wurden aber gleichfalls schwer getroffen zurückgewiesen.

Albert hatte sich schnell wieder ermannt und eilte nach der Treppe, wo ihm Keller und dessen Frau mit ihrem Kind entgegenkamen und seine Hände ergriffen, in ihrer Angst aber keine Worte hatten.

„Schnell, schnell, folgen Sie mir“, rief er entschlossen und zog sie mit sich fort in den Hof und nach der hintern Seite desselben an die Mauer, welche Keller's Grundstück von dem dahinter liegenden trennte. Von dem Blumengerüste, welches an derselben stand, warf er die Töpfe herab, stieg auf ihm hinauf und bat Madame Keller, ihm mit dem Kinde zu folgen.

„Sie müssen über die Mauer steigen, dort sind Sie in dem Eigenthum eines Amerikaners und vor jeder Verfolgung sicher“, rief er ihr zu und hielt ihr die Hand entgegen.

Die Frau zitterte und bebte und konnte sich nicht entschließen, doch Keller schlang seinen Arm um sie und half ihr zu Albert hinauf. Von der Mauer ließ sie sich mit Hülfe der beiden Männer in den Hof des Nachbars hinab und empfing dann weinend und schluchzend ihr Kind, welches Keller ihr nachreichte.

„Um Gottes willen, komm mit, Keller, und auch Sie, Herr Randolph! Hören Sie nicht die Schreckens-

töne? Die wüthende Horde wird Sie beide morden!" rief die Frau, ihre Hände flehend nach ihnen erhebend.

„Ich kann ja mein Eigenthum nicht verlassen, Frau, ich habe ja auch alle meine Papiere und meine Bücher dort! Eile zu Hancocks, sie werden Dich in Schutz nehmen", entgegnete Keller und winkte ihr fortzugehen.

„Laß Alles im Stich, nur erhalte mir Dich selbst. Komm herab!" bat die Frau noch dringender.

„Dieser Weg bleibt mir immer noch frei; ich muß erst meine Papiere retten", rief Keller, sprang von dem Gerüst in den Hof und rannte nun, von Albert gefolgt, in das Haus zurück.

Noch immer hielten die deutschen Arbeiter den Eingang siegreich besetzt und wehrten mit furchtbaren Hieben den Strom der rasenden Angreifer zurück. Die Dunkelheit schützte sie und das Fackellicht draußen zeigte ihnen die eindringenden Feinde. Keller und Albert sprangen an ihnen vorüber die Treppe hinauf nach dem Zimmer, wo ersterer seine Bücher und Papiere verschlossen hatte. Sie öffneten die Thür und traten ein, als im selbigen Augenblicke die beiden Fenster von außen zerschmettert wurden und zwei Männer, welche sie auf Leitern erstiegen hatten, in denselben erschienen. Keller aber stieß den einen und Albert den andern zu-

rück, sodaß dieselben beide von der Höhe in die Straße stürzten und ihre Kameraden, welche ihnen schon auf den Leitern folgten, mit sich hinabrissen. Ein Donner von Verwünschungen und Flüchen beantwortete die That aus der Straße herauf, doch zugleich ertönten Hurrahs und Siegesrufe, denn auf einer dritten Leiter strömten die Belagerer durch das Fenster in das Nebenzimmer, und Keller und Albert blickten noch den Hinabgestürzten nach, als Mann auf Mann hinter ihnen in die Stube drang und alle wie rasend über sie herfielen. Der Kampf war kurz, beide wurden niedergeschlagen, und jubelnd trugen die Sieger den regungslosen Keller in das Fenster, zeigten ihn der jauchzenden Menge und warfen ihn in die Straße hinunter. Dann erfaßten sie Albert, um ihn einem gleichen Ende zu überliefern; sie hoben ihn auf die Fensterbrüstung und waren im Begriff, ihn hinabzuschleudern, als einer der wüsten Gesellen seinen Arm ergriff und ihn zurückhaltend ausrief:

„Halt, das ist Albert, der Dichter. Um Gotteswillen, wer hat ihn so geschlagen? Hierher mit ihm, ich will ihn verbinden!“

Dabei riß er sein Halstuch ab, und nachdem Albert auf den Fußboden niedergelegt worden war, kniete jener neben ihm hin und band das Tuch um sein blutiges Haupt.

„Faßt an, damit wir ihn in Sicherheit bringen und einen Arzt zu Hülfe rufen", rief er dann, indem er seinen Arm unter Albert's Schultern schob und ihn mit Hülfe mehrerer Kameraden emporhob.

Während dieser Zeit hatte der Kampf in dem Eingange des Hauses sein Ende gefunden, denn die Amerikaner waren in großer Zahl durch die Fenster eingedrungen und hatten die Deutschen in der Hausflur im Rücken angegriffen. Nach einer verzweifelten Gegenwehr waren diese der Uebermacht erlegen, und Haus und Hof füllten sich jetzt rasch mit den Siegern.

„Wahrt die Köpfe", schrie es aus allen Fenstern, und hinter den Mahnrufen kamen Möbel, Geschirr, Handwerkszeug, ja ganze Pianos herausgeflogen und zerschellten auf der Straße. In unglaublich kurzer Zeit war das Gebäude ausgeleert, und schon begannen die Tumultuanten das Dach abzudecken, um das ganze Haus niederzureißen, als mehrere Stimmen ausriefen:

„Wozu die Mühe? Steckt die Baracke in Brand! Alle die Nester rund um den Platz gehören ja diesen verdammten Deutschen. Laßt sie zum Teufel brennen!"

Wildes Jubelgeschrei war die Antwort auf den Vorschlag, die Holzspäne in den Werkstätten lieferten vortreffliches Zündmaterial, die Fackeln fielen hinein und das Haus brannte an allen vier Ecken.

Die Feuersäule, die zum Himmel emporstieg, ward aber von vielen andern beantwortet, die in verschiedenen Theilen der Stadt aufloderten, und da die bei weitem größere Zahl der Spritzenmannschaften sich unter den Aufrührern befand, so griff das Feuer allenthalben rasch um sich. Jetzt fanden es die besitzenden Klassen der Amerikaner für gerathen, dem Aufstand entgegenzutreten, wollten sie nicht ihr eigenes Hab und Gut dem Untergang preisgeben. Die Feuerglocken wurden gezogen und auch die reichsten Leute spannten sich vor die Spritzen. Dabei sandten die Sturmglocken von den Kirchen ihre schauerlichen, mahnenden Klänge über die Stadt, und um die Schreckenstöne noch zu mehren, wirbelten Trommeln, schallten Hörner durch die Straßen und riefen die Miliz auf ihre Sammelplätze. Noch hatten diese Anstalten keinen Einfluß auf die Bewegungen der zügellosen Arbeitermassen; sie zogen von Straße zu Straße und trugen Mord und Brand in die Häuser der Ausländer. Die katholische Kirche war jetzt der Gegenstand, an dem sie ihre Wuth ausließen, und unter den Rufen: „Nieder mit den Katholiken. Nieder mit den Irländern!“ warfen sie ihre Fackeln in das Haus Gottes. Die Flammen verhüllten schon das hehre Gebäude, als die ersten Abtheilungen der Miliz gegen die ruchlosen Schaaren vorrückten, um mit der Gewalt der

Waffen dem Unwesen Einhalt zu thun. Es war zu spät; was noch vor wenigen Stunden mit geringen Kräften und ohne Opfer hätte geschehen können, war jetzt der vereinten Bürgerwehr nicht mehr möglich. Der Generalmarsch hatte nicht nur die Miliz unter die Waffen gerufen, er hatte auch die Aufständischen dazu greifen lassen, sie hatten sich schnell einer Anzahl Kanonen bemächtigt und begannen nun das Straßenpflaster aufzureißen und Barrikaden aufzuwerfen. Ihre Stellung hatten sie durch mehrere Theile der Stadt geschickt gewählt, um untereinander in Verbindung zu bleiben und zugleich den Fluß zu beherrschen. Als der Morgen graute, war die ruhige Quäkerstadt zum Kriegsschauplatz umgewandelt und Kanonendonner erschütterte sie in ihren Grundfesten. Der Fluß bot den Aufrührern Zufuhren aller Art und das Arsenal versorgte sie mit Munition.

Kaum hatte der Tag sein volles Licht über die Stadt ausgebreitet, als die Miliz die ersten Massenangriffe auf die Barrikaden machte. Mit löwenmüthiger Entschlossenheit stürmten die Söhne Philadelphias dem Feuer der Verschanzten zu, der Kugelregen streckte sie reihenweise in den gewählten engen Straßen nieder und viele Hunderte fanden in wenigen Minuten ihren Tod. Wieder und wieder erneuerten sie die Angriffe, doch

immer wurden sie mit großem Verlust zurückgeworfen. Da rückte gegen zehn Uhr das prächtig uniformirte Husarenregiment, welches aus den Söhnen der reichsten, vornehmsten Leute bestand, vor, um die erste blutige Weihe zu empfangen. Alle Vorstellungen, daß Cavallerie nicht gegen Barrikaden zu gebrauchen sei, wurden zurückgewiesen und die Trompeten schmetterten zum Angriff. Im Galopp kamen die schönen Jünglinge auf ihren edlen Pferden die Straße herabgebraust und wurden mit Kartätschenregen von den Barrikaden begrüßt. Rosse und Reiter stürzten über sie weg, jagten ihre Kameraden gegen die Schanzen vor, und eine Menge von ihnen gelangte über dieselben hinaus zwischen die Feinde. Die Uebermacht dort aber war zu groß, es kam nicht einer der jungen Helden wieder zurück. Ueber ein Drittheil des Regiments wurde bei diesem einen Angriff verwundet oder getödtet. Diese Erfolge feuerten die Aufrührer nur noch mehr an, und die Forderungen, welche sie stellten, um Frieden zu machen, steigerten sich immer höher. Sie verlangten neben vollständiger Amnestie, daß alle Ausländer die Stadt verlassen sollten. Dabei wuchs ihre Zahl von Stunde zu Stunde und der Magistrat kam zu der Ueberzeugung, daß er mit der ihm zu Gebote stehenden Macht die Ruhe nicht erzwingen könne. Der Beschluß ward

darum gefaßt, die Miliz aus dem Lande aufzubieten, und schon am Abend gingen die Befehle nach allen Theilen von Pennsylvanien ab.

Während der zwei folgenden Tage schwebte die Stadt in banger Erwartung, in Angst und Schrecken, denn die Aufständischen machten Ausfälle, rissen Häuser nieder, steckten andere in Brand und plünderten die Waarenlager. Endlich am dritten Tage rückten zehntausend Mann Militär aus dem Lande ein, und schon am Nachmittage wurden sie gegen die Barrikaden geführt. Mit einer furchtbaren Erbitterung wurde von beiden Seiten gekämpft, aber aller Muth, alle Entschlossenheit halfen nichts gegen die festen Stellungen und die Todesverachtung der Aufrührer, alle Angriffe wurden während mehrerer Tage zurückgeschlagen. Unterdessen hatte der Gouverneur von Pennsylvanien auch aus den Nachbarstaaten, aus Neujersey und aus Maryland Milizen zur Unterdrückung des Aufstandes verlangt, und abermals zogen neue Hülfstrupen in Philadelphia ein. Die Resultate der Kämpfe waren die frühern, die Aufständischen blieben die Sieger. Da langte endlich am neunten Tage die sogenannte fliegende Artillerie unter dem Commando des Kapitäns Ringold, welche in dem Fort bei Baltimore stationirt war, in der Stadt an, und eine Stunde nach seiner Ankunft ließ er seine Geschütze gegen

die Barrikaden auffahren. Der Donnergruß, den diese Feuerschlünde den Aufrührern zuschickten, war mehr, als diese ertragen konnten, sie flohen in wilder Hast von ihren Verschanzungen, die Miliz folgte ihnen im Sturmschritt nach, und ehe eine Stunde verging, war die Stadt von ihren Peinigern befreit.

Trauer, Leid und Weh aber waren in unzähligen Familien eingezogen, denn Tausende ihrer Söhne, ihrer Brüder, ihrer Väter waren als Opfer ihres Muthes, ihrer Pflicht gefallen.

Sechstes Kapitel.

Albert wurde während der Zerstörung von Keller's Wohnung ohne Lebenszeichen hinaus in die Straße getragen, um ihm irgendwo Hülfe angedeihen zu lassen.

„Wen bringt Ihr da?“ wurden die Burschen, die ihn trugen, von Kameraden angeredet, welche sich um sie drängten, um zu erfahren, wer der Verwundete sei.

„Es ist Albert, der unsere Lieder gedichtet hat“, war die Antwort, und „Hurrah für Albert!“ schallte es ihm von allen Seiten nach.

Sein Beschützer wollte ihn nach dem nächsten amerikanischen Hotel bringen und schlug, um aus dem Tumult zu kommen, eine Seitenstraße ein, die aus dem deutschen Stadtviertel hinausführte. Langsam waren sie derselben gefolgt und hielten an einer Straßenecke bei einem Brunnen an, um auszuruhen und das Tuch um Albert's Kopf anzufeuchten. Während sie noch damit be-

schäftigt waren, regte sich Albert und seine Brust hob sich wieder zum Athmen.

„Er kommt zu sich, laßt uns eilen, damit wir ihm bald einen Arzt verschaffen“, sagte sein Beschützer, und alle griffen zu, um ihn wieder aufzuheben. Da fuhr plötzlich ein Wagen in die Straße ein und kam mit größter Eile dieselbe herabgerollt.

„Der Wagen soll ihn nach dem Hotel fahren“, sagte einer der Burschen; alle ließen Albert wieder auf den Boden nieder und sprangen dem Fuhrwerk in den Weg. Der Kutscher, um sich nicht aufhalten zu lassen, trieb die Pferde noch schärfer an, doch Albert's Begleiter sprangen ihm von beiden Seiten entgegen, griffen den Rossen in die Zügel und zwangen sie still zu halten.

Ein alter Herr mit weißem Haar neigte sich aus dem Wagen und fragte mit ruhigem, gefaßtem Ton, was man von ihm begehre.

„Wir haben einen Verwundeten bis dort an den Brunnen getragen und bitten, daß Sie ihn nach dem Hotel in der nächsten Straße fahren, damit er sobald als möglich einen Arzt bekomme.“

„Recht gern will ich das thun, wenngleich ich in sehr großer Eile bin“, entgegnete der alte Herr; „es müßte aber einer von Ihnen mitfahren, denn ich und meine alte Frau hier sind nicht im Stande, den Kranken zu

unterstützen. Wer ist er denn und ist er gefährlich verwundet?"

„Er hat einen Hieb am Kopfe, doch scheint er sich zu erholen und athmet wieder gut. Es ist der Dichter Albert, der die Volkslieder —"

„Albert — der geistreiche junge Albert?" fiel ihm der alte Herr rasch und mit großer Theilnahme in das Wort und öffnete den Wagenschlag. „Bringen Sie ihn nur schnell herein in den Wagen, den nehme ich mit nach meinem eigenen Hause und werde selbst für seine Genesung Sorge tragen. Bringen Sie ihn rasch herein!"

Dann bat er seine neben ihm sitzende Frau, sich auf dem Rücksitz niederzulassen, und nahm nun selbst ihren Platz ein, um den Verwundeten an seiner Seite zu haben. Gleich nachdem dies geschehen, langten die Männer mit Albert an dem Kutschenschlage an; sie hoben ihn vorsichtig auf den Rücksitz des Wagens, der alte Mann legte seine Hand unter seinen Nacken und rief dann dem Kutscher zu, fort zu fahren, so schnell die Pferde laufen könnten. Als der Beschützer Albert's den Schlag hinter ihm schloß, fragte er den alten Herrn nach seinem Namen, worauf derselbe antwortete:

„Ich bin der Maire der Stadt und heiße Walther März."

„Verdammter Deutscher!" riefen die Burschen ein-

stimmig und streckten ihre geballten Fäuste nach dem Manne aus, die Rosse aber jagten mit dem Wagen davon und verschwanden bald vor den Blicken der fluchenden Gesellen.

Walther März war die angesehenste Persönlichkeit in Philadelphia. Zu Anfang der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts war er als junger Mann von Deutschland dorthin ausgewandert, hatte den Freiheitskrieg unter Washington mitgefochten, hatte unter dessen Präsidentschaft hohe Stellen im Staatsdienst bekleidet und war jetzt nach langjährigem Geschäftsleben in Philadelphia von dessen Einwohnern als einer der achtbarsten Bürger zum Maire erwählt worden. Er hatte seit einigen Wochen auf seinem Landgute gelebt, die Nachricht aber von den ausgebrochenen Unruhen führte ihn mit solcher stürmischen Hast in die Stadt zurück.

In fliegender Eile fuhr der Wagen durch viele Straßen, bis er endlich vor einem prächtigen Palaste anhielt, aus welchem mehrere schwarze Diener hervorsprangen und den Kutschenschlag öffneten.

„Ruft noch einige meiner Leute zu Hülfe herbei, ich habe einen Verwundeten im Wagen, den Ihr in das Haus tragen müßt", sagte März zu den Dienern, und nach wenigen Augenblicken erschienen deren noch mehrere,

die nun Hand an Albert legten, ihn aus dem Wagen hoben und mit größter Vorsicht die hohe Marmortreppe hinauf in das Haus trugen. März sandte den Wagen nach seinem Hausarzt, um diesen schleunigst herbeizubringen, und folgte dann mit seiner Gattin dem Verwundeten nach dem Gemache, welches er für ihn bestimmt hatte. Dort ließ er denselben auf ein Sopha niederlegen und ihm vorläufig bis zur Ankunft des Arztes die Kopfwunde mit kühlenden Umschlägen bedecken. Nachdem seine Gattin sich entfernt hatte, um alles für die Bequemlichkeit des Kranken Nöthige anzuordnen, ließ März sich in einem Armsessel neben diesem nieder und ertheilte dem zurückgebliebenen Diener Anweisungen in Bezug auf dessen Pflege.

März war eine sehr große, stattliche Gestalt mit hochgewölbter Brust und breiten Schultern, das Bild eines schönen, kräftigen bejahrten Mannes. Die hohe, zu beiden Seiten in das kurzgeschnittene, volle, schneeweiße Haar eindringende Stirn, die starken weißen Brauen über den großen dunkelblauen Augen, die Adlernase und der feingeformte, freundliche Mund gaben seinem schönen Kopf etwas ungewöhnlich Edles, und die gesunde blühende Farbe seines Antlitzes verlieh ihm jugendliche Frische. Seine ganze Erscheinung erinnerte an die Zeit des großen Washington, nur fehlte die Perrücke. Er

trug einen weiten Rock von schwerer schwarzer Seide, eine lange weiße Weste mit herabhängenden Taschen, schwarzseidene kurze Beinkleider und Strümpfe von gleichem Stoffe, welche ein paar muskulöse, elegant geformte Waden zeigten und sich in sauber geglänzte Schnallenschuhe versenkten. Der Busen seines blendend weißen Hemdes, sowie die über die wohlgepflegten vornehmen Hände fallenden Manschetten waren sauber gefaltet und man sah es der ganzen Kleidung an, daß Aufmerksamkeit darauf verwandt worden war.

Als der Arzt in das Zimmer trat und durch Herrn März zu Albert an das Sopha geführt wurde, lag dieser noch immer ohne Bewußtsein.

„Sie sollen einem der geistreichsten, talentvollsten Söhne Amerikas, zu dem unser Volk einst mit Stolz aufsehen wird, das Leben erhalten, lieber Doctor, ich fürchte aber, der Tod hat ihn schon mit kalter Hand erfaßt“, sagte März und hob den Umschlag von dem Haupte des Kranken.

Der Arzt untersuchte nun die Wunde auf das sorgfältigste, während welcher Zeit März mit Bangen dessen Urtheil zu erwarten schien und dasselbe im voraus auf seinen Zügen zu lesen suchte.

Albert zuckte wiederholt während der Untersuchung zusammen und wollte durch eine Bewegung mit dem

Kopfe der Sonde des Doctors entgehen, da wandte sich dieser von ihm ab zu März und sagte:

„Die Hirnschale ist nicht verletzt, und wenn durch die Erschütterung innerlich kein Schaden gethan ist, so kann ich Ihnen die Genesung des jungen Mannes mit Sicherheit in Aussicht stellen. Wer ist er, daß Sie sich so warm für ihn interessiren, Herr März?"

„Albert Randolph, der junge Dichter, der durch seine prächtigen Lieder sich die Liebe jedes Amerikaners erworben hat."

„Albert?" sagte der Doctor überrascht. „Wahrlich, es würde mich glücklich machen, etwas für ihn gethan zu haben."

„Gott Lob, daß es so mit ihm steht", fiel März freudig ein; „nun darf ich ihm aber auch keine Zeit mehr schenken. Ich übergebe ihn Ihrem Schutze, und meine gute Frau sowie meine ganze Dienerschaft werden Ihnen hülfreich dabei zu Gebote stehen. Mich selbst ruft die Pflicht jetzt hinaus; ich fürchte, es ziehen schwere Stunden für unsere Stadt heran."

„Doch nicht, es sind nur Arbeiterunruhen, die ja in allen großen Städten vorkommen, die aber höchstens dem Geschäftsherrn und Meister einen höhern Lohn abzwingen. Die Sache wird ohne Folgen sein", entgegnete der Arzt.

„Sie irren sich, lieber Doctor, der Aufruhr ist von tieferer Bedeutung und von unabsehbarer Tragweite. Es sind zwei gleich kräftige und doch ganz verschiedene Elemente, die einander schon lange Zeit feindlich gegenübergestanden, sich jetzt aber in sehr ernstem Zusammenstoß getroffen haben; ich fürchte, es wird ohne vieles Blutvergießen nicht enden. Lassen Sie uns indeß hoffen. Unsern jungen Dichter empfehle ich Ihrer größten Sorgfalt", sagte März, reichte dem Arzt zum Abschied die Hand und eilte nun kräftigen und entschlossenen Schrittes aus dem Gemach.

Während der ganzen Dauer des Kampfes in Philadelphia lag Albert ohne klares Bewußtsein, obgleich der Arzt ihn sehr oft besuchte, stundenlang bei ihm verweilte und Alles zu seiner Wiederherstellung aufbot. Herrn März erfüllte der Zustand seines Schützlings mit großem Leidwesen, obgleich des Morgens, ehe er seiner ernsten Pflicht als Maire folgte, und abends, wenn er nach rastloser Thätigkeit für das Wohl der Stadt ermüdet nach Hause zurückkehrte, der Arzt ihm beruhigend erklärte, daß er die sicherste Hoffnung für die Genesung des Kranken hege. Er saß manchmal noch spät in die Nacht hinein an dessen Lager, und wenn Albert dann die Augen aufschlug und seinen matten Blick über seine Umgebung kreisen ließ, ergriff März theilnehmend seine

Hand und richtete liebevolle, freundliche Fragen an ihn. Seine Hoffnung aber, ihn aus seiner geistigen Ermattung erwachen zu ersehen, wurde immer bald vereitelt, denn die Augen des Kranken fielen wieder zu und er versank abermals in starren Schlaf.

Am Abend, nachdem die Geschütze Ringold's die Aufrührer zersprengt hatten und die Herrschaft wieder in die Hände der gesetzlichen Gewalt zurückgegeben war, kehrte März von übergroßer Anstrengung ermüdet nach Hause zurück und wurde von seiner Gattin mit einem herzinnigen „Gott Lob!“ empfangen.

„Gott Lob sagst Du — ist Albert zum Bewußtsein gekommen?“ fragte er schnell in freudiger Ueberraschung und wandte sich nach der Treppe, um auf dessen Zimmer zu eilen.

„Ach nein, das nicht, lieber März, ich danke Gott nur für den Segen des Friedens und für Deine Erhaltung.“

„Ja wohl müssen wir ihm dafür dankbar sein, gute Frau, er sei gelobt und gepriesen. Ich glaubte, Du hättest mir die frohe Kunde von Albert's Besserung gleich mittheilen wollen. Wie geht es ihm?“

„Der Doctor sagt, es stände recht gut mit ihm, weil er wieder williger Speise und Trank zu sich nähme, ich aber kann keine Veränderung an ihm gewahren.“

„So laß uns zu ihm gehen, vielleicht sehe auch ich eine Besserung", sagte März und wandte sich abermals nach der Treppe.

„Willst Du nicht vorher etwas ausruhen? Du scheinst sehr ermüdet zu sein."

„Wo kann ich besser Ruhe finden als bei dem Hülfsbedürftigen? Nur wenn die Seele sich ruht, erholt sich der Körper", sagte März, ergriff die Hand seiner Gattin und begab sich nach dem Krankenzimmer.

Dort setzte er sich in einen Armstuhl neben Albert nieder und sagte, nach ihm hinschauend:

„Er scheint immer noch bewußtlos zu sein; es wäre ein Jammer für einen so selten bevorzugten Geist, wenn er im Aufkeimen gebrochen werden sollte."

Dann wandte er sich nach einem Diener und trug ihm auf, Licht herein zu bringen, denn es war schon sehr düster geworden.

„Der Schlaf unseres jungen Pfleglings ist ein so ruhiger, so natürlicher, daß man glauben sollte, er wäre gesund", sagte März zu seiner Frau, die unweit von ihm Platz genommen hatte. Da erhellte sich das Zimmer, der Diener trat mit dem Lichte herein, und Albert schlug die Augen auf.

Sein Blick, der bisher an nichts zu haften geschienen hatte und nur unstät und theilnahmlos an Allem vor-

übergezogen war, richtete sich jetzt sinnend auf den alten Herrn, der ihm mit zunehmender freudiger Bewegung in die Augen schaute. Es war, als besinne Albert sich, als wolle er die letzte Vergangenheit mit der augenblicklichen Gegenwart in Zusammenhang bringen, und immer erstaunter sah er den freundlichen alten Mann an.

„Gott Lob, Sie erholen sich, Herr Albert", sagte März mit aufwallender Hoffnung und nahm dessen Hand liebevoll in die seinige. Albert aber blickte ihn noch immer verwundert an und suchte seiner verworrenen Gedanken Herr zu werden.

„Ich weiß nicht", sagte er endlich mit matter Stimme und sah sich fragend um.

„Nein, nein, lieber Herr Randolph, Sie können auch nicht wissen, wo Sie sind. Sie befinden sich aber bei Freunden, die Sie hochschätzen, und ich will es Ihnen sagen, wie Sie hierher kamen", fiel März ihm schnell in Rede. „Bleiben Sie aber ruhig liegen und strengen Sie Ihren Geist nicht an. Sie sind noch sehr schwach. Als die aufrührerischen Arbeiter in das Haus des Herrn Keller, bei dem Sie wohnten, eindrangen und dasselbe zerstörten, wurden Sie bei dessen Vertheidigung durch einen Schlag an den Kopf verwundet, worauf man Sie bewußtlos aus dem Tumult trug. Ein glücklicher Zufall führte mich in meinem Wagen in Ihre Nähe

und da habe ich Sie mit hierher genommen. Es macht mich sehr, sehr glücklich —"

„Keller — ja wohl, Keller, ich wohnte bei ihm, er und seine Frau waren strebsame, gute Leute", unterbrach Albert seinen Wohlthäter nachdenkend und fuhr nach einigen Augenblicken rascher fort: „Wie geht es der Familie Keller? Hat sie großen Schaden erlitten?"

März drängte die Antwort, die ihm auf die Lippen trat, zurück und sagte nach einer kurzen Pause:

„Ja wohl, sie hat Verlust gehabt, ihre vielen Freunde aber werden sich gern ihrer annehmen und ihr helfen. Morgen will ich Ihnen Alles erzählen, was sich seit Ihrer Verwundung zugetragen hat, jetzt müssen Sie sich ruhen. Gute Nacht, lieber junger Freund!"

Hiermit drückte März dem Kranken die Hand, winkte seiner Gattin und verließ mit derselben das Zimmer, nachdem er an der Thür dem Wärter aufgetragen hatte, so wenig als möglich mit Herrn Randolph zu reden und ihm namentlich durchaus keine Auskunft über die Ereignisse während der Unruhen zu geben.

Für den edlen hochherzigen März war der folgende Tag ein Freuden-, ein Glückstag, denn er fand Albert, wenn auch noch schwach, doch bei vollstem Bewußtsein und der Arzt erklärte ihn nun für gänzlich außer Gefahr. März widmete ihm jede Stunde, die er bei seinen

jetzt so sehr gehäuften Geschäften erübrigen konnte, und theilte ihm Alles über die Schrecknisse mit, die während seines bewußtlosen Zustandes die Stadt heimgesucht hatten, nur eins verschwieg er ihm, er sagte ihm nicht, daß Keller todt sei. Albert dagegen fragte desto öfter nach dessen Ergehen, bat März, demselben Nachricht von seinem eigenen Befinden zukommen zu lassen, und sprach mitunter seine Verwunderung aus, daß er nicht einmal ihn hier besucht habe. März gab aber dem Gespräch immer schnell eine andere Wendung, um Albert über das Schicksal seines ihm so sehr befreundeten Hauswirths in Ungewißheit zu erhalten, und doch steigerte er in ihm absichtlich täglich mehr die Zweifel darüber. Erst nach Verlauf von einer Woche, nachdem Albert sich so weit wieder erholt hatte, daß der Arzt ihm erlaubte, abends in der Kühle einen Spaziergang zu machen, entschloß sich März und theilte ihm die Trauerbotschaft mit.

Dieselbe erschütterte Albert heftig; es war das erste Mal, daß ihm das Schicksal einen bittern Trank reichte. Er saß lange Zeit sprachlos da, dann traten ihm Thränen in die Augen und mit wehmüthiger Stimme fragte er März nach Keller's Frau und Kind.

„Sie sind am Leben und es soll ihnen an nichts zum Leben fehlen, wenn ich ihnen auch den Gatten und

den Vater nicht wiedergeben kann. Seien Sie für deren Zukunft unbesorgt, lieber Randolph", erwiderte März tief bewegt und drückte ihm mit großer Theilnahme die Hand.

Als der Abend kam, begleitete er ihn selbst bei seinem ersten Ausgang, und indem sie in der Straße langsam hinschritten, äußerte Albert den Wunsch, die Wittwe Keller zu besuchen, März jedoch verweigerte ihm seine Zustimmung dazu, nannte ihm aber den Ort, wo er die Frau untergebracht habe; denn sie hatte Alles verloren.

Sobald Albert von dem Spaziergang zurückgekehrt war, begab er sich auf sein Zimmer und schrieb an die Wittwe Keller. Er hatte durch seine literarischen Arbeiten nach und nach gegen zwölfhundert Dollars verdient, welche von ihm in der Bank von Philadelphia niedergelegt waren. Er schrieb eine Anweisung auf diese über tausend Dollars, legte dieselbe in den Brief an Madame Keller ein und bat sie, diese Gabe als einen kleinen Beweis seiner Dankbarkeit für ihm erwiesene Güte und Freundschaft von ihm annehmen zu wollen. Früh am folgenden Morgen übersandte er der unglücklichen Frau das Schreiben. Nach dem Frühstück aber begab er sich zu Herrn März in dessen Zimmer, und unter den innigsten, heißesten Danksagungen für alle Wohlthaten,

womit derselbe ihn überhäuft hatte, theilte er ihm mit, daß er sich heute, um seine Güte nicht zu mißbrauchen und um seine Studien wieder zu beginnen, nach einer Wohnung umsehen wolle. März aber ergriff seine Hand und sagte mit hochherziger Bewegung:

„Wenn Sie wirklich glauben, daß Sie mir einen Dank schulden, verehrter junger Freund, so tragen Sie ihn mir dadurch ab, daß Sie bei mir wohnen bleiben und mein Haus als Ihr väterliches betrachten. Ich habe Sie hochgeschätzt, ehe ich Sie persönlich kannte, jetzt stehen Sie meinem Herzen so nahe, daß es mir ein herber Verlust sein würde, wenn Sie mir Ihre tägliche Gesellschaft entziehen wollten. Es ist aber nicht mein Herz allein, welches diesen Wunsch ausspricht, ich bin auch stolz darauf, den Dichter Albert unter meinem Dache zu bewirthen. Nicht wahr, Sie bleiben bei mir?"

Bei diesen letzten Worten schüttelte der alte Herr mit deutscher Biederkeit seinem Gaste die Hand, und dieser erfüllte gern seinen Wunsch, konnte aber im Ueberströmen seines Dankgefühls keine Worte finden. Er erwiderte den Händedruck seines edlen Gönners und dieser las in Albert's Augen, was derselbe ihm sagen wollte.

„Da Sie mir meine Bitte gewähren wollen, so bin ich Ihnen ebenso vielen Dank schuldig wie Sie mir —

unsere Rechnung steht gleich, mein lieber Randolph", nahm März freudig das Wort. „Lassen Sie Ihr Zimmer durch meinen Diener ganz so einrichten, wie Sie es wünschen, Sie können dort ruhig und ungestört arbeiten, und wenn Sie in Ihren Mußestunden nichts Besseres zu thun wissen, so gönnen Sie mir und meiner Frau Ihre liebe Gesellschaft."

Albert blieb bei März wohnen.

Es waren nun über drei Jahre verstrichen, seit Harry Williams seine kaufmännische Laufbahn in Neuorleans begonnen hatte. Sein Name als gewandter, thätiger Geschäftsmann ward allgemein hoch gestellt, und viele der ersten Häuser hatten sich bemüht, ihn durch glänzende Anerbietungen in ihre Dienste zu bekommen. Harry hatte sie aber sämmtlich zurückgewiesen und blieb Herrn Morgan treu. Er blieb gern bei ihm, weil seine geschäftliche Stellung eine sehr angenehme und unabhängige war, in welcher er Niemand über sich anzuerkennen hatte als Morgan selbst, und dieser war ja mit Allem einverstanden, was er that. Es gab aber noch zwei andere Gründe, die ihn bestimmten, bei ihm auszuharren, und die wohl stärker auf ihn einwirkten als die Annehmlichkeit seiner Stellung oder seine An-

hänglichkeit an Morgan. Dieser hatte ihm nämlich zu wiederholten Malen die Aussicht angedeutet, daß er ihm später einen Antheil an seinem Geschäfte zu geben beabsichtige.

Die Hoffnung, wirklicher Theilhaber in einem so angesehenen Hause zu werden, war ein Sporn für Harry's Thätigkeit gewesen um so mehr, als der zweite Grund zu seinem Verbleiben diese Hoffnung noch verschönerte. Morgan's einzige Tochter Eliza war zwar erst fünfzehn Jahre alt, blühte aber zur schönen Jungfrau heran und wurde dereinst eine reiche Erbin.

Man hatte Harry immer wie zu der Familie gehörend behandelt, wodurch zwischen ihm und Eliza ein vertrautes, geschwisterliches Verhältniß entstanden war, mit der Entwicklung der Jungfrau aber war ihre gegenseitige Zuneigung, wenn auch bei Eliza unbewußt, eine andere, eine wärmere geworden. Harry behandelte sie nicht mehr als Kind, er war mit Wort und That aufmerksam gegen sie und erfreute sie häufig durch kleine Geschenke.

Den Aeltern entging die Veränderung in dem Benehmen Harry's gegen ihre Tochter ebenso wenig wie deren wachsende Zuneigung für diesen, von einem ernstern Verhältniß zwischen den Beiden konnte aber für lange Zeit noch keine Rede sein, sodaß sie es nicht für

nöthig erachteten, schon jetzt einen festen Beschluß darüber zu fassen. Für Morgan war der Gedanke, Harry einmal zum Schwiegersohn zu bekommen, nie ein unangenehmer gewesen, nur in letzter Zeit hatten sich ihm dabei mancherlei Bedenken aufgedrängt. So tüchtig und thätig der junge Mann auch im Geschäft war, so trieb ihn sein Hang zum Vergnügen doch zu einem sehr lockern Leben; er verbrachte Nacht für Nacht in fröhlichen Kreisen und zwar nicht ausschließlich in denen der vornehmen Welt. Namentlich aber befanden sich unter seinen genauern Bekannten Leute von sehr zweideutigem Charakter und ganz insbesondere hatte er sich dem allgemein gemiedenen und gefürchteten Sklavenhändler Holcroft eng angeschlossen. Morgan hatte ihn so oft schon vor diesem Manne gewarnt, er hatte ihm vorgestellt, wie sehr er sich durch den Umgang mit demselben in den Augen der bessern Gesellschaft, die ihn mit solcher Auszeichnung behandelte, schaden würde, und hatte ihm den bösen Einfluß gezeigt, welchen solche desperate, im Sturm des Lebens gehärtete und abgeschliffene Naturen auf ein unverdorbenes jugendliches Gemüth ausübten, alle Warnungen, alle Vorstellungen aber waren fruchtlos geblieben und Harry's Umgang mit Holcroft war immer intimer geworden.

Um diese Zeit nahte sich ein Ereigniß, welches wie

ein guter Stern über Harry's Geschick aufzugehen schien. Herr Morgan hatte in letzter Zeit in seiner Familie viel Krankheit gehabt, seine Gattin war häufig leidend gewesen und es waren ihm mehrere seiner werthvollsten Sklaven durch den Tod entrissen worden. Dabei konnte der alte Williams in seinen Briefen von Galveston an ihn und an Harry das wundervolle, gesunde Klima von Texas gar nicht genug rühmen; er sagte, daß man Krankheit dort nicht einmal dem Namen nach kenne und daß man dort glücklicher und gesunder unter freiem Himmel lebe als in den Vereinigten Staaten in den prächtigsten Palästen. Zugleich aber pries er Texas als eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums für einen Geschäftsmann an, schilderte die Art und Weise, in der man dort mit Leichtigkeit großes Vermögen erwerben könne, und wies darauf hin, mit welchen Riesenschritten die amerikanische Bevölkerung des Landes zunehme.

Morgan war ein sehr vermögender Mann und hatte dem tödtlichen Klima von Neuorleans lange genug die Stirn gezeigt, darum kostete es nur wenig Ueberredung, um ihn diesem Weltkirchhof Lebewohl sagen zu lassen. Er entschloß sich kurz, nach Texas überzusiedeln. Harry erklärte sich bereit, mit ihm zu ziehen, und begann sofort das Geschäft Morgan's in Neuorleans abzuwickeln. Zugleich kaufte er solche Waaren für ihn, wie sie für die

Bedürfnisse der Landbewohner von Texas paßten, und schon nach wenigen Monaten schiffte sich Morgan mit seiner Familie und von Harry Williams begleitet nach Galveston ein. Der alte Williams übernahm es, ihm ein für seine Zwecke passendes Grundeigenthum zu verschaffen, er begab sich mit ihm auf das Festland, und Morgan wählte an dem Ufer der schönen San-Jacintobai einen Platz, auf dem er seine Niederlassung gründen wollte. Der Ankauf des Landes war gemacht, Herr Williams ließ dasselbe auf Morgan's Namen in die Landkarten des Staates eintragen, und nachdem das Geschäft vollständig beendet war, nahm er in der besten Laune Abschied von seinem Freunde und ließ sich durch ein Fischerboot nach Galveston hinüberfahren. Wenige Tage nachher jedoch wurde plötzlich die Familie Morgan in Schrecken und Trauer versetzt, denn man brachte die Nachricht, daß der alte Williams gestorben sei.

Morgan's angekaufter Grundbesitz gewährte alle Vortheile für eine Ansiedelung. Der Buffalofluß, welcher bis nach der Stadt Houston für große Dampfer schiffbar war, mündete hier aus, zugleich führte von hier die Landstraße nach jener Stadt und die Küstenfahrzeuge konnten hier ihre Ladungen mit Leichtigkeit an das Land bringen. Auch für Ackerbau eignete sich das Land, welches Morgan gekauft hatte, ganz besonders für Baum-

wollencultur, und er beschloß, neben seinem kaufmännischen Geschäft auch eine Baumwollenplantage anzulegen. Abgesehen aber von allen diesen Vortheilen, entfaltete die Natur hier unendlich viel Schönheit und Annehmlichkeit; das hochaufsteigende Ufer bot einen unbeschränkten Blick über die mit unzähligen grünen Inseln geschmückte Bai und über Galveston hinaus auf den smaragdfarbenen Golf von Mexico, auf dem die schneeigen Segel der vielen Küstenfahrzeuge wie Schwäne auf und nieder zogen. Dabei wehte der erfrischende Seewind unaufhörlich über das grüne Küstenland und verscheuchte von den Bewohnern desselben die Tropenglut, welche im Sommer die Sonne auf sie niedersenkte. Hier, an dem Ufer der Bai, wo die ewig kommenden krystallklaren Wogen rauschend erstarben, erbaute Morgan sein Geschäftshaus, welches Waarenlager, Verkaufslokal und Comptoir in sich vereinigte; vor demselben legte er für die Bequemlichkeit der Schiffe ein kleines Werft an, und zu Gunsten der Wagen führte er die Straße, welche von Houston kam, bis vor seine Thür. Einige Tausend Schritte aber von diesem Geschäftslokal in das Land zurück stellte er auf dem höchsten Punkte, einige Hundert Fuß über dem Spiegel des Golfs erhaben, sein Wohngebäude auf. Dieses beherrschte nicht allein die Aussicht über das Meer, es gestattete auch einen freien Blick auf viele

Meilen weit in das Land hinein, welches sich wie ein grüner, mit tausendfarbigen Blumen geschmückter Teppich vor ihm ausbreitete und nur hier und dort in malerischer Abwechselung größere und kleinere Baumgruppen wie Inseln im grünen Meere zur Schau trug.

Die Niederlassung stieg wie durch einen Zauberschlag über dem bis jetzt friedlich stillen Ufer empor, auf welchem noch vor kurzem der Büffel und die Antilope ungestört geweidet hatten, die neue Straße bis zu Morgan's Werft begann sich zu beleben und die Schiffe schnitten ihre scharfen Furchen durch die Wogen, um zu demselben zu gelangen und dort ihre Segel einzuziehen.

Harry war, wie in Neuorleans, so auch hier die Seele von Morgan's Geschäftsangelegenheiten; unter seinen raschen, treffenden Anordnungen und Verfügungen war die Ansiedlung gegründet und seine Thätigkeit schuf bald einen lebendigen Geschäftsverkehr mit dem Innern des Landes.

Morgan beobachtete mit Freuden die Anstrengungen des ihm theuren jungen Mannes, nicht weil sein Interesse dadurch so sehr befördert wurde, nein, weil er ihn jetzt vor den Gefahren sicher glaubte, welche ihn in der verführerischen Weltstadt Neuorleans bedroht hatten, und weil er nun wieder mit Zuversicht hoffte, seine eigene Zukunft mit der Harry's in beglückender Weise in en-

gere Verbindung zu bringen. Die Bedenken, die sich ihm bei den Aufmerksamkeiten des jungen Mannes gegen seine Tochter aufgedrängt hatten, waren verschwunden, und er gab sich wieder freudig dem Gedanken hin, sie als Gattin an dessen Seite zu sehen und beide die Früchte seines langjährigen thätigen Schaffens genießen zu lassen.

Harry aber hatte nur in der Aufregung der Neuheit seines Wirkungskreises die Freuden des Lebens in Neuorleans vergessen; sobald das neue Schaffen zu Ende ging und bei der Einfachheit des Geschäfts ein tägliches Einerlei eintrat, begannen ihm die müßigen Stunden langweilig zu werden, er sehnte sich nach den aufregenden Genüssen des bunten, rauschenden Treibens in Neuorleans zurück, und weder Morgan's zunehmende Herzlichkeit und Freundschaft, noch die seelenvolle Hingebung seiner lieblichen Tochter konnten Harry's hochfliegenden, rastlosen Geist für die verlorenen Freuden entschädigen. Die glühenden Bilder aus den stürmischen Erlebnissen seines Freundes Holcroft traten täglich reizender vor seine Seele, das schale, abgeschmackte Einförmige seines gegenwärtigen Wirkungskreises widerte ihn immer unerträglicher an, und der Gedanke, daß er sein Leben in so tödtlich langweiligen Verhältnissen verbringen solle, verfolgte ihn wie ein marterndes Gespenst.

Holcroft hatte einige Wochen vor ihm Neuorleans verlassen und zwar in einer geheimnißvollen, wie er sagte, vielversprechenden Unternehmung, er hatte ihm aber scheidend fest zugesagt, ihn in Texas aufzusuchen, sobald er glücklich von seinem Ausflug zurückgekehrt sein würde.

Ein Jahr war verstrichen, Holcroft war nicht erschienen. Auch das zweite Jahr neigte sich seinem Ende zu, ohne daß ein Lebenszeichen von dem Sklavenhändler aufgetaucht wäre, doch kein Tag verging, an dem Harry sich nicht dessen Versprechen in das Gedächtniß zurückrief, ihn gelegentlich an einer Fahrt nach Afrika Theil nehmen zu lassen. Hätte er nur gewußt, wohin er an Holcroft schreiben könnte, die Gegend aber, nach welcher derselbe gezogen, war ihm vollständig unbekannt geblieben. Vergebens hatte Harry zu wiederholten Malen es versucht, in Geschäftsangelegenheiten nach Neuorleans zu reisen, wo er hoffte, über seinen Freund Auskunft zu erhalten. Morgan hatte es immer zu verhindern gewußt und die Geschäfte schriftlich abgemacht, ja, er war selbst einmal dorthin gereist, nur um seinen jungen Schützling von dem verführerischen Leben in jener Stadt fern zu halten.

So schwand für Harry mehr und mehr die Hoffnung, Holcroft jemals wiederzusehen; um so häufiger

aber wurden seine Vergleiche zwischen dessen reizendem, abenteuerlichem Leben und dem trostlosen Einerlei seines eigenen, in welchem er sich vorkam wie ein Gefangener, der in seinem Kerker nach und nach elend zu Grunde gehen müsse. Es war ihm oft, als könne er diese Fesseln nicht länger tragen, als müsse er hinaus in die Welt, um dort ein großes Spiel zu wagen.

In dieser Stimmung empfing er eines Morgens von Morgan den Auftrag, nach Galveston hinüberzufahren und daselbst Waarensendungen von Neuyork und Neuorleans in Empfang zu nehmen, und da ihm jede Gelegenheit willkommen war, eine Abwechselung in sein Leben zu bringen, so athmete er auch diesmal hoch auf und eilte schnell an Bord des Segelschiffchens, welches ihn nach der Insel hinübertragen sollte. Die Segel blähten sich über Harry, er ließ den Wind mit seinen Locken spielen und schaute nach der Niederlassung Morgan's mit dem Wunsche zurück, daß er sie niemals wiedersehen möge. Der Wind war frisch, das leichte Fahrzeug glitt eilig über die klaren Wogen, und schon nach wenigen Stunden schaukelte es sich an dem Werfte der Stadt Galveston. Harry begab sich sofort zu dem Spediteur, bei welchem die Güter lagerten, ordnete schnell sein Geschäft mit demselben und ging dann, um sich nach einem Pferde umzusehen, welches ihn hinaus auf die

Farm tragen sollte, wo seine Mutter und seine Geschwister wohnten.

Es gelang ihm bald, ein solches zugesagt zu bekommen, doch da das Thier in der Weide ging und erst geholt werden mußte, so wanderte Harry in der sandigen Straße hinauf nach einem Hotel, um sich dort etwas zu erfrischen und das Roß zu erwarten. Sein Weg führte ihn an einem Trinkhaus vorüber, und als er an dessen Veranda vorbeischritt, legte ihm plötzlich Jemand die Hand auf die Schulter. Er blickte sich um, und wer beschreibt sein Erstaunen, seine Freude, als er Holcroft vor sich sah.

„Holcroft! Holcroft! Ist es möglich? Sind Sie es wirklich?“ rief Harry außer sich und schüttelte dem Sklavenhändler wieder und wieder die Hand.

„Ich mußte ja Wort halten, wenn ich lebendig dies Land wieder betrat“, entgegnete dieser, gleichfalls erfreut, und führte Harry in die Schenke, um das Wiedersehen durch einen guten Trunk zu feiern.

„Aber, was Teufel, wo haben Sie denn die furchtbare Narbe über dem Mund erhalten? Im ersten Augenblick machte sie mich zweifeln, ob Sie es wären oder nicht“, sagte Harry, nachdem sie beide ihre Gläser geleert hatten.

„Ein kleines Andenken an einen entscheidenden Augen-

blick, und da derselbe zu meinen Gunsten entschied, so ist mir die Narbe nicht unangenehm. Am Trinken, wie Sie sehen, hindert sie mich nicht, und die Küsse der Schönen macht sie nicht weniger warm, denn der muthige Mann steht hoch bei den Weibern", antwortete Holcroft lachend und schob seinem jungen Freunde die Flasche mit Cognac zu, damit er sein Glas wieder fülle. Dann fuhr er fort:

„Aber auch ich hätte Sie beinahe nicht erkannt, Williams; Sie haben ja einen famosen Bart bekommen. In diesem halbwilden Texas freilich wird er Ihnen wenig Freuden verschafft haben, aber kämen Sie damit nach Neuorleans, bei Gott, mancher Schönen würde es in den Fingern kitzeln, mit diesen glänzenden Locken zu spielen! Auf das Wohl der Mädchen und Frauen! Sie sind die Würze unseres Lebens, der Balsam für schmerzliche Wunden, die uns das Schicksal schlägt."

Bei diesen Worten Holcroft's erhoben beide die Gläser, verneigten sich gegenseitig und leerten den Inhalt bis auf den letzten Tropfen. Darauf nahm der Sklavenhändler den Arm Harry's in den seinigen und ging mit den Worten mit ihm in die Straße hinaus:

„Wir haben viel mit einander zu sprechen, Williams. Lassen Sie uns eine Promenade nach dem Strande machen, die Seeluft ist kühl und erfrischend, und ich fühle

mich dort mehr in meinem Elemente als hier in dem Sandstaub zwischen den sonnedurchglühten Häusern."

Sie hatten bald die Stadt hinter sich und folgten einem Fußpfad, der durch die üppige Grasebene nach den hohen sandigen Dünen führte.

„Es gibt doch nichts Schöneres, nichts Kräftigendes als das Meer!" sagte Holcroft, indem er auf der Höhe des Sandbergs stehen blieb und über den Golf hinzeigte, dessen schaumgekrönte Wogen dem Strande rauschend zujagten und brausend und zischend auf demselben vergingen. „Das Meer ist das wahre Bild der Freiheit. Dort gibt es keine Grenzen, keine Landstraßen, die uns die Wege vorschreiben, und wir hinterlassen keine Fährte, die verräth, woher wir kamen. Ich habe Ihrer recht oft auf meiner letzten Fahrt gedacht, Williams."

Hierbei schritt Holcroft mit Harry den Hügel hinab auf den spiegelglatt gewaschenen festen feuchten Sand bis an die Meeresgrenze, welche die vor seinen Füßen ersterbenden Wellen beschrieben.

„Auch ich habe an Sie gedacht, Holcroft, ja, Sie sind mir in letzter Zeit keinen Augenblick aus dem Gedächtniß gekommen", entgegnete Harry, den Arm des Sklavenhändlers nehmend. „Ich verzweifelte schon daran, Sie jemals wiederzusehen. Meine Verhältnisse,

seit wir von einander schieden, waren unerträglich, die lange Weile hat mich fast getödtet."

„So wäre Ihnen vielleicht ein Vorschlag zu einem freiern, ungebundenern Leben willkommen. Wie wäre es, wenn wir einen Ausflug zusammen machten?" fiel Holcroft aufmunternd ein.

„Darauf habe ich wahrlich zu lange gewartet, um mich noch zu besinnen; ich gehe mit Ihnen, und ginge es an das Ende der Welt", antwortete Harry rasch und sah seinem Gefährten entschlossen in die Augen. „Vorausgesetzt, daß ich Geld dabei verdienen kann, denn Geld ist die Quelle alles Glücks", fügte er noch halb fragend hinzu.

„Versteht sich von selbst. Glauben Sie denn, daß ich mir eine solche Narbe über die Lippen nicht theuer bezahlen ließe? Geld ist die Losung, wofür wir im schlimmsten Falle unser Leben einsetzen, welches ohne Geld doch nichts werth ist. Hier ist meine Hand, Williams, schlagen Sie ein: auf Treue im Glück und im Unglück."

Mit diesen Worten hielt der Sklavenhändler seinem jungen Gefährten die Hand entgegen, und dieser schlug ein und sagte mit aufleuchtendem Blick: „Treue bis in den Tod!"

„Nun hören Sie", begann Holcroft wieder, indem er an dem im Sande vergehenden Schaum der Wellen

weiterschritt. „Von Brasilien aus hatte ich zwei Reisen nach der Küste von Afrika gemacht und zwei Ladungen Neger glücklich dorthin geführt, wodurch mir ein ansehnliches Vermögen zu Theil wurde. Ich war Willens, damit nach Neuorleans zurückzukehren und einige Jahre von meinem Fett zu zehren, die Unternehnehmer aber in Brasilien, für welche ich die Fahrten gemacht hatte, überredeten mich, noch einmal dem Glück die Hand zu bieten, und ich ließ mich darauf ein. Die Reise ging abermals erwünscht von statten, ich nahte mich mit einer vollen Ladung Afrikaner der Küste von Brasilien, als eine englische Corvette mich bemerkte und Jagd auf mich machte. Von Widerstand gegen dieses Schiff konnte keine Rede sein, ich floh, erkannte aber bald, daß ich ihm nicht entrinnen könne. Die Nacht kam mir zu Hülfe, ich verließ mit meiner ganzen Mannschaft unter dem Schleier der Dunkelheit in Booten meinen Schooner, gab dem Engländer Schiff und Ladung preis und erreichte glücklich die Küste. Dieser Verlust nahm mir wieder den größten Theil meines gewonnenen Geldes, und vor der Hand, solange dieser Kreuzer an der Küste lag, durfte man keine neue Unternehmung wagen. Ich entschloß mich daher, einen Abstecher nach den Vereinigten Staaten und hierher zu machen, nahm von meinen Geschäftsfreunden in Brasilien mit der Zu-

sicherung Abschied, nach einiger Zeit zu neuen Unternehmungen zu ihnen zurückzukehren, und hier bin ich nun, um mein Versprechen zu halten und Sie zu meinem fliegenden Kapitän zu nehmen."

„Zum fliegenden Kapitän?" rief Harry hell auflachend. „Zu welcher Rangordnung gehört denn diese Würde?"

„Das ist leicht erklärt", antwortete Holcroft. „Das Sklavenschiff bedarf zweier Kapitäne; der eine ist der wirkliche Führer des Schiffs, welcher von der brasilianischen Marine seine Papiere erhält, um nach Afrika und zurück zu segeln. Da die Regierung selbst den Sklavenhandel als vortheilhaft für ihr Land heimlich unterstützt, so ist von seiten eines ihrer Kreuzer nichts zu fürchten. Gegenüber einem fremden Kriegsschiff aber bedarf es eines zweiten Kapitäns, welcher durch den amerikanischen Consul in Brasilien seine Papiere erhält, um nach der Küste von Afrika zu segeln und dort eine Ladung Palmöl, Goldstaub und Elfenbein einzunehmen. Diesen Kapitän nennen wir den fliegenden, weil er dann nur in seiner Würde erscheint, wenn das Schiff von einem fremden Kreuzer angesprochen wird. Da haben Sie nun Aufklärung über Ihren Rang und Ihre Stellung, die Ihnen hoffentlich wenig Mühe machen, doch nach einer glücklichen Fahrt wohl zehntausend Dollars als Ihren Antheil an der Ladung abwerfen wird."

„Vortrefflich; ich werde meinem Amte Ehre zu machen suchen. Wann sollen wir reisen?" fiel Harry ein.

„So bald als möglich. Morgen gegen Abend wird ein Schooner von hier nach Neuorleans unter Segel gehen, und es wäre gut, wenn wir mit ihm führen. Warum sollen wir länger in diesem elenden Neste unsere schöne Zeit vergeuden? Eine Stunde in Neuorleans wiegt eine Woche in Texas auf", versetzte der Sklavenhändler.

„So will ich mich sofort nach San-Jacintobai überfahren lassen und mit Morgan abrechnen, dann bin ich morgen frühzeitig wieder hier", entgegnete Harry, und die neuen Verbündeten lenkten ihre Schritte sogleich nach der Stadt zurück. Harry mußte seinen Freund in das Gasthaus begleiten, um dort mit ihm zu speisen, und die Stunde, welche sie dabei verbrachten, schwand in Lust und Scherz. Champagner steigerte ihre heitere Stimmuug, und als Holcroft seinen Gast nach dem Boote geleitete und dort auf baldiges Wiedersehen Abschied von ihm nahm, stellte er noch eine Flasche des schäumenden Weins für ihn in das Schiff, um ihn damit in guter Laune zu erhalten.

Siebentes Kapitel.

Die Sonne war im Scheiden, als Harry vor dem Geschäftslokal Morgan's auf das Werft sprang und den Schiffer verabschiedete. Der alte Neger, der vor demselben auf einer leeren Kiste gesessen und des jungen Herrn Rückkehr erwartet hatte, kam ihm entgegen und meldete ihm, daß Herr Morgan schon nach dem Wohngebäude hinaufgegangen sei, und fragte ihn zugleich, ob er das Haus verschließen solle. Harry aber sandte den Schwarzen seinem Herrn nach mit dem Bemerken, daß er noch Einiges hier zu thun habe, jedoch bald nachfolgen würde. Er trat in das Comptoir und blieb in der Mitte desselben stehen. Ein Gefühl der Wehmuth überschlich ihn, es war ihm, als winkten ihm die Sessel, die Pulte, die Bücher Lebewohl zu, und seit langer Zeit zum ersten Male wieder war ihm das Zimmer, in dem er sich wie in einem Kerker eingeschlossen gefühlt hatte, lieb und traut. Er selbst hatte es ja geschaffen, hatte es nach

eigenem Gefallen eingerichtet und den größten Theil der Arbeit darin gethan. Es war ihm leid, Abschied davon zu nehmen, und mit einem Anflug von Unentschlossenheit setzte er sich auf seinen Sessel und öffnete sein Pult. Er nahm Privatbriefe und Papiere aus ihm hervor, steckte einige derselben in seine Brusttasche und legte die übrigen in das Kamin, wo er sie verbrannte. Dann kehrte er an sein Pult zurück und machte einen Auszug aus dem Hauptbuch von seiner eigenen Rechnung mit Morgan. Dieselbe stand nicht sehr günstig, denn es kamen ihm nur noch vierhundert Dollars zu gute.

„Vierhundert Dollars!“ sagte er halblaut. „Und was habe ich für das ausgegebene Geld gehabt? Ich habe nur die Langeweile damit zu tödten gesucht und bin doch keinen Tag ohne dieselbe geblieben. Fort, fort aus diesem trostlosen Kerker, in dem ich wie der Esel in einer Mühle gehe und schließlich nur genug verdiene, um meinen Hunger zu stillen!“

Bei diesen Worten sprang er auf, schlug das Pult zu und verließ mit seinem Rechnungsauszug in der Tasche das Haus. Er verschloß dasselbe und ging nun raschen Schrittes den Berg hinauf nach dem Wohngebäude, fest entschlossen, ohne Wanken mit Morgan abzurechnen und morgen früh dessen Haus für immer zu verlassen.

Als er die Treppe vor der Veranda erstieg, erblickte er in dem Düster, welches schon darunter herrschte, die Familie Morgan, welche sich erhob und ihm mit freundlichem Willkommen entgegeneilte.

„Sie kommen spät, lieber Williams; es ist Ihnen doch kein Unfall begegnet?“ sagte Herr Morgan, indem er ihm die Hand reichte.

„Wir fingen an besorgt um Sie zu werden“, fiel dessen Gattin ein; „Eliza aber hat Sie zuerst kommen sehen, sie hatte sich das Fernglas geholt und erkannte Sie in dem Schiffchen, schon als Sie in die Bai einfuhren.“

Madame Morgan hatte ihm die Hand gedrückt, als auch deren Tochter Eliza ihm die ihrige gab und halb scherzend, halb ernst zu ihm sagte:

„Sie haben in Galveston vor lauter Geschäften keine Zeit gehabt, an uns zu denken, sonst wären Sie nicht so lange ausgeblieben; oder thaten Sie es, um zu sehen, ob wir uns recht um Sie ängstigen würden?“

„Nein, wirklich, Fräulein Eliza, die Geschäfte hielten mich zurück“, entgegnete Harry verlegen und wandte sich dann mit einer halben Entschuldigung nach dem Eingang des Hauses, weil die Freundlichkeit, mit der man ihn behandelte, seine Verlegenheit von Minute zu Minute steigerte.

„Bleiben Sie nicht zu lange auf Ihrem Zimmer,

Williams, das Essen wird sogleich bereit sein", rief ihm Madame Morgan noch nach, als er in dem Corridor verschwand. Es lag ihm auf der Seele, als ob er ein Verbrechen begangen habe oder begehen wolle, er eilte in sein Zimmer, warf den Hut und aus seiner Tasche die Papiere auf den Tisch und ging dann gesenkten Hauptes in der Stube auf und ab.

„Nein, nein — was helfen mir alle die freundlichen Worte", sagte er, plötzlich stehen bleibend. „Man fühlt, daß man mich im Geschäft nicht entbehren kann, und da sollen die Artigkeiten mich halten und bezahlen! Ich habe lange genug für Sie gearbeitet, Herr Morgan, nun will ich einmal für mich selbst sorgen!"

Bei diesen Worten trat er nach dem Spiegel hin und fuhr sich mit der Hand durch seine prächtigen Locken; da fiel sein Blick auf einen frischen Blumenstrauß, der vor dem Spiegel stand und den er in dem Düster nicht sogleich gesehen hatte. Er fuhr zusammen und sah den Strauß einige Augenblicke unbeweglich an, dann nahm er ihn mit dem Glas, in dem er stand, und trug ihn in die Helligkeit an das Fenster. Es war Eliza's Glas, Harry erkannte es sogleich, und als er den Strauß näher betrachtete, bemerkte er ein Papier, welches aus demselben hervorsah. Schnell zog er es heraus, sah im Entfalten desselben, daß es beschrieben war,

und las: „Wie kannst Du uns Blumen so lange auf Dich warten lassen, wir geben ja gern unser Leben hin, um Dich zu erfreuen!“

Harry war tief ergriffen, er stand regungslos mit den Blumen und dem Papier in der Hand und schaute auf sie nieder, da trat plötzlich das Bild Holcroft's vor seine Seele, er sah sich mit ihm auf den Wogen des weiten Oceans und dachte an das ungezählte Gold, welches sie gewinnen würden.

„Thorheit“, sagte er, „diese Spielereien sind zu Ende, die Langeweile soll mich nicht mehr plagen!“

Dabei stellte er das Glas mit den Blumen entschlossen wieder vor den Spiegel, schob das Papier in seine Tasche und verließ seine Stube. In dem Augenblick, als er in das Speisezimmer trat, erschien von der andern Seite her Eliza mit zwei Lichtern in den Händen und hielt ihre großen dunklen Augen zwischen denselben durch mit strahlendem Blick auf Harry geheftet, dieser aber wich ihnen aus und schaute durch das Fenster nach dem Abendhimmel, dessen feuriges Roth sich von Minute zu Minute verdunkelte.

„Haben Sie die Waaren alle in gutem Zustand vorgefunden, lieber Williams?“ fragte ihn Morgan, der seiner Tochter in das Zimmer gefolgt war.

„In bester Beschaffenheit, Herr Morgan; mit der

ersten Schiffsgelegenheit werden sie hierher verladen werden", entgegnete Harry kalt, sodaß der Ton, mit dem er es sagte, nicht allein Morgan, sondern noch mehr dessen Tochter auffiel, die sich halb erschrocken von dem Tisch, an welchem sie beschäftigt war, nach ihm umsah.

„Wenn es gefällig ist, so laßt uns unser Abendbrod einnehmen", sagte Madame Morgan in diesem Augenblick, und alle traten an den Tisch, verrichteten ein stummes kurzes Gebet und nahmen dann ihre gewohnten Plätze ein.

Während mehrerer Minuten herrschte ein unheimliches Schweigen und alle beschäftigten sich mehr wie gewöhnlich mit der Mahlzeit selbst. Morgans sämmtlich fühlten, daß Harry anders gegen sie gestimmt war als sonst, und zwar weniger freundlich, und sie dachten hin und her, was wohl die Ursache davon sein könne. Für Harry war deren Ernst angenehmer als deren gewohnte herzliche Freundlichkeit; er fühlte, daß es ihm in solcher Stimmung leichter werden würde, mit ihnen zu brechen, und so blieb er stumm und hielt seinen Blick auf seinen Teller gerichtet. Madame Morgan aber unterbrach die Pause, indem sie Harry fragte, ob er seine Mutter und Geschwister besucht und ob er sie wohl angetroffen habe.

„Es fehlte mir die Zeit dazu und außerdem war zufällig kein Pferd zu haben, um darauf hinauszurei-

ten", antwortete er und machte seiner Rede dadurch schnell ein Ende, daß er die Tasse zu seinen Lippen erhob.

Madame Morgan versuchte es wieder und wieder, durch Fragen die Unterhaltung zu beleben, Harry wurde dadurch nur noch mehr in seiner Wortkargheit bestärkt. Eliza war stumm und sah nur von Zeit zu Zeit flüchtig nach ihm hin mit einem Blick, der ihm ihr Erstaunen, ihre Angst aussprach, und Morgan saß in Gedanken versunken und rollte eine Brodkugel zwischen den Fingern. Um alle dieser peinigenden Stimmung zu entreißen, erhob sich Madame Morgan zuerst und verließ dann mit ihrer Tochter das Zimmer.

„Es ist Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren, lieber Williams", hob Morgan zu diesem gewandt an; „was es aber auch sein mag, so wissen Sie doch, daß Sie keinen treuern Freund haben, als ich es Ihnen bin, und daß Ihnen Niemand näher steht als ich; darum müssen Sie mir aber auch vertrauen und mir gerade heraus sagen, wo es Ihnen fehlt und wie ich Ihnen dabei helfen kann."

Harry hatte seine vollständige Fassung wieder in dem Augenblick, als die Damen das Zimmer verließen, er schob seine Rechte in seinen Busen, schaute Morgan mit der größten Ruhe in die Augen und sagte:

„Herr Morgan, nur wir selbst können darüber entscheiden, ob uns im Leben eine Stelle zusagt oder nicht; ich für meine Person bin jetzt nach langem Zögern zu der Ueberzeugung gekommen, daß die meinige durchaus nicht für mich paßt, und darum habe ich beschlossen, sie aufzugeben. Ich werde morgen früh nach Galveston und morgen Abend von da nach Neuorleans fahren."

Morgan schrak zurück, als wenn der Blitz vor ihm eingeschlagen hätte, er sah Harry an, als wolle er sich noch überzeugen, ob derselbe wirklich ihm diese Mittheilung gemacht habe, als traue er seinen eigenen Ohren nicht, Harry's Züge aber zeigten unverändert dieselbe Ruhe, mit der er geredet hatte.

„Ist das wirklich Ihr Ernst, Williams, was Sie mir gesagt haben?" begann Morgan endlich, sich nach und nach wieder sammelnd. „Ist das Ihr Ernst, Herr Williams?" fragte er nochmals, aber mit viel festerer Stimme, und heftete seinen strafenden Blick auf denselben.

„Mein vollster Ernst, Herr Morgan", entgegnete Harry ebenso ruhig.

Diese Antwort erschütterte Morgan sichtbarlich noch mehr als die erste, im nächsten Augenblick aber kam eine eisige Ruhe über sein Aeußeres, er richtete sich hoch auf und sagte:

„So danke ich Ihnen in meinem und in der Meinigen Namen für diesen Ihren Beschluß. Ich habe durchaus nichts dagegen einzuwenden, muß aber auf das ernsteste eine Bitte an Sie stellen, die, daß Sie meinen Damen nicht eine Silbe davon wissen lassen. Gehen Sie jetzt auf Ihr Zimmer, morgen früh rechnen wir ab, und dann schiffen Sie sich ein, ohne von meiner Frau oder meiner Tochter Abschied zu nehmen. Es ist dies eine Rücksicht, die Sie mir und den Meinigen schuldig sind und die ich auf das bestimmteste von Ihnen verlange. Schlafen Sie wohl."

Bei diesen Worten machte Morgan eine kalte Verbeugung und wandte sich dann von Harry ab, welcher rasch das Zimmer verließ und nach seiner Stube ging.

Harry's besseres Gefühl sträubte sich gegen seine Handlung, vergebens bekämpfte er die innere Stimme, die ihm schmählichen Undank gegen Morgan und abscheuliche, grausame Herzlosigkeit gegen dessen Tochter vorwarf, und umsonst suchte er diese Vorwürfe dadurch von sich zu weisen, daß er seine Verdienste für die Familie aufzählte; er fühlte sich vor ihr herabgewürdigt und verächtlich und verlangte nach dem Augenblick, wo er sich deren Gesichtskreis für immer entziehen würde. Er verbrachte eine schlaflose Nacht; bei dem ersten Tageslicht verließ er sein Lager, packte seinen Koffer und

sah dann mit Beklommenheit und Widerwillen der Frühstückszeit entgegen, wo er noch einmal seinen gewohnten Platz an dem Tisch einnehmen mußte. Unruhig schritt er im Zimmer auf und nieder, legte sich in das Fenster und blickte über die See oder warf sich auf sein Bett und schloß die Augen, bis endlich der Neger in sein Zimmer trat und ihn zum Frühstück rief. Zugleich sagte derselbe, daß Herr Morgan ihm befohlen habe, die Sachen des Herrn Williams nach dem Lagerhause zu tragen, worauf Harry dem Diener sein Gepäck übergab, nochmals vor den Spiegel trat und dann mit möglichst gleichgültiger Miene hinunter in das Speisezimmer ging.

Der früher immer so heitere herzliche Morgengruß blieb heute allen halb auf den Lippen zurück, eine peinigende Stille herrschte bei Tische, und kaum hatte Harry sein Frühstück eingenommen, als Herr Morgan sich erhob und jenem einen Wink gab, ihm zu folgen. Beide verließen rasch das Zimmer und begaben sich nach dem Geschäftsgebäude hinunter.

„Haben Sie Ihre Rechnung in meinem Buche abgeschlossen, Herr Williams?“ fragte Morgan diesen, als sie in dem Comptoir anlangten.

„Ja wohl, Herr Morgan, hier ist eine Abschrift davon“, entgegnete Harry kurz und reichte jenem den

Auszug hin, den er am Abende vorher gemacht hatte.

„Hiernach haben Sie noch vierhundert und zehn Dollars von mir zu fordern", sagte Morgan, das Papier überblickend, zog eine Brieftasche aus seinem Rock und nahm Banknoten zu diesem Betrag aus derselben hervor, die er Harry mit den Worten reichte:

„Hier ist das Geld und unsere Rechnung ist somit für immer geschlossen. Mein Neger hat Ihre Effecten bereits in das Boot getragen, welches Ihrer wartet, Herr Williams."

Hiermit deutete Morgan ihm mit einem Blick nach der Thür an, daß er sich entfernen möge, und Harry folgte der Aufforderung.

„Leben Sie wohl, Herr Morgan", sagte er im Gehen, dieser aber gab ihm keine Antwort darauf.

Das Gefühl der tiefen Herabsetzung und Demüthigung, womit Harry das Haus verließ und nach dem Werfte ging, suchte er zu bewältigen und zu verbergen, indem er den Arm keck in die Seite setzte und den seidenen Handschuh in seiner Rechten spielend durch die Luft schlug, es war ihm aber, als ob ihn die Scham erdrücken wolle, als er an dem alten Neger vorüberschritt und dieser ihn verwundert anschaute. Schnell sprang er in das Boot, stieß es selbst vom Werfte ab

und warf sich auf die Bank am Ruder nieder, während der Schiffer das Segel dem Winde preisgab und der Nachen eilend das Ufer verließ.

Holcroft harrte am Strande, als sein junger Verbündeter sich demselben nahte, und winkte ihm schon von weitem sein Willkommen zu. Indem das Boot landete, reichte er Harry die Hand und sagte:

„War ich doch wahrlich in Zweifel, ob Sie so bald kommen würden. Nun, Glück auf, der erste Schritt in das neue Leben ist gethan!"

„Man hat es mir schwer genug gemacht. Morgán wollte mich durchaus nicht gehen lassen, er bot mir höhern Gehalt, bot mir dann Theil in seinem Geschäfte an und wollte mich schließlich noch zu seinem Schwiegersohne machen, ich aber blieb fest und ging", versetzte Harry mit stolzem Tone und schüttelte dem Sklavenhändler die Hand.

„Recht haben Sie gethan, Williams. Ein Mann von Ihren Fähigkeiten ist nicht geboren, um damit andern Leuten ein angenehmes, sorgenfreies Leben zu erarbeiten, seine Ueberlegenheit über den großen Haufen berechtigt ihn, auf Kosten desselben sich selbst ein solches zu verschaffen und die Freuden zu genießen, die uns in so reicher Fülle geboten werden. Nun fort von diesem elenden Platze! Heute Abend bei Sonnen-

untergang lichtet jene Brigg dort die Anker, und sie wird uns hoffentlich übermorgen wohlbehalten in Neuorleans an das Land setzen; dort blüht unser Weizen!"

Hiermit reichte Holcroft seinem jungen Freunde den Arm, sagte dem Schiffer, daß er das Gepäck des Herrn Williams würde abholen lassen, und schritt mit diesem nach dem nächsten Trinkhaus, um auf die schöne Zukunft ein Glas zu leeren. Harry theilte dem Sklavenhändler dort mit, daß er nothwendig seiner Mutter einen Besuch machen und Abschied von ihr nehmen müsse, da die Zeit seiner Rückkehr hierher so sehr unbestimmt sei, worauf Holcroft sich erbot, ihn dorthin zu begleiten. Sie verschafften sich ein Cabriolet, und ehe eine halbe Stunde verstrich, fuhren sie in fliegendem Trabe auf dem glatten Meeresufer dahin, sodaß oft der Schaum der Wogen durch die Räder des leichten Fuhrwerks zischte.

Madame Williams vernahm mit großem Leidwesen die Trennung ihres Lieblings von der Familie Morgan, zumal da Harry ihr sagte, er habe eine Stelle in Neuorleans angenommen. Die glänzenden Aussichten aber, die seiner Versicherung nach dort seiner harrten, beruhigten sie einigermaßen, und als er nach kurzem Zusammensein von ihr schied, gab sie ihm ihren Segen mit auf den Weg.

Noch vor Untergang der Sonne kehrte er mit

Holcroft nach Galveston zurück, zeitig genug, um sich an Bord der Brigg zu begeben, die sie nach Neuorleans tragen sollte. Ihre Reise ging rasch und glücklich von statten, denn am dritten Morgen erwachten sie vor dem Werfte dieser Stadt, wo ihr Schiff in der Nacht angelegt hatte. Ihre Uebersiedelung von Bord der Brigg nach dem St.-Charleshotel wurde sofort bewerkstelligt, sodaß sie ihr heutiges Frühstück schon in diesem Hause der Pracht und des üppigsten Wohllebens verzehrten.

Harry hatte das Ziel seiner Sehnsucht erreicht, er war wieder in dem Orte der Freude, der Lust eingekehrt, und mit vollen Zügen wollte er sich deren Genuß hingeben, ehe er das Hazardspiel seines vor ihm liegenden Lebens begänne. Darum schlug er seinem Freunde vor, das schon am folgenden Tage nach Rio Janeiro abgehende Paquetboot unbenutzt segeln zu lassen und sich erst einige Wochen für vergangene und zukünftige Entbehrungen zu entschädigen, wozu der Sklavenhändler freudig seine Einwilligung gab.

Neuorleans befand sich in seiner Glanzzeit. Es war gedrängt voll von Fremden aus allen Weltgegenden; das Geschäft hatte seit Jahren nicht einen solchen Umfang gehabt als in diesem Winter, und wohl niemals waren die reichen Creolenfamilien aus dem Lande zahlreicher hier versammelt gewesen als in dieser Zeit. Pracht

und Reichthum glänzten in den Straßen und auf den Promenaden und Feste und Lustbarkeiten aller Art bewegten Nacht für Nacht die Stadt.

Harry Williams, aus frühern Zeiten der Liebling der schönen Welt, wurde von dieser jetzt noch schöner, noch liebenswürdiger gefunden und durfte bei keiner Soirée, bei keinem Balle fehlen. Abends, wenn die Sonne ihre Kraft verlor, flog er in elegantem Cabriolet, von einem prächtigen Roß gezogen, mit einer der schönen Töchter der vornehmen, ihm befreundeten Familien auf der Muschelstraße hin, ging später mit seinen jungen Freundinnen im traulichen Lichte des Mondes auf dem herrlichen, viele Meilen langen Werfte an dem Ufer des Mississippi spazieren und besuchte mit ihnen die Conditoreien, um sie durch Eiscrême oder Sodawasser zu erfrischen. Die späte Nacht aber gehörte den Freuden, die er mit seinem Freunde Holcroft gemeinschaftlich genoß und aus deren Zaubergewalt er wonnetrunken immer erst gegen Morgen in das Hotel zurückkehrte.

So verstrichen einige Wochen, während welcher Harry nicht daran gedacht hatte, daß bei solchem Leben sein geringer Kassenbestand nicht lange ausreichen würde; als er aber nun die letzte Fünfzigdollarsnote wechselte, um zehn Dollars für einen Blumenstrauß zu zahlen, den er einer Dame für den Ball an diesem Abend zusenden

wollte, da erschrak er und die Frage, woher mehr Geld nehmen, drängte sich ihm sehr beunruhigend auf, denn Geld mußte er haben, ohne Geld konnte er ja an diesem Orte nicht einen Tag leben! Sein erster Gedanke bei dieser Frage fiel auf Holcroft, doch unwillkürlich wich er vor dessen Bild zurück. So sehr befreundet und vertraut er auch mit dem Manne war, so lag doch etwas in dessen Wesen, was ihm jede Bitte der Art an denselben untersagte. Dessen eiserne Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von der menschlichen Gesellschaft, die er nur zu beachten schien, um auf ihre Kosten ein genußreiches Leben zu führen, sowie dessen kalte, gefühllose Berechnung seiner Pläne und Unternehmungen standen mit der Bereitwilligkeit, einem Andern aus einer Verlegenheit zu helfen, in so grellem Widerspruch, daß Harry ein solches Gesuch als vollständig zwecklos erkannte. Geld aber mußte er sich verschaffen, denn das nächste Schiff nach Rio Janeiro sollte erst in acht Tagen segeln. Womit sollte er während dieser Zeit seine laufenden Ausgaben bestreiten? Womit sollte er seine bedeutende Rechnung in dem Hotel bezahlen und wie konnte er ohne Geld sich für die bevorstehende Reise ausrüsten? Unter seinen vielen Freunden und Bekannten hier in der Stadt war nicht einer, an den er sich um ein Darlehen hätte wenden können, und nach Texas zu schreiben, wo er

solche Freunde besaß, war unnütz, da die Zeit bis zu seiner Abreise eine Antwort von dort nicht mehr ermöglichte.

Während er nun berechnete, wie lange ein Brief nach Galveston und von da in das Innere des Landes unterwegs sein würde, zog er ein Schreiben eines Freundes, der eine große Baumwollenplantage am Brazosfluß besaß, aus seiner Brieftasche hervor. Dieser Freund, einer der reichsten und bedeutendsten Männer in Texas, davon war Harry überzeugt, würde ihm mit Freuden die nöthige Summe vorstrecken, wenn nur die Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, noch zeitig dessen Antwort zu erhalten. Dies war aber nicht der Fall, und einen Wechsel auf denselben von Harry gezogen konnte dieser nicht für baar verkaufen. Seines Freundes Unterschrift allerdings wäre baares Geld gewesen.

Während Harry nun noch hin und her dachte und berechnete, ob nicht doch eine zeitige Antwort zu erlangen sei, wenn der Brief von Galveston aus durch einen expressen Boten befördert würde, hatte er unwillkürlich die Feder ergriffen und schrieb im Gedankenspiel die Unterschrift seines Freundes, die er in dessen neben ihm liegenden Briefe vor Augen hatte, auf ein Blatt Papier. Er hatte sie langsam nachgezeichnet, blickte sie einen Augenblick an und in seinem Spiel fortfahrend,

schrieb er sie noch einmal flüchtiger darunter. Als ob ihm selbst die Treue der Abschrift auffalle, verglich er sie wie erstaunt mit dem Original und schrieb dann noch schneller eine dritte Copie darunter. So flog der Namenszug seines Freundes wieder und wieder und mit immer größerer Leichtigkeit aus seiner Feder auf das Papier, bis endlich zwischen dem Original und der Abschrift auch nicht der unbedeutendste Unterschied mehr zu erkennen war.

Harry hielt inne und sah festen Blicks auf das Papier. Mit dieser Unterschrift, das wußte er, konnte er eine Note zu einem bedeutenden Betrag an irgend einen Geldwechsler hier verkaufen und sein Freund, davon war er ja überzeugt, würde ihm gern das Geld vorschießen! Was für ein Unterschied war denn nun dabei, ob dieser ihm das Geld schickte oder ob er dasselbe sich durch eine Note mit dessen Unterschrift verschaffte? Er konnte es ihm ja ebenso gut seiner Zeit zurückgeben, als ob er es ihm gesandt hätte.

Daß sein Freund die Note als eine gefälschte nicht bezahlen und daß der Wechsler hier das Geld verlieren würde, das kam Harry wohl in den Sinn, er hielt aber an dem Gedanken fest, daß sein Freund ihm gern helfen würde und daß es darum kein Unrecht sei, ihm die Gelegenheit dazu zu geben.

Er stand auf und schritt im Zimmer auf und nieder, blieb aber jedesmal bei dem Tische stehen und blickte auf die nachgemachte Unterschrift. Von Entdeckung konnte keine Rede sein, sein Freund selbst mußte die Schrift für seine eigene halten. Warum noch zögern? Geld mußte Harry sich verschaffen, die Noth, die Verhältnisse zwangen ihn dazu. Entschlossen setzte er sich jetzt an den Tisch nieder, schrieb eine Note über neunhundert und siebzig Dollars und unterzeichnete sie mit dem Namen seines Freundes, des reichen, hochangesehenen Mannes in Texas.

Die Fälschung war soweit vollbracht, wie wenn man die Kugel in den Lauf gestoßen hat, mit welcher man einen Mord begehen will.

Harry faltete die Note zusammen und legte sie in seine Brieftasche.

Ueber die Art und Weise, wie er sie einkassiren sollte, war er noch nicht mit sich einig. Nicht daß es ihm an Entschlossenheit gefehlt hätte, dies Geschäft selbst zu besorgen, warum aber sollte er sich als den Verkäufer angeben?

Er ging im Laufe des Nachmittags einige Male an dem Hause des Geldwechslers vorüber, von dem er wußte, daß er für seinen Freund in Texas, dessen Namen auf der Note stand, alle Geldgeschäfte in dieser

Stadt besorgte, doch der Tag verstrich, ohne daß er den Verkauf bewerkstelligt hätte. Am folgenden Morgen aber begab er sich mit der Note in der Hand rasch zu seinem Freunde Holcroft und sagte, indem er ihm das Papier lachend entgegenhielt:

„Unverhofftes Glück, Holcroft! Da fliegt mir Geld zu, welches ich schon längst als verloren aufgegeben hatte, welches mir aber im Augenblick sehr willkommen erscheint. Es ist eine alte Forderung, die ich meinem Freunde in Texas zum Einziehen übergeben hatte und wofür derselbe mir so eben seine Note sendet. Sie müssen mir dieselbe bei Henry Lee und Compagnie zu Gelde machen, da diese Leute mit meinem Freunde in Verbindung stehen.“

Der Sklavenhändler stutzte und heftete seinen scharfen Blick halb erstaunt auf das Antlitz des jungen Mannes, indem er sagte:

„Ich? Warum wollen Sie es nicht selbst thun?“

„Aus einem einfachen Grunde“, antwortete Harry lachend; „weil ich dem Herrn Lee noch einige Hundert Dollars schulde, die ich ihm noch ein wenig länger schuldig bleiben möchte; wenn ich selbst ihm die Note bringe, so zieht er mir dies sein Guthaben an dem Betrage ab. Ob der Kerl jetzt oder in einem Jahr das Geld bekommt, macht ihm nichts aus, mir aber sind die

paar Hundert Dollars im Augenblick sehr angenehm. Es ist ja eine kleine Mühe für Sie."

„Der ich mich mit Freuden unterziehe", entgegnete jetzt der Sklavenhändler heiter. „Geben Sie her, es ist immer gut, mit Zahlen seiner Schulden auf sich warten zu lassen, bis man des Geldes selbst nicht benöthigt ist."

Hiermit nahm er die Note, setzte seinen Hut auf und eilte aus dem Zimmer. Harry aber legte sich in das Fenster und sah ihm nach, bis er ihn an der nächsten Straßenecke aus den Augen verlor. Dann schritt er, vor sich hinschauend, mit den Händen in den Rocktaschen im Zimmer auf und nieder und trat nach einiger Zeit wieder an das Fenster, um die Straße hinaufzusehen. Nachdem er dies einige Male wiederholt hatte, blieb er im Fenster liegen, um Holcroft's Erscheinen zu erwarten.

Gleich darauf trat derselbe auch wieder in die Straße ein und nahte sich dem Hotel in seinem gewohnten ruhigen, unbekümmerten Schritte.

„Er hat das Geld!" sagte Harry mit einem tiefen Athemzuge, als fiele ihm eine schwere Last von dem Herzen. Dann ging er in das Zimmer zurück, warf sich nachlässig in den Schaukelstuhl, schlug das Bein über und schwang es spielend auf und nieder.

„Verdammt warm", sagte der Sklavenhändler, indem

er in das Zimmer trat; „der Weg kostet Ihnen heute Abend ein Flasche Champagner.“ Dabei griff er in die Tasche und legte den Betrag der Note in Bankscheinen mit den Worten auf den Tisch:

„So, nun mag Ihr Herr Lee mit seiner Forderung zum Teufel gehen. Es ist doch gut, wenn man einen Freund hat.“

„Ich danke Ihnen, lieber Holcroft“, entgegnete Harry, ohne sich aus seiner Lage zu erheben und ohne nach dem Gelde hinzusehen. „Was fangen wir heute Abend an? Ich bin frei, wenigstens bis jetzt habe ich noch keine Einladung erhalten.“

„So lassen Sie uns eine Partie auf dem Mississippi hinauf nach Carrollton machen; in dem Gasthaus bei dem Franzosen finden wir elegante Bequemlichkeit und feine Bedienung; die Würze aber müssen wir mitbringen. Was meinen Sie, wenn ich unsere schönen Freundinnen Seline und Miralda dazu einlüde?“

„Vortrefflich“, antwortete Harry, „und den nöthigen Champagner nehmen wir gleichfalls mit. Besorgen Sie die Einladungen, ich werde mich nach einem passenden Boote umsehen.“

In Lust und Freude schwanden Harry und dem Sklavenhändler die Tage bis zu ihrer Abreise, welche sie an einem heitern Morgen, vom herrlichsten Wind be-

günstigt, in einer schnellsegelnden Barke bewerkstelligten. Von seinem weißen aufgeblähten Leinen überwölkt, zog das schöne Schiff stolz über die spielenden grünen Wogen des Golfs, und die beiden Reisenden zählten die Tage, bis sie Rio Janeiro erreichen würden, und bauten die kühnsten Luftschlösser für ihre nächste Zukunft. Während einer vollen Woche schaukelte sich die Barke auf ihrem furchenlosen Wege dahin, kaum daß ihre Segel anders gesetzt worden wären, und wie auf einer Luftfahrt erreichte sie die Küste von Südamerika. Plötzlich aber an einem frühen Morgen zeigte sich im Westen schweres Gewölk am Himmel und stieg rasch und drohend an ihm auf. Mit den Wolken kam der Wind gezogen, die Wogen hoben sich höher, ihre Häupter bedeckten sich dichter mit Schaum und die Barke begann heftig zu arbeiten. Sie wurde mehr und mehr ihrer Segel beraubt, bis sie nur noch genug Leinen trug, um dem Druck des Steuers zu folgen. Es war ein schweres Wetter im Anzug. Der Kapitän ließ alle Vorbereitungen treffen, um dem nahenden Sturm zu begegnen, die Luken wurden dicht gemacht, die Anker in Bereitschaft gehalten, das große Boot von unnöthigen Banden befreit und das Verdeck von Allem gesäubert, was schneller Bedienung des Fahrzeugs im Wege sein konnte. Mit dem Untergange der Sonne sprengten die Elemente ihre letzten

Fesseln und ein fliegender Orkan peitschte über die Wogen und trieb deren Gischt heulend und pfeifend vor sich her. Die gute Barke bäumte sich hoch gegen die furchtbare Gewalt der rollenden Flutenberge, sie zitterte und stöhnte in allen ihren Fugen und schoß in die gähnenden Schlünde hinunter, als wolle sie sich unter der nächsten Riesenwelle begraben; aber immer warf sie sich schüttelnd die über sie stürzenden Seen von ihrem Rücken ab und stieg wie ein bäumendes Roß aus dem Wassergrabe empor. Die Nacht brach herein und bald war der letzte Schimmer von Helligkeit verschwunden, eine rabenschwarze Finsterniß lag auf Schiff und Meer, für das Auge gab es keinen Wirkungskreis mehr und das Ohr wurde von den Sturmaccorden erschüttert und betäubt.

Harry stand auf dem hintern Verdeck an den Mast gelehnt und dachte an sein ruhiges Leben bei Morgan, als plötzlich eine Woge sich donnernd gegen die Seite der Barke warf, an ihr emporstieg und das ganze Schiff überflutete.

Harry klammerte sich an dem Mast fest, um nicht von der Welle mit fortgerissen zu werden; Holcroft aber, der neben ihm stand, griff nur nach einem schwachen Tau, um sich aufrecht daran zu halten.

In dem Augenblick, als die Barke sich hob und die

Flut von ihr hinab in die See strömte, sprang der Sklavenhändler dem Manne am Steuer zu Hülfe, denn das Ruder war dessen Hand entfahren, das Schiff hatte sich mit seiner Seite dem Sturm und den Wogen zugewandt und die See stürzte über dasselbe hin. Der Untergang schien jetzt unvermeidlich, die Masten ächzten, das Tauwerk riß, Fässer, Kisten und Kasten stürzten und rollten über das Verdeck gegen die Brüstungen, dieselben brachen und flogen mit in die See hinaus und einzelne durch den Sturm tönende Hülferufe verkündeten, daß die Flut auch mehrere von der Mannschaft mit sich fortgerissen habe.

Holcroft aber stemmte sich mit eisernem Arme gegen das Ruder und wandte das Schiff von der Gewalt des Sturms ab, bis es wieder, mit den Wogen treibend, auf denselben dahinschoß. Seine gewaltige Stimme übertönte jetzt den Alles betäubenden Sturm, er rief die Mannschaft zu sich heran, damit sie ihm helfe, das Schiff zu retten, und hörte von ihr, daß außer mehreren Matrosen auch der Kapitän über Bord geschwemmt sei. Holcroft ließ nun Laternen auf das Verdeck bringen und sah, daß das Tauwerk am hintern Mast gerissen war, sodaß derselbe das kleine Sturmsegel nicht mehr tragen konnte. Er ließ ein solches trotz des furchtbaren Arbeitens der Barke an dem vordern Maste aufziehen, erkannte aber

nur zu bald, daß das Schiff mit diesem Segel dem Steuer nicht folgen wollte. Dabei stöhnte der große Mast lauter und gefahrverkündender, er neigte sich immer weiter über die See hinaus und das Schiff begann sich bald links, bald rechts dem Sturme entgegenzudrehen. Da stürzte abermals eine Riesenwoge dem Fahrzeug entgegen auf das Verdeck und schwemmte mit dem Ueberrest der Brüstung noch einen Matrosen mit sich fort.

„Macht das Boot fertig!" schrie jetzt der Sklavenhändler durch den Sturm der Mannschaft zu und band das Ruder fest, faßte dann Harry beim Arm und zog ihn mit sich fort über das Verdeck dem Platze zu, wo die Matrosen im nächsten Augenblick zusammensprangen, um seinen Befehl auszuführen. Das Boot hing schon über dem Meere, und Holcroft, der selbst mit Hand anlegen wollte, um es hinabzulassen, ließ Harry's Arm los und rief ihm zu, sich an dem Tauwerk festzuhalten; in demselben Augenblick aber stürzte von der andern Seite her eine Welle über Bord und riß Harry mit sich hinaus in die See.

Ende des ersten Bandes.

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1866. — Einundzwanzigster Jahrgang — 1866.

Zehnter Band.

Saat und Ernte.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1866.

Saat und Ernte.

Roman

von

Armand,

Verfasser von „Bis in die Wildniß", „An der Indianergrenze", „Ralph Norwood",
„Der Sprung vom Niagarafall" ꝛc. ꝛc.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1866.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Erstes Kapitel.

Mit dem Gischt der Woge stürzte Harry in die nächste Tiefe hinunter und versank. Die Sinne waren ihm für den Augenblick vergangen; dem Tode aber widersetzt sich jedes lebende Wesen in jedem Zustand, darum, als Harry statt Luft Wasser in den Mund strömte, wehrte er sich gegen das erstickende Element mit Händen und Füßen und im nächsten Augenblick tauchte er wieder über der Flut auf. Mit dem ersten tiefen Athemzug kehrte auch sein Bewußtsein zurück, er fühlte, daß er in der See lag, und erinnerte sich, wie die Welle ihn von Holcroft's Seite gerissen hatte. Er blickte um sich, er sah nichts, schwarze Nacht umgab ihn, er hörte nichts als das Donnerrollen und Stürzen der Wogen und das Brausen und Pfeifen des Orkans. Dieser nächste Augenblick hatte ihm seine Lage vollkommen klar gemacht; mit einem Hülferuf, den der Sturm seinem eigenen Ohr entführte, breitete er hastig die Arme aus und that Zug

um Zug, als könne er mit Schwimmen das entflohene Schiff noch einholen.

„Hülfe, Hülfe!“ schrie er wieder und wieder, griff immer schneller aus und suchte von dem Gipfel jeder Woge die Finsterniß mit seinem Blick zu durchdringen. Er war verloren und seine Zukunft zählte nur noch nach Minuten, das fühlte er, denn seine Kräfte ließen nach und der Gedanke, daß er jetzt schon das Leben verlassen sollte, durchbebte ihn mit einem Gefühl nahender Ohnmacht. Dennoch arbeitete er fort und flehte den Himmel laut um Hülfe an; er hätte gern seine Hände gefaltet, wenn er sie nicht hätte gebrauchen müssen, um dem Tode sein Leben streitig zu machen. Von Minute zu Minute aber nahm seine Entkräftung zu, er konnte die Arme kaum noch durch das Wasser bewegen, und die Flut strich ihm fortwährend über den Mund, da griff er in der Verzweiflung noch einmal weit aus und stieß mit seiner Rechten an einen harten Gegenstand. Mit der Hast der Todesangst faßte er zu und ergriff mit beiden Händen eine lange schwere Bohle, die wahrscheinlich von dem Verdeck der Barke weggeschwemmt worden war.

„Gott Lob“, rief er aus, klammerte sich an derselben fest, um wieder zu Athem zu kommen, und hob sich nach und nach immer weiter auf dem Ende des Bretes hinauf, bis er dasselbe zwischen seinen Beinen

hielt und er, auf ihm reitend, von den Wogen fortgetragen wurde.

„Gott Lob! Gott Lob!“ wiederholte er mit einem Blick nach oben und ein Hoffnungsstrahl drang in seine Seele ein. Für den Augenblick wenigstens war er dem Tode entrissen und der Gedanke, daß das Tageslicht ihm das Boot seiner Gefährten zeigen und man ihn gewahren würde, fachte die aufkeimende Hoffnung noch mehr an. Woge auf Woge nieder ritt er mit fliegender Eile auf der grausigen Bahn dahin, der Sturm jagte den Gischt der See hinter ihm her, und von Zeit zu Zeit stürzte sich der Kopf einer Welle von hinten über ihn und begrub ihn für Augenblicke unter sich. Harry aber hielt das vor ihm aufstehende Ende der Bohle mit beiden Händen wie mit eisernen Klammern fest und tauchte immer wieder über der Flut auf.

Wohl nie im Leben hat ein Mensch heißer und verlangender das Erscheinen des Tages ersehnt als Harry Williams in dieser Zeit, denn die Finsterniß verdoppelte das Entsetzliche seiner Lage. Endlich, endlich zitterte ein Schimmer von Helligkeit über das weite Meer und Harry konnte die Wogen unterscheiden, auf denen er emporschoß, und die Abgründe erkennen, in welche er hinabsank. Auch die Wolken über ihm brachen sich und hier und dort blitzte ein einzelner Stern zwischen denselben

hervor. Der Tag stieg am östlichen Himmel auf und der Sturm ließ an Heftigkeit nach, doch die Wogen rollten noch immer hohl und fürchterlich, und von einer jeden, auf deren Höhe Harry gehoben wurde, sandte er seinen Blick spähend über die weite Wassereinöde um den Horizont, nirgends aber fand sein Auge einen Haltpunkt, bis in die weiteste Ferne war nichts zu sehen als schaumgekrönte Wogen. Ein entsetzliches Gefühl der Verlassenheit, der Einsamkeit kam über ihn, und die Hoffnung, mit der er den Tag begrüßt hatte, schwand wieder aus seiner Seele. Die Verzweiflung, die ihn dagegen erfaßte, steigerte sich noch mehr bei dem Gedanken, daß er durch eigene Schuld seine Lage herbeigeführt und daß er sie für seine Handlungen vollkommen verdient habe. Jetzt sah er es ein, wie unverzeihlich er gegen die Familie Morgan gehandelt hatte, jetzt suchte er die Fälschung der Note im Namen seines Freundes nicht mehr vor sich selbst zu beschönigen und warf sich mit Angst und Reue diese Handlungen als die Ursachen seiner gegenwärtigen Lage vor. Er sah den Tod vor Augen, nur in welcher Weise derselbe ihn ereilen würde, das war noch ungewiß, und mit Schrecken dachte er daran, daß er langsam auf diesem Bret verschmachten müsse, um endlich doch zu ertrinken. Warum denn aber machte er nicht gleich seinem elenden Dasein

ein Ende? Weil sein Blick noch in jeder Sekunde am Horizont suchte, ob er kein Schiff erspähen könne. Er befand sich in dem Hauptfahrwasser der Küstenschiffe, das wußte er gewiß, und wie leicht konnte ein Fahrzeug des Weges kommen und ihn retten! Er hielt fest an der Planke.

Der Wind erstarb mehr und mehr, die Wogen verloren ihren Schaum und dehnten sich länger und breiter aus und der Himmel wurde wolkenleer. Die ersten Blicke der Sonne hatten Harry wohl gethan, weil sie ihn erwärmten, als dieselbe aber höher stieg und ihre Strahlen senkrecht auf ihn niederbrannten, da mußte er Wasser über sein Haupt gießen, um ihre Glut ertragen zu können.

Der furchtbarste Feind und der sichere Träger des Todes, der Durst, meldete sich jetzt bei Harry, seine Lippen wurden trocken und die Zunge blieb ihm am Gaumen haften. Der Anblick des ihn umflutenden Wassers wollte ihn zur Verzweiflung bringen, er bückte sich lechzend nach ihm nieder, es kam ihm vor, als ob er sich nimmer satt trinken könne, und doch durfte er sich kaum die Lippen damit kühlen. Die Sonne wurde ihm furchtbar und unerträglich, und so sehr er nach dem Tage verlangt hatte, so sehnlichst sah er dem Abend entgegen, der ihm Kühlung bringen sollte. Die Glut aber, die

Fieberhitze, die der Durst in seine Adern goß, die konnte selbst die Nacht nicht kühlen, und als die Sonne sich neigte und die Dämmerung ihre schauerlichen Schatten wieder über das Meer breitete, steigerte sich die Unruhe, die unheimliche Glut in Harry's Körper nur noch mehr. Bis jetzt hatten seine jugendlichen Kräfte in der Aufregung der Gefahr alle Müdigkeit von ihm fern gehalten, als aber die Nacht ihren Mantel dichter um ihn zog, wurden ihm die Lider schwer und der Schlaf wollte ihn gewaltsam in die Arme schließen. Er wankte hin und her auf dem Brete, obgleich links und rechts der Tod ihn angähnte, mit aller Kraft klammerte er seine Hände an die Bohle fest und hielt mit Gewalt die Augen weit geöffnet. Immer aber nickte er wieder zusammen, die Augen fielen ihm zu und er bekam das Uebergewicht nach der einen oder andern Seite. Dann fuhr er entsetzt in die Höhe und suchte das Gleichgewicht wieder zu halten. So verbrachte er die Nacht mit immer größerer Anstrengung, nach und nach stellte sich ein Zustand zwischen Wachen und Schlafen bei ihm ein, er schlief mit halb offenen Augen, und der Gedanke, daß er nicht schlafen dürfe, hielt halb die Besinnung in ihm zurück. Es war ein übernatürlicher Kampf, den er focht, und in seinem Halbtraume sehnte er sich nach der Sonne, die ihm helfen sollte, wach zu

bleiben. Der Schlaf wurde immer mächtiger, die Lider wurden immer schwerer und die Kräfte schienen aus seinen Händen zu entweichen. Plötzlich schlossen sich seine Augen, seine Arme sanken an ihm herab, sein Oberkörper neigte sich auf die Bohle, und mit ihr umschlagend stürzte er in die Flut. Wie ein Blitzstrahl schoß die volle Besinnung wieder in ihn zurück, er griff um sich und faßte durch das Wasser hin — die Rettungsbohle war verschwunden. Mit verzweifelter Angst hob er sich hoch über die Flut empor und schaute um sich, denn der Tag war schon im Nahen und er konnte seine nächste Umgebung erkennen. Sein Blick von der Höhe der Welle suchte vergebens nach dem Stück Holz, und mit dem sichern Bewußtsein, daß es jetzt mit ihm zu Ende gehe, sank er mit der Flut in die Vertiefung hinab. Noch einmal hob er flehend seine Augen zum Himmel auf und über ihm aus der Spitze der nächsten Woge schaute das Ende des Bretes hervor. Er raffte alle Kräfte zusammen, Zug um Zug riß er die Arme durch das Wasser und nach wenigen Augenblicken hielt er das Holz wieder umfaßt. Jetzt blieb er wach, der letzte Anflug von Schlaf war aus ihm verschwunden, wenn auch seine geistige und körperliche Mattigkeit rasch zunahm. Er fühlte es, lange konnte er nicht mehr leben, der Durst und jetzt auch der Hunger mußten ihn

bald seinem Ende zuführen und ihm die letzten Kräfte rauben, sodaß er sich nicht mehr auf dem Bret über Wasser halten konnte.

Die Sonne stieg blutroth über dem Meeresrande auf und zeigte Harry abermals die ganze Oede, die ihn umgab; wieder ließ er seinen Blick um den Horizont wandern, aber kein Rettungszeichen wollte ihm erscheinen. Alle Hoffnung war hin und die wilde Verzweiflung machte einer dumpfen Ergebung in sein Schicksal Platz. Dennoch hielt er seine Hände gefaltet, wie er so auf und ab über die sich immer mehr glättenden Wogen hinfuhr, und flehte seinen Schöpfer um Hülfe an. Er hatte lange Zeit so in stumpfer Abspannung auf dem sich schaukelnden Bret gesessen, ohne um sich zu schauen, der Wind war vollständig erstorben und die Sonnenglut begann ihn wieder unerträglich zu martern, als er hinter sich schaute und einen weißen Punkt gewahrte, der ihm über den Meeresrand hervorzuragen schien. Im nächsten Augenblick aber war er wieder in die Vertiefung zwischen zwei Wogen gesunken und verlor dadurch den Punkt aus den Augen. Als ihn aber die folgende Welle abermals emporhob, hatte er ihn sofort mit seinem spähenden Blick erfaßt und überzeugte sich jetzt, daß es wirklich ein Segel war, welches hinter ihm herkam. Neues Leben, neue Kraft fuhr durch seine Glie-

der, er richtete sich möglichst hoch empor und hielt seinen Blick unbeweglich auf das Schiff gerichtet, um zu sehen, ob es näher käme. Schon nach Verlauf einer halben Stunde tauchte das ganze Fahrzeug über dem Meere auf, sodaß Harry den Rumpf desselben wie einen schwarzen Punkt unter dem Segel erkannte. Wie aber war es möglich, daß das Schiff näher kommen konnte, da doch in Harry's Nähe sich kein Lüftchen regte? Der Wind mußte von dort her mit ihm im Heranziehen sein. Es kam aber augenscheinlich näher und zwar in gerader Richtung auf den Schiffbrüchigen zu. Er betete, flehte, rang die Hände, weinte und gelobte, nun und nimmer wieder etwas zu thun, wodurch er strafbar würde. Jetzt kam der Wind vor dem Schiffe hergezogen, ein langer weißer Streif auf den Wogen kündete ihn schon von weitem an, und bald spielte er erfrischend um Harry's heißen Mund. In kurzer Zeit mußte man ihn von dem Verdeck des Schiffes aus sehen können. Wie aber, wenn man ihn nicht gewahrte und an ihm vorübersegelte? Der Gedanke erfaßte Harry mit Entsetzen, er stierte nach dem Schiffe hin, als wollten seine Augen aus ihren Höhlen springen, er hob sich so hoch empor, als es ihm möglich war, und winkte fortwährend mit der Hand. Das Fahrzeug kam mit vollen Segeln schnell heran, schien aber in einiger Ent-

fernung an Harry vorüberfahren zu wollen. Seine Angst hatte den höchsten Punkt erreicht; er warf seine Kleidung von sich, riß sein Hemd über den Kopf, hob es in seiner Rechten hoch empor und schwenkte es über sich durch die Luft.

„Gott sei gedankt!“ rief er nach einer Weile aus, denn man hatte ihn bemerkt, das Schiff änderte plötzlich seine Richtung und kam jetzt gerade auf ihn zu. Er sah, wie die Mannschaft Vorbereitungen traf, um ihn aufzufischen, denn es stellten sich mehrere Männer auf die Brüstung und hielten Taue in ihren Händen. Brausend schnitt das prächtige Schiff durch die Wogen auf Harry zu, wandte sich aber halb gegen den Wind, wodurch seine Eile sofort gemäßigt wurde, und trieb nun langsam an den Verunglückten heran. Da flogen drei lange Taue, zugleich von den Matrosen geworfen, nach ihm hinab, er ergriff eins derselben mit beiden Händen, klammerte sich daran fest und wurde, bis an die Seite des Schiffes gezogen, wo hinunter mehrere der Mannschaft stiegen, ihn erfaßten und auf das Verdeck hinauf beförderten. Kaum aber hatte er dasselbe betreten, da sank er wie leblos zusammen und eine tiefe Ohnmacht bemächtigte sich seiner. Als er wieder zu sich kam, lag er im Schatten der Segel auf einem Lager von Decken hingestreckt und um ihn her

stand die Schiffsmannschaft und schaute ihn theilnehmend an.

„Wasser! Wasser!" waren die ersten Worte, die seinen trockenen Lippen entfuhren. Der frische Trunk wurde ihm gereicht, und nachdem er denselben bis auf den letzten Tropfen zu sich genommen hatte, sank er mit einem tiefen Athemzuge abermals machtlos zurück und schloß die Augen. Die Labung fachte aber bald seine Lebenskräfte wieder an, er fühlte sich erfrischt und gestärkt und nahm nun auch die Speise, die man ihm reichte, zu sich. Während dieser Zeit begann er zu überlegen, in welcher Weise er sich dem Kapitän vorstellen sollte, da seiner Meinung nach hiervon die Art der Behandlung abhing, welche man ihm an Bord zu Theil werden lassen würde. Er beschloß, den Namen Rochier, den eine der reichsten und angesehensten Creolenfamilien Louisianas trug, anzunehmen und sich für einen Plantagenbesitzer in diesem Lande auszugeben. Wenn ihm auch eine innere Stimme diese Unwahrheit vorwarf, so meinte er doch, daß eine so harmlose Nothlüge erlaubt sei, zumal in einer so verzweifelten Lage, wie die seinige es augenblicklich war.

„Nun sagen Sie mir aber, junger Mann, haben Sie denn Schiffbruch erlitten oder sind Sie über Bord gefallen?" hob der Kapitän zu Harry gewandt an und setzte sich neben ihm auf den Fußboden nieder.

„Schiffbruch, einen vollständigen Schiffbruch", antwortete Harry, indem er sich auf den Ellenbogen stützte. „Der Sturm nahm uns zuerst Masten und Segelzeug, dann faßten uns die Seen, schlugen das Ruder und die Brüstungen entzwei und zerschmetterten endlich das Schiff selbst, sodaß es in tausend Stücke auseinanderfiel. Ich glaube, ich bin der Einzige, der das Leben davongetragen hat; meine Gefährten sind sicher sämmtlich umgekommen."

„Es war aber auch ein Sturm, wie ich nur wenige erlebt habe", sagte der Kapitän. „Wohin war denn Ihr Schiff bestimmt?"

„Nach Brasilien. Ich befand mich als Passagier darauf und zwar auf einer Erholungsreise. In Louisiana, wo meine Plantagen liegen, muß man im Sommer sehr von der Hitze leiden und ich sehnte mich nach der frischen Seeluft", entgegnete Harry und setzte lächelnd noch hinzu: „Beinahe aber hätte ich zu viel davon bekommen."

„So sind Sie Plantagenbesitzer?" fiel der Kapitän mit einer leichten Verbeugung ein und setzte sich etwas gerader.

„Ja wohl, Kapitän. Mein Name ist Rochier, und wahrscheinlich haben auch Sie schon von meiner Baumwolle durch den Ocean geführt. Meine Ernte beläuft sich jährlich ungefähr auf zweitausend Ballen", sagte

Harry mit einem gleichgültigen Tone und streckte sich länger auf seinem Lager aus.

„Rochier?" nahm der Kapitän überrascht das Wort. „Allerdings habe ich schon sehr viel Wolle mit Ihrem Namen gezeichnet nach England gebracht. Als guten Engländer freut es mich nun doppelt, Ihnen das Leben erhalten zu haben, Herr Rochier; denn Baumwolle ist uns so unentbehrlich wie Brod. Ich glaube aber, jetzt würde Ihnen ein Glas Madeira recht gut thun, ich habe etwas Feines davon an Bord."

Damit erhob sich der Kapitän und eilte nach der Kajüte, Harry aber blickte ihm lächelnd nach und erinnerte sich des Grundsatzes seines Freundes Holcroft, sich auf Kosten Anderer das Leben möglichst angenehm zu machen.

Der Kapitän kehrte bald mit einer Flasche und einem Glase in der Hand zurück und credenzte dem vermeintlichen Plantagenbesitzer und Baumwollenlieferanten den goldenen Wein, den dieser mit großem Wohlbehagen zu sich nahm.

„Der Wein ist gut, Kapitän. Haben Sie viel davon an Bord?" fragte Harry, nachdem er das zweite Glas geleert hatte.

„Nun, wohl einige Dutzend Flaschen", entgegnete der alte Seemann.

„Sie müssen mir dieselben überlassen; der Zufall zwingt mich ja doch, mir einen Credit bei Ihnen zu erbitten", fuhr Harry lächelnd fort.

„Mit Vergnügen stelle ich Alles, was ich an Bord habe, zu Ihrer Verfügung, und wenn wir in Madeira, dem Ziel meiner Reise, landen, so dürfen Sie auch über meine Kasse verfügen, denn dort werden Sie wohl keine Bekanntschaft haben", bemerkte der Kapitän mit großer Höflichkeit.

„Freilich nicht. Wie sollte mein Name in Madeira bekannt geworden sein, meine Baumwollenballen gehen ja nicht dorthin. Desto besser aber kennt man mich in London und namentlich in Liverpool, wo ich Ihnen die große Schuld, die ich bei Ihnen machen muß, auszahlen lassen werde", entgegnete Harry scherzend, fügte aber mit feierlichem Tone noch hinzu: „Die Schuld zwar für die Erhaltung meines Lebens, die werde ich Ihnen wohl schwerlich abtragen können, so gern ich es auch thun möchte. Jedenfalls erwarte ich, daß Sie mich von Ihrem nächsten Besuch in Neuorleans sofort unterrichten, damit ich eine Gelegenheit erhalte, mich Ihnen dankbar zeigen zu können." Bei diesen Worten ergriff Harry die Hand des Kapitäns und schüttelte sie mit wirklich aufrichtigem Dankgefühl, wenn auch die Unwahrheit, die er ihm zugleich sagte, ein schlechter Zeuge dafür war. Hätte es

augenblicklich in seiner Macht gelegen, den Mann für seine Hülfe fürstlich zu belohnen, so hätte er es sicher mit Freuden gethan. Dies war aber nicht der Fall, er war sogar in der allerhülfsbedürftigsten Lage, und es schien ihm kein Unrecht zu sein, sich dieselbe so erträglich als möglich zu machen; wäre Holcroft noch am Leben, dachte Harry, so würde derselbe ihm für sein Verfahren sicher Lob ertheilt haben.

Der Kapitän bot Alles auf, um seinem so unverhofft erhaltenen Passagier den Aufenthalt auf seinem Schiffe angenehm zu machen; er räumte eine Kajüte, die er mit Waaren vollgepackt hatte, für ihn aus, bewirthete ihn nach allen Kräften auf das beste, überließ ihm seine Weine und Cigarren zum Einkaufspreis und öffnete ihm seine Garderobe zum freien beliebigen Gebrauch. Harry dagegen ließ keine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen, sich für die Stunden der schrecklichsten Foltern, die er auf dem Brete im Meere zugebracht hatte und die ihm wie so viele Jahre vorgekommen waren, zu entschädigen, und als das Schiff Madeira erreichte, war die letzte Flasche Wein des Kapitäns geleert und dessen letzte Cigarre geraucht.

Kaum hatte das Fahrzeug in dem Hafen von Funchal, der Hauptstadt der Insel, seine Anker fallen lassen, als der Kapitän sich an das Land begab, um auf dem

Zollamte seine Geschäfte zu besorgen. Harry begleitete ihn, um für seinen unbestimmten Aufenthalt hier ein Hotel zu wählen, denn er wollte eine Gelegenheit nach Rio de Janeiro oder nach den Vereinigten Staaten erwarten.

„Sie werden nun Geld nöthig haben, verehrter Herr Rochier", sagte der Kapitän zu Harry, als sie aus dem Zollhause traten; „wenn Sie mich zu den Herren begleiten wollen, an welche ich adressirt bin, so werde ich es Ihnen dort auszahlen lassen. Wie viel wünschen Sie zu haben?"

„Nun, etwa tausend Dollars. Ich gebe Ihnen dann für meine ganze Schuld eine Anweisung auf Liverpool, welche Sie, da Sie doch von hier nach London segeln, recht gut dort gebrauchen können. Zu dieser Schuld rechne ich hundert Flaschen des besten Weins, der hier zu bekommen ist, welchen ich mir erlaube Ihnen zum Geschenk zu machen. Sie müssen mir den Gefallen thun und ihn selbst auswählen und mir dann die Summe nennen, die Sie dafür bezahlten, damit ich Sie zu meiner Schuld schreibe", sagte Harry im Vorwärtsschreiten, worauf der Kapitän einige Einwendungen wegen zu großer Güte machte, die jener aber mit dem Bemerken zurückwies, daß es ja nicht der Mühe werth wäre, um diese Kleinigkeit nur ein Wort zu verlieren.

Bei den Geschäftsfreunden des Kapitäns angelangt, stellte dieser ihnen seinen Passagier als einen der ersten Baumwollenpflanzer Louisianas Namens Rochier vor und ließ ihm tausend Dollars baar auszahlen.

Harry vergaß nun die Leiden, die ihn betroffen hatten, das Leben lachte ihn wieder heiter an und seine Mittel gestatteten ihm, dessen Freuden zu genießen. Durch die Geschäftsfreunde des Kapitäns wurde er in viele Familien eingeführt, der amerikanische Consul, dem er als Herr Rochier einen Besuch abstattete, machte ihn in den besten Gesellschaften bekannt, und da Harry der spanischen Sprache vollkommen mächtig war, wurde es ihm nicht schwer, sich mit den Portugiesen zu verständigen. Seine elegante, liebenswürdige Persönlichkeit bahnte ihm auch hier den Weg zu der Gunst der Damen, zumal da man in ihm den unermeßlich reichen Plantagenbesitzer aus Louisiana vor sich sah.

Schon nach Verlauf von einer Woche war der Kapitän zur Abreise bereit; Harry gab ihm einen Wechsel auf eins der ersten Häuser in Liverpool über den ganzen Betrag, welchen er ihm schuldig geworden war, versicherte ihn seines unbegrenzten ewigen Dankes und schied von ihm auf baldiges frohes Wiedersehen in Neuorleans.

In unbestimmter Zeit erwartete man ein Schiff,

welches nach Rio de Janeiro expedirt werden sollte und mit welchem Harry Willens war seine Reise wieder anzutreten. Wenn er nun auch danach verlangte, der Insel den Rücken zu kehren, ehe Nachricht von seinem liebevollen hülfreichen Kapitän von London ankommen konnte, so wurde ihm der Aufenthalt in Funchal doch mit jedem Tage angenehmer und interessanter, sodaß es ihn mit Leid erfüllte, als man ihm eines Morgens die Anzeige von der Ankunft des erwarteten Schiffes machte. Dasselbe sollte schon in einer Woche wieder unter Segel gehen, und nun drängten sich die Belustigungen und Vergnügungen, die man Harry zu Ehren veranstaltete, denn alle seine Bekannten wünschten sich ihm vor seiner Abreise noch einmal aufmerksam zu erweisen. Außer diesen geräuschvollen Freuden aber, womit man ihm Lebewohl sagen wollte, harrten seiner im Verborgenen noch viele wonnige Augenblicke des Abschieds, in denen manche Thräne, von schönen dunkeln Augen geweint, seine Wangen netzte und mancher glühende Kuß auf seinen Lippen brannte. Die Zeit hatte Flügel, der Tag der Trennung brach heran, und von Glückwünschen und tiefinnigen Grüßen begleitet bestieg Harry das Schiff, welches ihn nach Rio de Janeiro tragen sollte.

In dem Staate Mississippi, hart an dem steilen hohen Ufer des Stroms gleichen Namens lag die alte Stadt Natchez, welcher in den letzten Jahren ein mächtiger Aufschwung zu Theil geworden war. Durch gute Verbindungswege in das Innere des Staates selbst, sowie in das gegenüberliegende reiche Louisiana war plötzlich der Handel in dieser Stadt so sehr gehoben, daß infolge davon die Zahl ihrer Bewohner sich wohl um die Hälfte vermehrt hatte. Neue Straßen erstanden in allen Richtungen wie durch einen Zauberschlag, prächtige Läden mit großen Schaufenstern reihten sich aneinander und auf den Trottoirs vor denselben drängten sich wogende Menschenmassen in geschäftiger Eile auf und nieder. Das Werft am Flusse war um das Doppelte vergrößert worden, Segelschiffe, Dampfer und riesige Produktenkähne aus den nördlichen Staaten kamen und gingen, und Güter aller Art lagen in ungeheuern Massen am Ufer hin aufgestapelt Das Geschäftsgewühl belebte Natchez bis spät in die Nacht hinein, wo dann die wilden lärmenden Klänge amerikanischer Lustbarkeiten die Stadt durchtönten. Reichthümer wurden erworben und Reichthümer vergeudet. Mit dem Zuströmen von Arbeits- und Verdienstlustigen hatte sich aber auch eine ungeheure Zahl von Taugenichtsen und Schwindlern eingefunden, um auf Kosten der Arbeitenden zu

leben, und infolge ihrer Gegenwart war Natchez durch die ganzen Vereinigten Staaten als ein Ort bekannt geworden, welcher sehr gute Aussichten für junge Advocaten biete. Dieser Stand war nun auch wirklich sehr reichlich und in jeder Qualität vertreten, der angesehenste und berühmteste Rechtsgelehrte aber in der Stadt blieb immer der langjährige Bürger derselben, Herr Portman.

Dessen Geschäftslokal oder Office befand sich dem Gerichtsgebäude gegenüber in einem der ältesten Häuser der Stadt, und zwar zu ebener Erde, sodaß man von dem Trottoir direct in das Arbeitszimmer eintrat. Dasselbe war sauber geweißt und mit den allergewöhnlichsten Möbeln versehen. In einem großen einfachen Schreibtisch, einigen hölzernen Armsesseln, einem Schaukelstuhl und einem hohen weißangestrichenen Schrank, um Papiere und Acten darin aufzubewahren, bestand die ganze Ausstattung des Geschäftszimmers dieses bis weit in den Norden hinauf berühmten Mannes. Allerdings hielt derselbe sich nur während einiger Sprechstunden des Vormittags hier auf und empfing die meisten Besuche in seiner prächtigen Privatwohnung.

Während der Zeit nun, daß er nicht selbst in seiner Office zugegen war, wurden seine Geschäfte dort durch einen Candidaten der Rechtswissenschaft besorgt, wie

dies überall in den Vereinigten Staaten Gebrauch ist. Junge Juristen arbeiten zu ihrer praktischen Ausbildung immer noch einige Zeit bei einem bewährten Rechtsgelehrten, ehe sie selbstständig als Advocaten vor die Schranken treten.

Der junge Mann nun, der sich regelmäßig des Morgens neun Uhr in der Office des Herrn Portman einfand und dort bis zwei Uhr dessen Geschäfte wahrnahm, war Albert Randolph. Kurze Zeit, nachdem er in Philadelphia seine Studien beendet hatte, war sein väterlicher Freund Herr März gestorben, und durch dessen Tod waren die Bande gelöst, die den jungen Mann an sein Haus fesselten.

Es war immer Albert's Absicht gewesen, sich in einem der südlichen Staaten niederzulassen, und der große Ruf, den Portman als Advocat hatte, veranlaßte ihn, demselben einen Besuch zu machen und ihm seinen Wunsch, einige Zeit unter seiner Leitung arbeiten zu dürfen, persönlich vorzutragen. Portman, dem er schon als Dichter und Schriftsteller bekannt war, hieß ihn freudig vollkommen, zumal da zufällig sein Gehülfe im Begriff stand, ihn zu verlassen.

Albert widmete sich hier ausschließlich seinem Fachstudium und blieb von aller Oeffentlichkeit und von allen Gesellschaften fern, so vielseitig man sich auch um

seine Bekanntschaft, um seinen Umgang bemühte. Portman's Familie war die einzige, in der er mitunter einen Abend verbrachte, und auch hier war es die belehrende Unterhaltung mit dem alten Herrn, die ihn dazu veranlaßte. Er bewohnte ein Privatlogis im zweiten Stocke eines alten Hauses, welches an einem kleinen, mit herrlichen Blütenbäumen umgebenen Platze stand. Hier in seinem nett eingerichteten kleinen Arbeitszimmer verbrachte er die Abende und einen großen Theil der Nächte an dem Schreibtisch, nachdem er von dem Spaziergange zurückgekehrt war, den er nach dem im Hotel eingenommenen späten Mittagsessen zu machen pflegte. Es war seine Gewohnheit, abends, wenn die Dämmerung hereinbrach, ehe er die Lampe anzündete, sich in das Fenster zu legen und seinem Geiste sowie seinem Auge einige Ruhe zu gönnen. Gleichfalls that er dies des Morgens, ehe die Sonne brannte, wenn noch die Kühle der entflohenen Nacht erfrischend in sein Zimmer wehte. Da nun die Abend- und Morgenluft überhaupt Jedermann nach den Fenstern, Balkonen und auf die hohen Treppen vor den] Häusern lockte, so kam es, daß Albert bald nach seinem Einzug in seine Wohnung alle Persönlichkeiten in seiner Nachbarschaft vom Sehen kennen gelernt hatte, ohne sich jedoch für eine derselben besonders zu interessiren. Unter andern war ihm ein ältlicher Herr

aufgefallen, welcher ein prächtiges Haus gegenüber an der andern Seite des Platzes bewohnte und welcher, wie es schien, ein alter Junggeselle oder ein Wittwer war, denn außer ihm und der farbigen Dienerschaft hatte Albert niemals Jemand in das große Gebäude ein oder aus gehen sehen. Dieser Mann, ein angehender Fünfziger von kleiner, sehr corpulenter Gestalt, zeichnete sich immer durch eine ganz besonders gewählte, feine Toilette aus. Er liebte sehr das Bunte, denn sein Frack, seine Weste und sein Beinkleid standen bezüglich der Farbe stets im grellsten Widerspruch. Dabei hielt er auf blendend weiße Wäsche; der hohe Hemdekragen umgab seinen fetten rothen Hals wie ein Schneereif, unter welchem ein himmelblaues oder leuchtend rothes seidenes Tuch in leichtem Knoten verschlungen lag, den großen Brillant aber nicht bedeckte, der auf dem fein gefalteten Busenstreif blitzte. Das prächtige Haus, welches er bewohnte, die zahlreiche Dienerschaft und die herrliche Equipage, welche er hielt, zeugten von Reichthum und sein Gang und sein Benehmen von Stolz. Er grüßte sehr selten und dann nur sehr reiche Leute, für die andern schien er durchaus keinen Blick zu haben. Der alte Herr verließ regelmäßig des Morgens gleich nach dem Frühstück sein Haus und begab sich nach einem Leseclub, um die neuen Zeitungen durchzusehen. Dabei hatte Albert ihn oft aus

seinem Fenster lächelnd beobachtet und ihn immer für einen großen Thoren gehalten, weil er trotz seines vielen Geldes nur mit wenigen Leuten Umgang pflege und darum sein Leben nicht halb genieße. Er hatte ihn Dandon nennen hören, das war Alles, was er von ihm wußte.

Eines Abends gegen zehn Uhr kam Albert von Portmans, wo er zum Thee geblieben war, nach Hause und begab sich sogleich an seinen Schreibtisch, um noch einige Stunden zu arbeiten. Es war so still und traulich um ihn her, er fühlte sich so leicht, so wohl, und seine Stimmung wollte sich durchaus nicht mit der trockenen Juristerei vertragen. Er konnte seine Gedanken heute nicht an die Worte der Gesetzsammlung fesseln, und wenn er sie mit Gewalt auf dieselbe hinlenkte, so machte er im nächsten Augenblick einen Reim, einen Vers darauf. Die Poesie behielt diesmal die Oberhand, die Bücher wurden beiseite geschoben, seine Blicke hefteten sich auf das Blatt Papier vor ihm und auf den Flügeln der Phantasie zog seine Seele nach des Dichters Welt.

Da huschte ein großer buntglänzender Nachtschmetterling über das Papier und flatterte dann um das helle Glas der Lampe. Albert fuhr auf und schaute den bethörten Fremdling an, der wahrscheinlich in der schönen

Flamme, die ihn herbeigelockt, den Tod finden würde. Der Nachtvogel aber schien die Gefahr zu erkennen und schwirrte plötzlich wieder durch das offene Fenster in die Dunkelheit hinaus. Albert's Blick folgte ihm nach und blieb auf mehreren hellen Lichtern haften, deren Schein von der andern Seite des Platzes her die Finsterniß durchdrang.

„Ist das nicht in Dandon's Haus?" dachte Albert und schaute schärfer hinüber.

Freilich waren es Fenster in Dandon's Haus und zwar in dem ersten Stock, in welchem Albert noch niemals Licht bemerkt hatte.

Er stand unwillkürlich auf, trat an das Fenster und sah nun, daß das Balkonzimmer in jenem Gebäude hell erleuchtet war. Die Vorhänge waren zurückgezogen, die Altanthür stand auf und durch diese glänzte die große lichtverbreitende Kuppel einer Lampe, welche auf dem Tische vor dem Sopha stand.

Wem mochte diese Beleuchtung wohl gelten? Hatte Dandon Besuch angenommen?

Albert hatte eine Zeit lang so gestanden und neugierig hinübergesehen, als plötzlich eine weibliche Gestalt in weißem, luftigem Gewande in dem Lichtscheine erschien und wie schwebend durch das Gemach glitt. Ueberraschung durchzuckte Albert und er hielt seine Augen spä-

hend auf das Fenster geheftet, neben welchem die Erscheinung verschwunden war.

Wer konnte die Dame sein? Unmöglich war sie die Frau des alten Dandon, denn hatte Albert sich nicht sehr getäuscht, so war sie noch ganz jung.

Da zeigte sie sich abermals hinter dem Fenster und ging nach dem Tische, auf welchem die Lampe stand. Das blendende helle Licht fiel nun auf ihre hohe Gestalt, doch da sie sich von Albert abgewandt hatte, so konnte er von ihrem Gesicht nichts sehen. Unbeweglich aber hielt er seinen Blick auf sie gerichtet, indem er von Augenblick zu Augenblick erwartete, daß sie sich mehr seitwärts wenden werde. Jetzt hob sie ein Papier, wahrscheinlich einen Brief, dem Lichte näher, und weißer als ihr Gewand, weißer als das Papierblatt glänzte wie ein selbstleuchtender Gegenstand ihre Hand zu Albert herüber.

Schnell sprang er nach dem Schreibtisch, nahm ein Opernglas aus demselben hervor und eilte, dasselbe vor sein Auge hebend, wieder an das Fenster. Da stand die Unbekannte nun so klar und deutlich vor ihm, als befinde er sich in ihrer unmittelbaren Nähe. Ihre Hand aber fesselte wieder seinen Blick. Er hatte schon manche schöne Hand besungen, wie weit aber blieb alle seine Poesie gegen diese Wirklichkeit zurück! Wie graziös berührten sich ihre langgestreckten, spitz zulaufenden Finger

an dem Papier, wie leicht und schön gebogen hob sie das Handgelenk und wie reizend schaute der zarte Arm aus dem durchsichtigen Spitzenärmel hervor! Es war Albert, als brauche er sich nur vorzuneigen, um seine Lippen auf die Lilienhand zu drücken, so nahe, so deutlich sah er sie vor sich. Und immer noch wollte die Eigenthümerin derselben sich nicht wenden, immer noch sollte er ihr nicht in das Antlitz schauen! Ob die Schönheit ihrer Züge wohl mit der ihrer Hand in Einklang stand? Ihr Kopf war klein und edel gebaut, und zwischen den reichen braunen Locken, die an dessen Seite auf ihre Schultern herabfielen, schaute ein zierlicheres Ohr hervor, als Albert je eins in seinem Leben gesehen hatte.

Seine Ungeduld steigerte sich von Sekunde zu Sekunde, er mußte sich an den Fensterrahmen anlegen, um das Glas vor seinen Augen fest auf sie gerichtet zu halten, und dennoch begann ihr Bild sich durch das angestrengte Sehen vor seinem Blick zu verwirren. Er entfernte das Glas von seinen Augen, um diesen für einen Moment Ruhe zu geben. In demselben Augenblick aber bewegte sich die Fremde und ergriff die Lampe. Albert konnte in der Hast mit dem Glase die Richtung nach ihr nicht gleich finden, die Fenster und die Thür des Salons verdunkelten sich und die interessante Unbe-

kannte war verschwunden. Dagegen erhellten sich nun die Fenster in dem Zimmer neben dem Salon, die neidischen weißen Gardinen aber, welche hinter denselben herabhingen, wiesen Albert's suchenden Blick zurück. Dennoch verließ er seinen Platz am Fenster nicht und schaute wieder und wieder durch das Glas nach dem Zimmer, in welchem er jetzt die junge Dame vermuthete. Ihr so gänzlich unerwartetes Erscheinen, das Geheimniß, welches noch auf ihrer Person lag, und das Edle, das Vornehme in ihrem ganzen Aeußern hatten in Albert ein lebendiges Interesse für sie erzeugt, und was von ihrer Schönheit seinem Blick noch vorenthalten war, das malte ihm seine Phantasie mit den prächtigsten, glühendsten Farben aus. Da erschien plötzlich ein Schatten auf dem Vorhange. Albert betrachtete ihn durch das Glas und erkannte in ihm deutlich die Gestalt der Fremden. Bald darauf aber erlosch das Licht ihrer Fenster, und Albert sah sie im Geiste, wie sie auf weichem Pfühle dem Schlafe in die Arme sank.

Morgen früh mußte er sie wiedersehen, sicher würde sie an das offene Fenster oder vielleicht auch auf den Balkon treten, und dann, bei hellem Tage, wollte er, ungesehen von ihr, sie genau betrachten. Wie aber, dachte er, wenn sie statt jung und blühend alt und verwelkt und statt reizend und schön abschreckend und häßlich wäre?

„Nun, so bleibt mir doch ihre Hand, ihre wundervolle Hand noch zu besingen!“ sagte er halblaut, indem er das Opernglas auf den Schreibtisch stellte, die Lampe ergriff und in sein Schlafzimmer eilte, um dem Beispiel der geheimnißvollen Schönen zu folgen und im Traume ihr Bild noch weiter auszuschmücken.

Zweites Kapitel.

Kaum graute der Morgen, als Albert mit dem Gedanken an seine neue Nachbarin erwachte, schnell sich ankleidete und mit der Hand durch seine prächtigen schwarzen Locken fahrend an das Fenster eilte, um nach Dandon's Haus hinüber zu blicken. Alle Fenster fand er noch geschlossen, die Balkonthür aber noch wie am Abend vorher offen. Er ließ nun schnell die Vorhänge vor seinem Fenster zusammenfallen, sodaß er zwischen ihnen durch die Fremde beobachten konnte, ohne von ihr bemerkt zu werden.

Sicher mußte sie von ihrer gestrigen Reise sehr ermüdet sein, denn schon warf die Sonne ihre ersten Strahlen auf Albert's Wohnung und noch war von der Dame kein Lebenszeichen zu erkennen.

Wie gewöhnlich kam jetzt die braune Haushälterin Dandon's von dem Frühmarkte zurück, ein Neger trug ihr einen schwer beladenen Korb und einen großen Fisch

in das Haus nach, die Thür schloß sich und die vorige Stille herrschte dort abermals.

Albert saß, mit immer größerer Spannung nach den Fenstern der Schläferin hinüberschauend, als plötzlich die Vorhänge hinter einem derselben sich bewegten, die unverkennbare reizende Hand dieselben zurücklegte und die sehnlichst Erwartete das Fenster weit öffnete.

Es waren nur Augenblicke, in denen es Albert vergönnt war, die reizende Erscheinung der Fremden anzustaunen, und doch waren die Augenblicke hinreichend, ihr Bild makellos und unverlöschlich seiner poetischen Seele einzuprägen; hätte er sie nie wiedergesehen, so würde dies ihr Bild ihn doch als Ideal weiblicher Schönheit über das Grab hinaus begleitet haben. Schlank und hoch war ihre Gestalt, über ihrem vollen Busen hob sich auf schneeigem, zartem Hals ihr kleiner, wunderbar schön geformter Kopf, dessen glänzendes dunkelbraunes Haar das edle längliche Oval ihres Gesichts einrahmte und in schweren ungezwungenen Locken auf ihre Schultern herabfiel. Ihre Züge waren fein geschnitten, zierlich gebogen ihre schöne Nase, scharf und reizend gezeichnet ihre frischen Korallenlippen und ihre Zähne blendend weiß, und unter den graziös geschwungenen dunklen Brauen schauten ihre hellbraunen Antilopenaugen sinnend und seelenvoll hervor. Ihre ganze Er-

scheinung war natürlich vornehm und ihre Bewegungen ruhig und leicht.

Kaum hatte sie die Vorhänge zurückgeschoben, das Fenster geöffnet und einen Blick aus demselben über den Platz gethan, als sie in das Zimmer zurückging und vor Albert's Augen verschwand.

Athemlos spähte dieser dennoch durch das Glas, um ihr noch einmal zu begegnen; seine Stirn glühte, seines Herzens Schläge hatten sich verdoppelt und eine Sehnsucht hatte ihn erfaßt, wie sie ihm bis jetzt unbekannt geblieben war.

Er wollte aufspringen und hinaus in die Straße eilen, um Näheres über Dandon's Familienverhältnisse zu erforschen, und doch war die Gewalt des augenblicklichen Verlangens, die Unbekannte noch einmal zu sehen, stärker als sein Wille und hielt ihn auf seinem Sessel hinter den Vorhängen zurück.

Da schwebte es wie eine Nebelwolke durch den Salon heran der Glasthür zu, in weißem duftigem Morgengewande trat die Ersehnte heraus auf den Balkon, und als ob sie ihrer heimatlichen Umgebung ihre Grüße bringen wolle, ließ sie ihren seelenvollen Blick um den ganzen Platz wandern. Daß sie ihre schönen Augen gerade auf dem Fenster, hinter welchem Albert nach ihr hinüberspähte, längere Zeit ruhen ließ, trieb diesem, ob-

gleich er ja wußte, daß die Veranlassung dazu mit seiner Person nichts zu schaffen haben konnte, das Blut noch mehr nach dem Herzen. Sie sah wieder und wieder nach ihm her, und es kam ihm vor, als würde ihr Blick wärmer, wenn er auf seinem Fenster ruhte. Wie ein Blitzstrahl schoß es ihm plötzlich durch die Seele. Wer hatte vor ihm hier gewohnt? War es ihr Herz, das ihren Blick immer wieder nach diesem Fenster führte?

Er hatte die Vorhänge erfaßt, um sie auseinander zu reißen und sich im Fenster zu zeigen, da blickte das schöne Mädchen vor sich nieder, legte ihr Batisttuch auf das Eisengeländer des Balkons und senkte ihren Arm darauf, um sich auf denselben zu stützen, ihre reizenden Hände aber ließ sie übereinandergelegt von der Balustrade herabhängen.

Albert war wieder wie festgebannt und umfaßte mit seinem Blick das bezaubernde Bild, das sein Glas ihm so klar und deutlich zeigte. Sie war schöner als Alles, was er vorher gesehen, sie war lieblicher und anmuthiger als Alles, was seine Phantasie ihm bisher vorgegaukelt hatte, sie war eine Fee, eine Göttin von Wolken umgeben!

Jetzt aber erhob sie sich von dem Eisengeländer, sah noch einmal nach Albert's Fenster herüber und verschwand dann in dem Salon.

Nun aber mußte Albert wissen, wer sie war; er sprang vom Fenster zurück, ordnete schnell seine Toilette und eilte aus dem Zimmer, um Erkundigungen einzuziehen.

In der Hausflur begegnete ihm die Frau seines Hauswirths, Madame Newberry, und wollte mit einem freundlichen Morgengruß an ihm vorübergehen, Albert aber blieb bei ihr stehen und fragte sie höflich:

„Wer hat denn vor mir in meinem Zimmer gewohnt, Madame Newberry? Mir träumte in vergangener Nacht von den frühern Bewohnern desselben."

„Dann haben Sie von einem sehr schönen Mädchen geträumt, das mit seiner Mutter mehrere Jahre bei uns gewohnt hat. Damals, ehe mein Mann die Stelle als städtischer Kassirer bekam, hielten wir ein Logirhaus. Die Damen hießen Perry und die Tochter hat sich nach dem Norden recht glücklich verheirathet; sie war die beste Freundin des schönen Fräuleins Dandon hier gegenüber, das nun schon seit einigen Monaten bei ihr zu Besuche ist. Wenn dasselbe zurückkehrt, nehmen Sie Ihre Augen, noch mehr aber Ihr Herz in Acht, Herr Randolph", entgegnete die Frau lächelnd, verneigte sich und ging die Treppe hinab, die in das Erdgeschoß führte.

„Fräulein Dandon?" wiederholte Albert gedanken-

voll und schritt zur Thür hinaus in die Straße. Vergebens aber flog sein Blick an der Fensterreihe des schönen Mädchens vorüber, es war nicht da, und doch sah Albert es im Geiste noch auf die Balustrade gelehnt vor sich.

Es war Frühstückszeit; er eilte an dem Platze hin und nach dem Hotel, verweilte dort aber nur kurze Zeit und begab sich dann nach der Office des Herrn Portman. Die Arbeit, welche er vornahm, wollte seine Gedanken nicht fesseln, er hielt zwar seinen Blick auf die Schrift geheftet, er sah sie aber nicht, statt ihrer sah er die schöne Hand seiner Nachbarin vor sich auf dem Papier, oder er begegnete deren Blick, wie sie nach seinem Fenster herüberschaute. Wie gut war es doch gewesen, daß er sich ihr nicht plötzlich zwischen den Vorhängen gezeigt hatte, dann hätte sie sicher nie wieder zu ihm herübergeblickt. Er wollte auch die Vorhänge geschlossen lassen, sie sollte gar nicht erfahren, wer jetzt die Zimmer bewohne. Wenn er aber nur irgend etwas gewußt hätte, wodurch er ihre Aufmerksamkeit auf seine Fenster ziehen könnte, damit sie recht oft herüberschaute! Er sann und sann, bis es ihm einfiel, recht schöne Blumen vor das Fenster zu stellen. Der Gedanke gefiel ihm; hätte er nur gleich zum Gärtner gehen können, um Blumen zu kaufen, so aber mußte er hier unnöthig sitzen, denn schon

war eine Stunde verflossen und noch Niemand war gekommen, um seine Dienste zu beanspruchen. Für sich zu arbeiten, das war ihm heute unmöglich, und wenn alle Processe der Welt verloren gegangen wären. Ohne daran zu denken, hatte er ein Blatt Papier vor sich hingelegt, hatte seine Stirn in die Hand gesenkt, sich darüber gebeugt und schrieb flüchtige Zeilen auf dasselbe nieder. Es waren Verse, die ihm aus der Feder flogen, es war ein Sonett — ein Sonett an seine reizende Nachbarin.

Erst als das Gedicht fertig auf dem Papiere stand, schien Albert es zu gewahren, er strich sich mit der Hand über die Stirn, hob das Blatt vom Tische auf und las sich selbst das Gedicht laut vor. Es war ein Gruß an die in ihr Reich zurückgekehrte Fee. Er machte noch verschiedene Abänderungen darin und ließ dann einige Zeit in Gedanken versunken seinen Blick darauf ruhen. Bald hatte er beschlossen, das Sonett in der heutigen Abendzeitung erscheinen zu lassen. Mit welcher Ueberschrift aber sollte es geschehen? Wenn er nur den Taufnamen seiner Göttin gewußt hätte!

Während er darüber nachsann, war er aufgestanden, an die offene Thür getreten und schaute links und rechts in die Straße; da sah er plötzlich seinen Hauswirth, den Herrn Newberry, auf dem Trottoir heranschreiten.

Albert trat aus der Thür, und als jener sich mit einem Gruße nahte, sagte er:

„Wissen Sie es schon, Herr Newberry, daß unsere schöne Nachbarin, Fräulein Dandon, zurückgekehrt ist?"

„Wie, Fräulein Blancha Dandon? Ei, das freut mich sehr, sie ist ein Engel von einem Mädchen. Wenn sie nur einen freundlichern Vater hätte!" entgegnete Newberry.

„Ja, ich glaube der Alte ist ein Sonderling", bemerkte Albert.

„Ein Geldadliger, der Jeden verachtet, welcher nicht reich ist. Ich bin aber in der Eile, lieber Herr Randolph. Guten Morgen!" sagte Newberry und eilte mit einer Verbeugung des Kopfes davon.

„An Blancha" überschrieb Albert das Sonett, bat dann mit einigen Zeilen den Redacteur der Zeitung, dasselbe noch heute Abend aufnehmen zu wollen, legte es in den Brief ein und sandte denselben sofort nach dem Zeitungsbureau.

So schnell wie heute hatte Albert wohl nie sein Mittagsessen beendet. Es waren nur Minuten, die er dabei verbrachte, dann bestieg er vor dem Hotel einen Miethwagen und fuhr zu dem Kunstgärtner hinaus, um bei ihm Blumen zu holen und spätere Lieferungen davon bei ihm zu bestellen. Mit prächtig blühenden Pflan-

zen fuhr er nach seiner Wohnung zurück und schmückte, noch ehe die Sonne unterging, seine Fenster damit. Seine Vorhänge aber hielt er geschlossen. Das Licht des Tages floh, der Himmel glühte auf seiner ganzen westlichen Hälfte in Gold und Purpur und der erste Anflug von Dämmerung zitterte über der Erde, da trat Blancha Dandon mit ihrem Vater aus der Salonthür auf den Balkon und ließ sich ihm gegenüber in dem rothsammtnen Armsessel nieder, den ein sauber in Weiß gekleideter Negerknabe für sie hinstellte.

„Es ist doch nirgends schöner und lieber als in der Heimat, als zu Hause, und wenn dies in einer Hütte von Reisholz wäre“, sagte Blancha mit freudigem, glücklichem Tone und sandte ihren frohen Blick rund um den Platz vor dem Hause.

„So steht es in Gedichten, die der Phantasie Halbverrückter entsprossen sind“, versetzte Herr Dandon, indem er sich wohlbehaglich in seinen Armstuhl zurücklegte und mit der schweren goldenen Uhrkette spielte, die auf seiner gelben seidenen Weste hing. „In einer Hütte von Reisholz stößt man sich die Augen aus, da haben die Spinnen, die Fliegen und allerlei Gewürm ihre Nester und Staub und Schmuz fällt einem in die Haare und auf die Kleider. Ich für meinen Theil danke für eine solche schöne Heimat und überlasse sie den Lumpen, die

kein Geld haben, sich eine bessere anzuschaffen. Von mir hast Du Deine Poesie nicht geerbt, meine liebe Blancha."

„Dies ist keine Phantasie, keine Poesie in mir, lieber Vater; es ist ein natürliches, wahres Gefühl, welches mich in meiner Heimat beseelt, möchte sie auch sein, wo und wie sie wollte. Glaube mir, auch arme Menschen sind glücklich, wer weiß, ob nicht oftmals glücklicher als die reichsten. Denke doch an meine liebe süße Freundin Anna, die so lange in dürftigen Verhältnissen dort drüben bei Newberrys gewohnt hat."

Hier schwieg Blancha plötzlich und sah verwundert über den Platz nach Albert's Fenstern, dann sagte sie:

„Ei, ei, wer mag wohl jetzt dort wohnen? Sieh nur, wie die Fenster prächtig mit Blumen geschmückt sind; heute früh stand noch keine einzige davor."

Dann sah sie noch einige Augenblicke hinüber und fuhr in ihrer Rede fort:

„Ja, lieber Vater, denke an Anna Perry! Wie unbeschreiblich glücklich ist sie, und doch hat weder sie noch ihr Mann Vermögen."

„Glücklich!" wiederholte Dandon mit einem verächtlichen Lächeln. „Glücklich bei Kartoffelsuppe, Kaffee, Speck und Kohl! Ich möchte wohl wissen, was dazu gehörte, um Dich bei solcher Kost so recht seelenglücklich zu machen."

„Mich, Vater? Herzinnige Zuneigung, Freundschaft, Liebe, und ich könnte mit der Hälfte Deiner Gerichte glücklich, selig sein!“

„Das sagte Deine selige Mutter auch, als sie mich, den reichen Mann, heirathete. Ich hoffe, Du wirst mir nie böse darüber werden, daß ich Dir dermaleinst große Schätze hinterlasse.“

Blancha schien die letzten Worte ihres Vaters nicht gehört zu haben, sie gab wenigstens keine Antwort darauf und schaute nach den Fenstern Albert's hinüber.

„Sieh, das hätte ich bald vergessen“, hob Dandon wieder an. „Du bist seit Deiner Rückkehr auch schon besungen worden, man hat Dich mit einer Fee verglichen und Dich in Deiner Heimat begrüßt. Hier kannst Du es selbst lesen in der Abendzeitung.“

Dabei zog Dandon die Zeitung aus der Tasche hervor und reichte sie seiner Tochter mit den Worten hin:

„Ich weiß aber auch, wer die Verse gemacht hat.“

Blancha nahm ihm das Blatt überrascht ab, entfaltete es und sah auf den ersten Blick das Sonett mit ihrem Namen darüber.

Kaum hatte sie einige Zeilen davon gelesen, als eine leichte Röthe wie ein Hauch von Carmin über ihre Wangen flog und die Bewegung verrieth, die das Gedicht in ihr hervorrief.

„Und von wem, meinst Du, kommt es her?“ fragte Blancha, mit aufleuchtendem Blick nach ihrem Vater hinsehend, und ließ das Blatt in ihren Schooß sinken.

„Von dem jungen Ferghussen, dem Sohne des Millionärs — unverkennbar!“

„O der arme Mann! Könnte der mit seiner ganzen Million nur einen einzigen Gedanken des Kopfes, dem dieses Gedicht entstieg, sich erkaufen, könnte er sich nur einen Hauch von dem Gefühl in die Brust legen, das dieses Sonett durchweht! Nein, lieber Vater, der Herr Ferghussen hat es nicht gemacht.“

„Doch, doch, Blancha, glaube es mir, er hat schon seit langer Zeit seine Augen auf Dich gerichtet.“

„Möge der Schlaf sich ihrer recht bald erbarmen!“ entgegnete Blancha und senkte ihren Blick wieder auf das Gedicht.

„Sie hat es gelesen!“ sagte Albert mit freudebebender Stimme, indem er durch das Glas nach Blancha hinüberschaute. „Sie liest es wieder!“ fuhr er nach einer Weile noch bewegter fort. „O wenn sie wüßte, daß der Dichter sie mit seiner Seele umfangen hält, wenn sie es fühlen könnte, wie hoch sein Herz für sie schlägt!“

Unbeweglich, wie an sie festgezaubert, hielt er seinen Blick auf sie geheftet und suchte in ihren prächtigen

Augen, auf ihren frischen Lippen die Worte zu lesen, die sie zu ihrem Vater sprach.

Da trat der Negerknabe aus dem Salon zu Blancha und reichte ihr eine Scheere. Sie nahm ihm dieselbe ab, schnitt das Sonett aus der Zeitung heraus und gab diese dann ihrem Vater zurück. Das Gedicht aber faltete sie zusammen und verbarg es in ihrem Busen.

Bei diesem Anblick schoß es Albert glühend durch die Adern, jeder Nerv erbebte ihm in seligem Entzücken, und kaum war er noch im Stande, das Glas in fester Richtung nach ihr hinzuhalten.

Die Schatten der Abenddämmerung legten sich dichter über die Stadt, doch spiegelte sich das Licht des feurigen Himmels auf dem hellen bläulichen Seidengewande Blancha's, sodaß Albert ihre edle Gestalt noch immer erkennen konnte, wenn auch die veilchenblauen Blumen, die über ihrer hohen, alabasterweißen Stirn aus ihrem prächtigen Haar hervorsahen, in der schnell zunehmenden Dunkelheit verschwammen. Albert rührte sich nicht von seinem Platze, er hörte nicht wie sonst die Glocke, die in dem Hotel die Theestunde anzeigte, er würde hier gesessen und nach Blancha durch die Dunkelheit hinübergespäht haben, bis der neue Tag sein Licht über die Welt gegossen, wenn die Gefeierte sich nicht erhoben hätte und durch die Salonthür vor seinem Blick verschwunden wäre.

So harrte er des Morgens und des Abends auf das Erscheinen Blancha's, von Tag zu Tag steigerte sich seine Sehnsucht nach ihr, er mochte nichts mehr sehen als sie, konnte an nichts mehr denken als an sie, und wenn er arbeiten wollte, so flossen Poesien zu ihrer Verherrlichung aus seiner Feder, deren viele durch die Zeitung in ihre Hände gelangten. Es war aber nicht ihr Vater, der sie ihr überbrachte, sie selbst ließ sich nun das Blatt regelmäßig durch ihr Kammermädchen holen.

Zu Albert's großer Freude zeigte sich Blancha jetzt des Morgens viel früher auf dem Balkon und verweilte dort länger als im Anfang nach ihrer Rückkehr. Sie brachte immer ein Buch mit, in dessen Inhalt sie sich vertiefte, sah aber dennoch häufig nach den Blumen vor Albert's Fenster hinüber, die derselbe mit größter Sorgfalt wählte und pflegte.

Eines Morgens, als sich ihre Fenster öffneten, auf welchen Augenblick Albert schon lange gehofft hatte, zeigte sie sich nicht wie gewöhnlich in ihrem Morgenanzug, sondern in schwarzer Seide mit einem Sonnenschirm in der Hand und dem Hut auf dem Kopf. Sie erschien auch nicht auf dem Balkon, sondern trat wenige Minuten nachher aus der Hausthür und ging in der Straße hinunter.

Wie ein Blitz fuhr Albert in seinen Rock, ergriff

seinen Hut und flog die Treppe hinab aus dem Hause und die Straße hinunter Blancha nach.

Bald sah er sie in einiger Entfernung vor sich langsam dahinschreiten; eilig bog er in die nächste Straße ein und kam ihr dann auf weitem Umwege entgegen. Mit jedem Schritt, den er ihr näher trat, schlug sein Herz schneller, es war ihm, als müsse sie es erkennen, was in ihm vorging, als müsse sie es fühlen, daß er um ihretwillen dieses Weges kam. Wie gern hätte er sie gegrüßt, er durfte es ja aber nicht thun, wollte er nicht unverschämt und zudringlich erscheinen. Nur noch eine kurze Entfernung lag zwischen ihm und ihr. Sie schien in Gedanken versunken zu sein und schaute vor sich nieder, doch schöner und lieblicher erschien sie Albert mit jedem Schritt, den sie that. O hätte er nur einen Blick von ihr erringen können! Jetzt hatte er sie erreicht, er trat rasch zur Seite und blieb stehen. Sie hob die Augen zu ihm auf und ein Blick der Ueberraschung traf den seinigen.

Albert zog den Hut und verbeugte sich, Blancha aber glitt eiligen Schritts und gesenkten Hauptes an ihm vorüber.

„Wer war er?" fragte sich Blancha im Davoneilen. „Meine ich doch, ich sei ihm schon früher einmal begegnet. Auch er sah mich an, als ob er mich

kenne. Und doch erinnere ich mich nicht, wo wir uns getroffen haben. Die Augen aber habe ich wahrlich schon einmal gesehen!"

So eilte Blancha fort. Sie fühlte sich bewegt, der Blick des jungen Mannes haftete in ihrer Seele, es war ihr, als bestehe irgend eine Beziehung zwischen ihm und ihr, und doch konnte sie sich den Grund dafür nicht nennen, ebenso wenig wie sie sich erinnern konnte, wo sie ihn schon gesehen haben sollte.

Die nächste Straßenecke hatte sie erreicht, und um noch einen Blick nach dem räthselhaften jungen Manne thun zu können, ohne sich gerade nach ihm umzuwenden, bog sie nach der Seitenstraße ein. Sie blickte seitwärts auf dem Trottoir zurück, da stand er noch wie angewurzelt und schaute ihr nach.

Blancha fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg, sie sah schnell vor sich nieder und war mit ihrem nächsten Schritt um die Ecke und außer dem Bereiche seines Blicks.

Also hatte sie sich doch nicht getäuscht, er kannte sie, er interessirte sich für sie, denn warum wäre er sonst so lange da stehen geblieben und hätte ihr nachgesehen? Aber wenn er sie kannte, warum hatte er sie nicht begrüßt? Sein Gruß war erst auf ihren Blick erfolgt und schien nur durch diesen veranlaßt worden zu

sein. Vor ihrer Abreise von hier hatte er keinesfalls in der Stadt gelebt, sonst wäre sie ihm häufiger begegnet und hätte sicher erfahren, wer er sei, denn er war kein gewöhnlicher Mensch, an dem man vorübergeht und ihn vergißt.

Hin und her sann Blancha nach, auf welche Weise der schöne junge Mann ihr interessant geworden sei, und zu Hause angelangt suchte sie in ihrer Erinnerung aus allen ihren Lebensabschnitten nach seinem Bilde. Umsonst, sie kam der Spur nicht näher, aber das Gefühl wurde immer lebendiger in ihr, daß sie ihn schon früher gesehen habe. Während des ganzen Tags kam er ihr nicht einen Augenblick aus den Gedanken, das Verlangen, zu wissen, wer er sei, wurde immer reger in ihr, und es flog ihr durch die Seele, ob sie ihm wohl morgen früh abermals begegnen würde, wenn sie um dieselbe Zeit denselben Spaziergang mache.

Mit dem Gedanken an den geheimnißvollen jungen Mann beschäftigt, flohen Blancha die Stunden eilig dahin, und beim Sinken des Tages begleitete sie derselbe Gedanke auf den Balkon. Sie hatte ein Buch mitgebracht, in welchem sie blätterte. Es war eine Sammlung von Poesien amerikanischer Dichter, unter denen die von Albert ihr besonders lieb waren. Sie hatte dieselben schon oft gelesen, der Geist aber, der

aus ihnen sprach, schien ihr verwandt zu sein mit dem der Gedichte, die in der Zeitung dem Anschein nach ihr gewidmet waren. Der Dichter Albert lebte ja aber in Philadelphia, von ihm konnten daher diese Poesien nicht kommen. „Der Dichter Albert?" wiederholte sie, als führe ihr ein Licht durch die Seele. „Mein Himmel! Ja", rief sie aus, „es ist Albert's Bild, das ich besitze und das dem Fremden von heute früh gleicht." Hiermit sprang sie auf und eilte in den Salon nach ihrem Bücherschrank. Ebenso hastig kehrte sie mit einem Neuyorker illustrirten Journal zurück und schlug, sich in dem Sessel niederlassend, Albert's Brustbild darin auf.

„Er ist es unverkennbar", sagte sie mit überwallender Bewegung. „Wäre es möglich? Sollte er es sein, er, der gefeierte große Dichter Amerikas, der mich seines Liedes werth gefunden?"

Dabei hielt sie ihren erglühenden Blick unverwandt auf das Bild geheftet, nach einer Weile aber, als ob sie sich eine Thorheit vorwerfe, ließ sie das Heft in ihren Schooß sinken und sagte lächelnd zu sich selbst:

„O Eitelkeit, du heißest Weib!"

Es schien aber doch, daß diese Enttäuschung ihr wehe thue, und als wolle sie dieselbe noch bekämpfen, fuhr sie fort:

„Die Aehnlichkeit ist aber zu groß, es wäre ja doch möglich, daß —“

In diesem Augenblick trat die schwarze Dienerin auf den Balkon, nahm die Abendzeitung unter ihrem seidenen Schürzchen hervor und reichte sie ihrer Herrin hin.

„Gib her!“ sagte Blancha mit unverkennbarer Bewegung und entfaltete hastig das Blatt. Ein Gedicht mit der Ueberschrift „Das Begegnen“ lag vor ihrem Blick aufgeschlagen. Der Dichter dankte ihr darin mit glühenden Worten für den Blick, womit sie ihn an diesem Morgen beseligt habe.

„Er ist's“, sagte Blancha jetzt mit ernster aber bebender Stimme, als hätte sie in den Worten vor ihr ihre eigene Zukunft gelesen.

Lange saß sie dann sprachlos da und hielt das Blatt in ihren bebenden Händen, es war ein ihr bis jetzt noch fremd gewesenes Gefühl, welches sie wonnig durchströmte, während zugleich Bangigkeit sie noch zurückhielt, sich demselben hinzugeben. Plötzlich aber, als habe sie die Zaghaftigkeit überwunden, hob sie mit beiden Händen das Blatt empor und preßte es mit den Worten gegen ihr Herz:

„Ja, ja, es ist Albert, der mich in seinem Liede feiert!“ Dann ließ sie das Blatt langsam wieder sinken

und sagte: „Woher aber, wenn es wirklich Albert ist, woher kennt er mich? Ich bin ja während der ersten Tage nach meiner Rückkehr gar nicht ausgegangen?“

Da trat Herr Dandon auf den Balkon. Blancha verbarg aufspringend die Zeitung zwischen den Blättern des Journals, begrüßte ihren Vater mit kindlicher Herzlichkeit und beide ließen sich nieder, um sich noch der Kühlung des Abends zu erfreuen.

„Ich komme so eben von Portman“, hob Dandon an und betrachtete sein strohgelbes Beinkleid, indem er das Bein überschlug und den Fuß auf und ab wiegte. „Schon früher war ich einmal bei ihm, um ihm meine Forderung an die bankrotte Unionbank zum Eintreiben zu übertragen, damals aber gab er mir den Rath, noch zu warten, da später ein viel günstigerer Zeitpunkt dazu eintreten würde; nun ist aber ein halbes Jahr verflossen und ich wollte ihn doch einmal wieder daran erinnern. Er ist freilich der beste Advocat, überläßt aber alle schriftlichen Arbeiten seinem Gehülfen, und wenn man seinen Rath hören will, so hat er stets die Uhr in der Hand, damit man ja keine Minute Zeit zu viel von ihm erhalte; er sollte doch wissen, wen er vor sich hat, und daß es kein Lump ist, der seine Dienste beansprucht. Da hat er mich nun auf morgen früh zu seinem Gehül-

sen beschieden, der erst vor kurzem vom Norden hierher kam, natürlich um etwas bei ihm zu lernen. Portman sagte allerdings, der junge Mann wäre ein ebenso guter Jurist, als er Dichter und Schriftsteller sei; es ist der bekannte Randolph, der unter seinem Taufnamen Albert die Volkslieder gedichtet hat."

Blancha fuhr zusammen und wurde bleich, doch im nächsten Augenblick flog es wie Purpur über ihre Wangen, sie neigte ihr glühendes Antlitz über das Journal, welches zwischen ihren Fingern zitterte, und suchte die heftige Aufregung, die sie ergriffen hatte, vor ihrem Vater zu verbergen. Dessen Blicke aber waren zu sehr mit seiner Toilette beschäftigt, als daß er Blancha's Aeußerem hätte Aufmerksamkeit widmen können, und nach einer kurzen Pause fuhr er in seinem gewohnten theilnahmlosen Tone fort:

„Was kann man aber wohl von einem solchen überspannten Menschen erwarten, dessen Gedanken immer in höhern Regionen schweben! Dennoch bleibt nichts übrig, man muß sich fügen, denn Portman gewinnt alle Processe."

Blancha schwieg, sie hörte gar nicht mehr, was ihr Vater sagte, sie dachte nur an das Gedicht, welches ihr in den Fingerspitzen brannte und an die dunkeln Augen des Dichters. Dandon aber hörte nicht auf zu reden und

seine Kleidung zu betrachten, bis nach eingebrochener Dunkelheit ein Diener zum Abendessen rief.

Blancha zog sich heute früher als gewöhnlich in ihr Zimmer zurück, sie mußte mit ihrem Geheimniß allein sein, es war ihr, als habe sie so unendlich viel zu denken, zu überlegen, und doch war es immer nur der eine Gedanke, der sie beschäftigte, der an den Dichter.

Es gab jetzt keinen Zweifel mehr darüber, daß er es war, der sie besungen hatte und dem sie an diesem Morgen begegnet war; woher er sie aber kannte, was ihr seine Zuneigung erworben hatte, darüber konnte Blancha sich keine Antwort geben. Sie wußte es, sie fühlte es, daß sie ihn über kurz oder lang wiedersehen, daß sie ihn sprechen würde, doch wenn sie sich das Verlangen nach einem Zusammentreffen mit ihm auch nicht ableugnete, so war sie doch fest entschlossen, ihm selbst keine Gelegenheit dazu zu bieten. Führte es der Zufall herbei, freilich, dann durfte sie ihm nicht ausweichen, sie mußte ja stolz auf seine Bekanntschaft sein, wie sie stolz und glücklich über seine Auszeichnung war. Aber sicher würde er eine Gelegenheit finden, sich ihr zu nahen, dachte Blancha und sann dann nach, auf welche Weise er dies wohl zu ermöglichen suchen werde. Keinesfalls wollte sie am folgenden Morgen dieselbe Promenade wieder machen, sie wollte auch nicht so früh ausgehen,

sonst könnte er ja denken, daß sie es seinetwegen gethan habe. Aber hatte er es denn nicht verdient, daß sie sich ihm dankbar zeigte? Dennoch, denselben Spaziergang wollte sie nicht machen.

Während tausend derartige Gedanken ihre Seele durchflogen, hatte sie sich in dem Sopha niedergelassen und abermals das Bild Albert's in dem Journal aufgeschlagen. Wie oft schon hatte sie den Umriß von seinem Leben gelesen, der dem Bilde beigefügt war, und wie oft hatte sie sich über das unbegrenzte Lob gefreut, welches ihm darin in jeder Richtung hin gespendet wurde, so wohlgethan aber hatte es ihr früher nie. Es wurde sehr spät, ehe sie zur Ruhe ging, und dann verbrachte sie eine fast schlaflose und doch glückliche Nacht.

Den frühen Morgen begrüßte Blancha so recht mit freudigem Herzen, sie fühlte sich so wohl, so heiter wie seit langer Zeit nicht. Die Luft empfing sie frisch und erquickend, als sie auf den Balkon hinaustrat, sodaß sie sich einen Spaziergang unmöglich versagen konnte; keinesfalls aber wollte sie denselben Weg gehen wie gestern. Sie machte schnell dieselbe Toilette wie am Morgen vorher, aber heute mit mehr Aufmerksamkeit.

Als sie aus dem Hause trat und noch nicht mit sich einig war, welchen Weg sie einschlagen solle, schaute sie über den Platz und bemerkte Madame Newberry,

die in ihrem Fenster lag. Blancha eilte zu ihr hin, um sie zu begrüßen, und Madame Newberry war sehr erfreut, Blancha wiederzusehen. „Endlich, endlich, Fräulein Blancha, sind Sie wieder bei uns. Wie konnten Sie so lange von Ihrer Heimat fern bleiben?“ sagte die freundliche Frau und reichte ihr die Hand.

„Wenn ich nicht bei meiner lieben Freundin Anna gewesen wäre, so hätte ich es sicher nicht so lange ausgehalten, und dennoch fühlte ich oft eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Hause. Anna sendet Ihnen auch tausend herzliche Grüße; sie ist unbeschreiblich glücklich“, antwortete Blancha.

„Aber kommen Sie doch einen Augenblick herein, Fräulein, Sie müssen mir von ihr erzählen.“

„Dieser Tage komme ich zu Ihnen und werde Ihnen dann ausführlichen Bericht über Anna's Glück abstatten“, erwiderte Blancha, und indem sie dann einen Blick nach dem zweiten Stock warf, fragte sie:

„Wer bewohnt denn jetzt Anna's Zimmer?“

„Das wissen Sie nicht, Fräulein?“ entgegnete die Frau verwundert. „Ich sollte denken, die Blumen vor den Fenstern schon hätten den Schöngeist längst verrathen. Der Dichter Albert, den Alt und Jung, Reich und Arm in ganz Amerika kennt, der junge Herr Randolph wohnt darin, und ein liebenswürdiger, braver

und bescheidener Mann ist er; er würde Ihnen sehr gefallen."

Als ob Blancha der Athem aus der Brust gestoßen wäre, so fehlte er ihr für einige Sekunden, ihr Herz setzte seine Schläge aus und sie preßte unwillkürlich beide Hände gegen ihren Busen, doch schnell ermannte sie sich wieder, hob ihr Batisttuch vor den Mund, hustete und sagte dann mit schwankender Stimme zu Madame Newberry:

„Nun muß ich gehen, ich habe mich nur bei Ihnen anmelden wollen, dieser Tage aber mache ich Ihnen meinen schuldigen Besuch. Guten Morgen, liebe Newberry!"

Bei diesen Worten winkte Blancha der Frau noch einen Gruß zu und eilte, als ob sie Feuer unter den Füßen hätte, an dem Platze hin, bog, ohne sich umzuschauen, in die nächste Straße ein und kehrte auf einem kleinen Umweg hastig in ihre Wohnung zurück. Erst als sie in dem Salon Hut und Shawl ablegte, kam ihre natürliche Ruhe wieder über sie und sie warf sich nun ihr kindisches, albernes Betragen vor. In keiner Weise hatte sie ja irgend einen Grund zur Bangigkeit oder Furcht, Albert war anerkannt ein durchaus zartfühlender, feingebildeter Mann, der ihr nicht die entfernteste Veranlassung zu einer Beschwerde geben würde. Daß sie aber gerade an diesem Morgen sich nach dem Hause

begeben hatte, in welchem er wohnte, war ihr entsetzlich unangenehm, er mußte ja glauben, daß sie nur seinetwegen von der Gelegenheit Gebrauch gemacht und sich zu Madame Newberry verfügt habe, und dies konnte sie nur in seiner Achtung herabsetzen. Der Gedanke daran war ihr erschrecklich peinigend und griff störend in das Glück ein, welches die Zeichen von Albert's Zuneigung ihr in das Herz gelegt hatten. Ein Gefühl beleidigten Stolzes kam über sie und ihre Unzufriedenheit mit sich selbst wandte sich nun als Unmuth gegen Albert. Er sollte es wissen, daß sie seinetwegen nicht zu Madame Newberry gegangen war, sollte es fühlen, daß kein Interesse für ihn es gewesen sei, welches sie zum heutigen Spaziergang veranlaßt hatte. Sie ließ die Vorhänge schnell vor ihren sämmtlichen Fenstern nieder und beschloß, sich nicht wieder auf dem Balkon sehen zu lassen.

Ob er ihr wohl nachgefolgt war, als sie sich von Madame Newberry entfernte, und ob er sich wohl wieder zu Hause befand?

Mit dieser Frage trat Blancha nach einer Weile hinter die Fenstervorhänge und schaute vorsichtig zwischen denselben durch. Sie konnte Albert nicht sehen, denn seine Gardinen waren hinter den Blumen gleichfalls geschlossen. Nun holte sie aber ihr Opernglas aus dem Secretär und spähte durch dasselbe hinüber;

da bemerkte sie, daß Albert's Vorhang sich bewegte, und erblickte ihn selbst in dessen Oeffnung, wie er durch sein Glas nach ihr herüberschaute. Erschrocken trat sie zurück, doch er konnte sie nicht bemerkt haben, ihre Gardinen hingen ja dicht zusammen. Sie sah wieder hinüber. Warum hielt er denn auch seine Vorhänge geschlossen? Sicher, damit Blancha es nicht wissen solle, daß Jemand sie durch ein Glas beobachte. Und war es denn wohl recht, war es dankbar von ihr, daß sie sich seinem Blick entzog, den er so bescheiden gebrauchte? Es drängte sie, die Gardinen wieder zu öffnen, noch aber zögerte sie und schaute verstohlen nach dem Blumenfenster hinüber. Da öffnete sich die Thür des Hauses und Albert trat mit einem Stoß Schriften unter dem Arm in die Straße heraus. Wie ein elektrischer Funke durchzuckte es Blancha, sie zog schnell den einen Vorhang zurück und schaute offen nach Albert hinüber, der, an dem Platze hinschreitend, seinen Blick nach ihr gerichtet hielt. Welch schöner Jüngling er war, wie vornehm und doch wie leicht er dahinschritt, und wie sein dunkles Auge zu ihr herüberschaute! Jetzt näherte er sich dem Ende des Platzes, noch immer sah er sich nach Blancha um, sie mußte ihre Unart gegen ihn wieder gut machen. Wie von dem Gedanken getragen, glitt sie von dem Fenster hinweg nach der Salonthür und stand im nächsten Augenblick

auf dem Balkon. Albert sah sie an, er hatte nur noch einige Schritte bis zur Straßenecke, unwillkürlich hob Blancha ihre Hand zu den Lippen und sah, wie auch Albert die seinige zu seinem Munde führte und dann um das Haus vor ihrem Blick verschwand.

Blancha lehnte sich auf das Eisengeländer. Sie fühlte, wie sie bebte und wie die Schläge ihres Herzens eilten. Es war ihr, als habe sie über ihre Zukunft, über das Glück ihres ganzen Lebens entschieden. Ihr Gruß war Albert's Gruß begegnet, sie fühlte keinen Vorwurf darüber, er war des Grußes tausendfach werth; sie hatte ihn immer verehrt und jetzt, wo sie es ihm zeigen konnte, jetzt, wo er sich ihr zart und liebevoll nahte, jetzt sollte sie ihn zurückweisen? Nimmermehr! Er durfte es wissen, daß sie ihn hochschätze und daß sie stolz auf seine Auszeichnung war.

Blancha's Dienerin unterbrach sie in ihrem Gedankenfluge, indem sie ihr meldete, daß ihr Vater beim Frühstück ihrer harre. Derselbe hatte seine Toilette bereits zum Ausgehen geordnet und verließ Blancha nach eingenommenem Mahl mit dem Bemerken, daß er sich nach der Office des Herrn Portman zu dessen Gehülfen Randolph begeben wolle.

Drittes Kapitel.

Albert saß mit hochschlagendem Herzen und glühendem Haupte an seinem Pulte und schrieb. Er war so sehr in seine Beschäftigung vertieft, daß er es gar nicht bemerkte, als Herr Dandon zu ihm in das Zimmer trat.

„Sind Sie Herr Randolph?" fragte derselbe in etwas ungehaltenem Tone, indem er sich mit der Rechten auf seinen goldgekrönten Stock stützte und die Linke in die Seite stemmte.

Albert wandte sich nach ihm um, fuhr überrascht von seinem Sessel auf, und das Blatt Papier, auf das er geschrieben hatte, in das Pult werfend, sagte er mit einer Verbeugung:

„Zu dienen; und ich habe, wenn ich nicht irre, die Ehre, Herrn Dandon vor mir zu sehen."

„Ganz richtig. Mein Name ist Dandon, Apollo Dandon. Herr Portman hat mich mit einer Klagsache, die er für mich anhängig machen wird, an Sie gewiesen."

„Derselbe hat mir schon davon gesagt, Herr Dandon; aber nehmen Sie gefälligst Platz, denn ich muß Sie bitten, mir die Sache umständlich und genau vorzutragen“, versetzte Albert und zog den großen Lehnstuhl für ihn heran.

Nachdem nun Dandon den Sessel mit seinem gelb seidenen Tuch abgestäubt und dann Platz darin genommen hatte, begann er ausführlichen Bericht über seine Angelegenheit abzustatten, wobei Albert ihn häufig unterbrach, ihn nach nähern Umständen und Verhältnissen befragte und sich wiederholt Notizen machte. Endlich nach Verlauf einer Stunde war die Sache von allen Seiten beleuchtet und Albert versprach Herrn Dandon, ein schriftliches, wohlbegründetes Gutachten darüber auszufertigen.

„Das wird mir erwünscht sein, Herr Randolph“, sagte Dandon; „ich möchte mir aber schon jetzt Ihre Ansicht ausbitten, ob ich den Proceß gewinnen oder verlieren werde, denn offen gestanden, Herr Portman gab mir nur halbe Hoffnung.“

„Wirklich?“ versetzte Albert verwundert. „Ich kann mir die Gründe nicht denken, weshalb er an einem günstigen Ausgange zweifelt. Ich für meine Person bin der Ansicht, daß Sie den Proceß unfehlbar gewinnen müssen, und ich könnte die Bürgschaft dafür übernehmen. Ich

glaube auch, daß Herr Portman ganz derselben Ansicht sein wird, wenn er mein Gutachten darüber gelesen hat."

„Schön, schön, junger Freund, Sie werden mich erkenntlich finden, wenn Sie der Sache eine gute Wendung geben. Es handelt sich ja um zwanzigtausend Dollars, also schon der Mühe werth. Wann soll ich das Gutachten haben?"

„Das ist so genau nicht vorauszusagen. Solche Arbeiten verlangen die rechte geistige Stimmung und darüber ist man nicht immer Herr. Doch sobald es mir möglich ist, werde ich sie Ihnen zustellen."

„Ich bin sehr auf Ihre Arbeit gespannt, ganz besonders aber darauf, ob Sie wirklich Herrn Portman von dem günstigen Stand meiner Angelegenheit überzeugen werden; denn wenn er einmal glaubt, einen Proceß gewinnen zu müssen, dann geschieht es auch und wenn die ganze Welt sich dagegen auflehnt. Er ist ein einziger Redner", sagte Dandon und fügte nach einigen Augenblicken noch hinzu: „Im glücklichen Falle werde ich Sie reich bedenken, Herr Randolph."

„Herrn Portman, wollten Sie sagen, Herr Dandon. Ihm gehört die Belohnung für seine Bemühungen; meine Arbeiten entstehen unter seiner Leitung und sind seine Werke. Die Ehre, etwas geschaffen zu haben, was er seines großen Namens werth hält, ist mir eine rei-

chere Zahlung als alles Geld der Welt, und die Freude, Ihnen, Herr Dandon, einen Dienst erwiesen zu haben, würde durch eine Geldzahlung sehr getrübt werden", antwortete Albert mit höflichem Tone und ehrerbietiger Verbeugung.

„Man sieht, Sie sind Poet, Herr Randolph. Ihr Glück, Ihr Reichthum liegt in Ihrer Phantasie, ich für meine Person halte es mit solidem Grundbesitz oder klingender Münze. Uebrigens werde ich dennoch Wege finden, mich Ihnen dankbar zu zeigen; wir Reichen sind hierin vor den gewöhnlichen Menschen sehr bevorzugt."

Hiermit erhob sich Dandon aus seinem Armstuhl, wehte mit dem seidenen Tuch seinen Rock und sein Beinkleid ab und sagte zu Albert, indem er ihm die Hand reichte:

„Nun, junger Freund, ich setze mein ganzes Vertrauen in Sie; thuen Sie Ihr Bestes."

„Darauf dürfen Sie rechnen, Herr Dandon, ebenso wie auf einen günstigen Ausgang dieses Processes", entgegnete Albert, indem er den Alten an die Thür geleitete.

„Junger Herr, Sie sind Ihrer Sache gar zu gewiß, wir wollen aber das Beste hoffen. Auf baldiges Wiedersehen!" versetzte Dandon, winkte Albert mit Hand und Kopf seinen Gruß zu und ging mit gemessenem, stolzem Schritt davon.

Kaum hatte er sich entfernt, als Albert nach seinem Pult eilte, die Briefe und Documente, welche Dandon ihm zurückgelassen hatte, schnell nochmals durchflog und ordnete und sich dann sofort daran begab, das Gutachten auszuarbeiten. Mit ganzer Seele erfaßte er seine Aufgabe; die volle Stärke seines Verstandes, sein ganzes Wissen hielt er mit aller Kraft darauf geheftet, Geist und Scharfsinn belebten die Schrift, jedes Wort, das er niederschrieb, war treffend und überzeugend, und als die Sonne sich neigte, hatte er die Arbeit beendet. Sie bedurfte nur noch einer genauen Durchsicht und einer Reinschrift, welche Albert an diesem Abend zu Hause vornehmen wollte, denn jetzt mußte er sich erst etwas ruhen und namentlich sein versäumtes Mittagsessen nachholen. Er packte schnell und freudig seine Papiere zusammen, verschloß die Office und begab sich nach dem Hotel, wo er sich eilig ein Mahl bereiten ließ. Dann wollte er noch, ehe er sich nach Hause und an die Arbeit verfügte, einen Spaziergang machen und lenkte seine Schritte nach dem Platze vor seiner Wohnung. Allenthalben waren Fenster und Thüren der Häuser geöffnet und deren Bewohner schauten heraus, um die frische Abendluft zu athmen. Als er den Platz erreichte, fiel sein erster Blick auf Blancha, die allein auf dem Balkon saß. Er sah es deutlich, daß auch sie ihn in demselben

Augenblick erkannt hatte, denn sie bewegte sich rasch, schob ihren Sessel näher an das Geländer und ließ ihre Hand mit dem Batisttuch über dasselbe herabhängen.

Ihr Anblick ergriff Albert mächtiger als je zuvor, das Glück der Liebe, das ihm seine Phantasie so oft vorgezaubert, das er in seinen Liedern besungen, es durchbebte ihn wie Wirklichkeit und mit seiner ganzen Seele hing er an der Engelsgestalt der Gefeierten. Er ging auf der Seite des Platzes, an welcher er wohnte; mit jedem Schritte, den er that, erkannte er deutlicher, daß Blancha nach ihm herschaute. That sie es aber mit Bewußtsein oder nur zufällig? Glück und Hoffnung zugleich lenkten seine Hand, er zog sein Tuch aus dem Rock hervor und hob es, verstohlen nach ihr hinblickend, an den Mund.

Ihre Hand mit dem Batisttuch zuckte, sie hob sie zögernd bis auf die Balustrade, dann aber zu ihren Lippen empor, Albert preßte beide Hände gegen sein Herz und stürmte in überwogendem Glücke, kaum seiner Sinne noch mächtig, in seine Wohnung.

In demselben Augenblick kam Herr Dandon in seiner prächtigen Equipage nach Hause gefahren, denn er hatte unmittelbar nach seinem Besuch bei Albert die Stadt verlassen, um bei einem reichen Pflanzer im Lande

zu Mittag zu speisen. Er trat zu seiner Tochter auf den Balkon.

„Ich hoffe, Du bist nicht während des ganzen Tages so allein zu Hause gewesen", sagte er zu ihr, als sie ihn an der Thür begrüßte, worauf er ihre Hand in die seinige nahm und sie nach ihrem Sessel zurückführte.

„Doch, lieber Vater, ich hatte noch einige rückständige Briefe zu schreiben", entgegnete Blancha mit sichtbarer Gedankenabwesenheit, sah auf den Platz hinunter und wollte ihren Blick an den Blumenfenstern gegenüber nur hinstreifen lassen, er wurde dort aber gefesselt, denn in diesem Augenblick zog Albert die Vorhänge zurück und schaute regungslos nach Blancha herüber. Ihr Herz erbebte in wonniger Ueberraschung, ihre Wangen erglühten hoch, und indem sie ihren Fächer vor ihrem Antlitz entfaltete, sah sie seitwärts nach Albert hinüber.

„Ich habe Dir auch noch nicht gesagt, was ich heute früh bei dem jungen Randolph ausgerichtet habe", hob Dandon nach einer kurzen Pause wieder an. Blancha schlug bei dem Namen Randolph den Fächer so schnell zusammen, als habe ihn das Wort vor ihr weggehaucht. Dabei heftete sich ihr aufglänzender Blick ungeduldig fragend an die Lippen des Alten. In der näch-

sten Sekunde aber schlug sie die Augen nieder und sah in ihren Schooß, denn sie fühlte, wie ihr das Blut heiß in die Wangen schoß.

„Wirklich, ein ausgezeichneter junger Mann, dieser Randolph, trotzdem daß er ein Dichter ist", fuhr Dandon fort. „Denke Dir nur, daß Portman selbst mir wenig oder eigentlich keine Hoffnung für einen günstigen Ausgang des Processes machte und daß dieser Randolph mir mit der größten Bestimmtheit versicherte, ich müsse ihn gewinnen, er selbst wolle es verbürgen, ja er werde auch Portman davon überzeugen. Nun will er mir ein schriftliches Gutachten darüber ausarbeiten. Ich muß gestehen, ich bin sehr gespannt darauf, denn es handelt sich um zwanzigtausend Dollars, ein hübsches Nadelgeld für meine reiche Erbin."

„Aber, lieber Vater!" fiel Blancha in freudiger Bewegung über das Albert gespendete Lob abwehrend ein.

„Ja, ja, es ist mein Ernst, Blancha; wenn ich den Proceß gewinne, sollst Du das Geld haben, Du darfst mich beim Worte halten. Wenn der junge Herr nur auch Wort hält und die Arbeit bald vornimmt, denn auf diese Poeten darf man nicht rechnen, sie schwärmen immer in der Geisterwelt und vergessen darüber oftmals, daß sie ihren Körper ernähren müssen. Halbe Narren sind sie alle, und dieser Randolph hat auch sein Theil

davon; als ich ihm eine reiche Belohnung versprach, wenn er mir behülflich wäre, den Proceß zu gewinnen, antwortete er mir, daß jede Belohnung dem Herrn Portman zukäme, unter dessen Leitung er arbeite."

„Das finde ich sehr schön von ihm, lieber Vater", fiel Blancha mit Begeisterung ein. „Er ist ein edler, bescheidener Mann und die Ehre gilt ihm mehr als das Geld."

„Und darum ist er ein halber Narr, denn ohne Geld gibt es keine Ehre", antwortete Dandon und legte sich in den Sessel zurück.

„Wie häufig aber gibt es Geld ohne Ehre, darum kann das Geld die Ehre nicht erzeugen. Lieber ehrenvoll arm als reich und mit Schande beladen", entgegnete Blancha und sah mit aufleuchtendem Blick nach Albert hinüber, den sie immer noch durch die eingetretene Dämmerung in seinem Fenster erkennen konnte.

Albert saß vor seinem Schreibtisch und überwachte in beseligender Aufregung jede Bewegung, jeden Blick Blancha's; kaum aber hatte sie mit ihrem Vater den Balkon verlassen, als er seine Lampe anzündete, schnell das Gutachten für Dandon zur Hand nahm und sich in dessen Durchsicht vertiefte. Von Zeit zu Zeit allerdings warf er einen Blick nach Blancha's Fenstern hinüber, dieselben blieben aber dunkel, und so beendete er die Arbeit

ohne Unterbrechung. Er begann nun die Reinschrift und war schon bis zur Hälfte damit vorgerückt, als ein Lichtschein seine Augen nach der andern Seite des Platzes zog und er das Zimmer Blancha's erleuchtet sah. Diese selbst stellte die Lampe auf den Tisch, trat dann auf den Balkon heraus und setzte sich an dem Eisengeländer nieder.

Von allen Gefühlen in des Menschen Brust entsteht keins so urplötzlich, so unverlöschlich wie die Liebe, keins kann mit so Wenigem zufrieden gestellt werden wie sie, und keins findet so unzählige Mittel und Wege, sich kundzugeben, sich mitzutheilen. Es bedarf hierzu keines Wortes, keines Beisammenseins; ein Blick, ein Wink, ein Blümchen, ein Fächer, eine Feder auf dem Hute — es gibt nichts, was der Liebe nicht als Dolmetscher, als Bote diente.

Albert und Blancha waren nach den gewöhnlichen Formen gesellschaftlichen Umgangs einander noch unbekannt und doch waren ihre Seelen schon verbunden, ihre Herzen schon vereint. Sie wußten, daß sie sich gegenseitig liebten, und obgleich ein weiter Raum und das Düster der Nacht augenblicklich zwischen ihnen lag, so waren sie doch beisammen, sagten einander, wie gut sie sich wären und wie glücklich sie sich fühlten. Albert hielt die dunkle Gestalt des schönen Mädchens vor dem

Lichtschein, der aus dem Salon strömte, mit seinem sehnsüchtigen Blick umfangen, und Blancha's Augen hingen mit seelenvoller Innigkeit an dem Bilde Albert's, welches von dem Lichte seiner Lampe beleuchtet wurde.

Stunden eilten dahin, die Straßen wurden leer und die Stadt war längst schon zur Ruhe gegangen, und noch saßen die Beiden in ihr Glück versunken und schauten nach einander hinüber. Die Nachtluft wurde jetzt aber empfindlich kalt, Blancha richtete sich empor und trat in die Salonthür, dort blieb sie stehen, hob, nach Albert hinüberschauend, ihr Batisttuch zu ihren Lippen auf, dieser hielt beide Hände nach ihr hin und sah sie dann mit der Lampe in dem Nebenzimmer verschwinden. Erst als dessen Fenster sich verdunkelten, griff er wieder nach seiner Feder und beendigte mit fliegender Eile die Reinschrift des Gutachtens für Dandon. Trotz der kurzen Ruhe, die er sich in dieser Nacht gegönnt hatte, verließ er sehr früh am Morgen sein Lager, schaute aber lange vergebens nach dem Balkon hinüber. Endlich zeigte sich Blancha hinter dem Fenster und trat gleich darauf aus der Salonthür hervor. So feenhaft schön, so lieblich hatte Albert sie noch nie gesehen; im Uebermaß seines Glücks faltete er die Hände vor seiner Brust und sandte ihr aus tiefstem Herzen seine Grüße zu, und halb gesenkten Hauptes beantwortete Blancha

dieselben verzagt mit einer leisen Bewegung ihrer schneeigen Hand. Wieder saßen sie still einander gegenüber und fühlten sich im gegenseitigen Anschauen so glücklich, sie sahen sich aber nur verstohlen an, denn die traute Nacht, die ermuthigende Beschützerin der Liebe, fehlte ihnen.

Wie gern hätte Blancha Hut und Shawl genommen und in der Morgenfrische einen Spaziergang gemacht, jetzt aber, nachdem sie es Albert verrathen hatte, daß sie ihm gut war, jetzt konnte, jetzt durfte sie es nicht thun. Wo, wie und wann würde sie ihm nun wohl wieder begegnen? Das war die Frage, die sie beschäftigte, als sie bemerkte, daß Albert wiederholt Papiere von seinem Tisch nahm, damit an das Fenster trat und sie dann wieder weglegte. Es kam Blancha vor, als wolle er ihr dieselben zeigen, was aber konnte er damit beabsichtigen? Da fiel ihr ein, daß er das Gutachten für ihren Vater anzufertigen übernommen hatte; sollte er es schon beendet haben und sollten die Papiere es vielleicht enthalten? Ganz recht, da hatte er sie wieder in der Hand, er wollte sie es wissen lassen, daß er die Arbeit bereits vollendet habe. Aber warum? Es durchzuckte Blancha heiß und freudig, vielleicht wollte er das Gutachten ihrem Vater heute selbst überbringen! Um welche Zeit aber würde er dann wohl kommen? Sicher wußte

es Albert, daß ihr Vater immer gleich nach dem Frühstück auszugehen pflegte. Sollte er diese Zeit wohl wählen? Der Wunsch, er möchte es thun, stieg allerdings in Blancha auf, zugleich aber erfaßte sie eine bange Zaghaftigkeit, eine Unruhe, die sie nicht bemeistern konnte. Als sie Albert aber frühzeitig mit Papieren unter dem Arm seine Wohnung verlassen sah, wahrscheinlich um sich nach dem Hotel und von da nach dem Geschäftslokal Portman's zu begeben, da wurde sie ruhiger, mit ihrer Aufregung schwand aber auch das beglückende Gefühl der Hoffnung, der Erwartung, und mit einer Anwandlung von Traurigkeit ward sie sich ihrer Täuschung bewußt. Beim Frühstückstisch war sie still und in sich gekehrt, und als sie in ihre Gemächer zurückgekehrt war, trat sie in die Vertiefung eines Fensters und schaute gedankenvoll die Straße hinunter.

Blancha hatte nicht lange dort gestanden, da trat ihr Vater aus der Hausthür und sie folgte ihm mit den Augen über den Platz, bis er am Ende desselben in der Straße verschwand. Dort blieb ihr Blick haften, es war der Fleck, wo sie gestern Abend Albert zuerst bemerkt hatte, als er nach seiner Wohnung ging und ihr im Vorübereilen einen Gruß zusandte. Im Geist sah sie ihn ebenso vor sich, sie vertiefte sich immer mehr in das Bild, welches die Phantasie ihr vorzau-

berte, da wurde dasselbe plötzlich Wirklichkeit, denn Albert kam aus der Straße herangeeilt.

Blancha fuhr aus ihrem Traume auf, ein Freudenlaut erstarb auf ihren Lippen, und einen Schritt vom Fenster zurücktretend blickte sie Albert entgegen. Es war keine Täuschung mehr, er kam über den Platz gerade auf ihr Haus zu, er trug Papiere unter dem Arm und seine großen dunkeln Augen waren nach Blancha's Fenster gerichtet.

„Mein Himmel, er kommt wirklich“, sagte sie halblaut mit bebender Stimme, eilte verwirrt und unentschlossen in dem Salon hin und her und trat einen Augenblick vor den Spiegel, da hörte sie die Hausthür öffnen und gleich darauf den Tritt des Bedienten auf der Treppe, denn sie hatte nun die Zimmerthür geöffnet und lauschte in den Corridor hinaus.

„Ein fremder Herr wünscht Herrn Dandon zu sprechen“, sagte der Diener, zu Blancha tretend.

„Ich weiß schon, er bringt Acten für meinen Vater. Führe ihn hierher!“ entgegnete Blancha. Mit diesen Worten war ihre Verlegenheit, ihre Unschlüssigkeit verschwunden. Sie trat in das Zimmer zurück, ergriff ihren Fächer und ließ sich in dem Sopha nieder.

Ihr Ohr erfaßte den leichten Tritt des Ersehnten, womit er sich durch den Corridor nahte, Blancha's Wan-

gen wurden bleich, die Thür öffnete sich und Albert trat herein. Er verneigte sich tief, und Blancha, indem sie von dem Sopha aufstand, that desgleichen. Beide schwiegen, beiden blieben die Worte auf den Lippen haften.

„Ich habe hier eine Arbeit, verehrtes Fräulein", begann Albert, seine innere Bewegung bekämpfend, nach einigen Augenblicken und sah nach Blancha auf.

„Mein Vater sagte mir davon, Herr Randolph", entgegnete Blancha mit halblauter, unsicherer Stimme; „er wird sehr bedauern, nicht zu Hause gewesen zu sein."

„Darf ich Sie dann bitten, die Papiere für ihn in Empfang zu nehmen", fuhr Albert etwas gefaßter fort, „und werden Sie es mir vergeben, daß ich gerade diesen Augenblick zu meinem Besuche wählte?"

Blancha erröthete, überwand aber ihre Befangenheit und sagte, mit allem Leibreiz zu Albert aufblickend:

„Dem Herrn Randolph habe ich nichts zu vergeben, denn er hat nichts gethan, was mir unangenehm gewesen wäre, dem Dichter Albert aber bin ich so großen Dank schuldig, daß mir die Worte fehlen, ihn auszusprechen; nehmen Sie den guten Willen für die That."

Bei diesen letzten Worten hob sie schüchtern ihre Hand nach Albert hin und schlug die Augen nieder. Das Blut schoß ihr heiß in die Wangen und nach dem

Herzen, denn Albert hatte ihre Hand ergriffen und preßte seine Lippen darauf; sie zog sie nicht zurück, ihre Augen schlossen sich in unnennbarer Wonne und sie fühlte, von Albert's Arm umschlungen, dessen Lippen auf den ihrigen. Dann sank ihr Haupt auf des Jünglings Schulter und sie barg ihr glühendes Antlitz an seiner Brust.

„Himmlische Blancha, ist es Wirklichkeit, ist es Wahrheit!“ stammelte Albert im Uebermaß seiner Seligkeit; doch Blancha hatte keine Worte, sie bebte in seinen Armen, sie hörte seines Herzens Schläge und die ihrigen zugleich und hielt ihre geschlossenen Augen an seine Brust, als fürchte sie aus ihrem Wonnetraum zu erwachen.

„O sage es mir, Du engelsüßes Wesen, Du meiner seligsten Träume Göttin, sage es mir, daß Du mich liebst, laß mich, Du schöne Fee, mit einem Wort in den Himmel ein, den mir Dein erster Blick gezeigt, geöffnet hat!“ sagte Albert, von dem unverhofften, übergroßen Glücke hingerissen und hob ihr Antlitz bittend von seiner Brust auf.

„Ja, Albert, ich liebe Dich innig, mit meiner ganzen Seele, mit meinem ganzen Sein, ich bin Dein und will Dir angehören in diesem und in jenem Leben“, antwortete Blancha mit der innigen Hingebung der ersten Liebe und hob ihre seelenvollen schönen Augen

zu Albert auf, als wolle sie ihn die Wahrheit ihrer Worte in ihnen lesen lassen. Dann schmiegte sie sich wieder an seine Brust und gab sich seinen Liebkosungen hin.

Wieder und immer wieder wechselten sie die Versicherungen ewiger Liebe und ewiger Treue und bemerkten nicht den eiligen Flug der Zeit, bis plötzlich der melodische Klang der prächtigen Uhr vor dem Spiegel, womit dieselbe die Mittagsstunde anzeigte, sie aus ihrem Wonnerausche weckte.

„Du mußt mich verlassen, mein Albert“, sagte Blancha, erschrocken nach der Uhr hinsehend. „Mein Vater wird nun bald aus dem Leseclub zurückkehren und er darf von unserm Bunde noch nichts erfahren; er hat harte Vorurtheile gegen einen Jeden, der nicht reich ist. Ich bin aber und bleibe Dein für die Ewigkeit! Wann werde ich Dich wiederfinden?“

„Bald, bald, Du, meine Seligkeit, bald, noch heute“, antwortete Albert außer sich. „Kann ich Dich des Abends auf der Promenade treffen oder gehst Du irgendwohin zu Besuch?“

„Ich will Dir sagen, Albert, ich habe eine liebe treue Freundin, der wir unser Glück vertrauen dürfen, und bei ihr können wir uns wiedersehen. Madame Newberry, Deine freundliche Hauswirthin ist es; sie war

auch die Vertraute meiner lieben Anna, und wie unendlich glücklich ist dieselbe geworden. Ich werde heute Abend zu ihr gehen und ihr mein Herz öffnen und Dir dann einen Liebesboten hinaufsenden, damit Du zu Deiner Blancha herabkommst. Nun aber eile, mein Albert, meine treue, innige Liebe geht mit Dir."

Hiermit schmiegte sich Blancha nochmals an Albert's Brust und empfing dessen Lippen in langem seelenvollem Kusse auf den ihrigen, dann aber schieden sie hastig. Albert deutete noch auf die mitgebrachten Papiere, die auf dem Tische lagen, und verließ, das Herz voll Seligkeit, eilig das Haus.

Harry Williams schaute, als ihn das Schiff von Madeira wegtrug, so lange noch nach der schönen, sonnigen Insel zurück, als er deren blaue Umrisse aus dem Duft der Ferne erkennen konnte; er hatte dort so viele vergnügte, glückliche Stunden verlebt, daß das Lebewohl, welches er jetzt auf Nimmerwiederkehren hinüber sandte, ihm recht nahe ging, und doch fühlte er sich leicht und wohl bei dem Gedanken, daß er die Insel hinter sich zurückließ und daß die ersten Nachrichten, die sein befreundeter Kapitän von London senden würde, ihn dort nicht mehr treffen konnten. Er lachte laut auf über die

gelungenen Wendungen, durch welche er dem Schicksal die Oberhand abgerungen hatte, und zollte seinem erfahrenen Rathgeber Holcroft Anerkennung für die Lehre, auf Kosten der gewöhnlichen Menschen zu leben. Schade um ihn, dachte Harry, denn unter seiner Leitung würde er sicher bald zum reichen, unabhängigen Manne geworden sein, doch meinte er auch ohne ihn, seinem Lehrsatz getreu, dies Ziel erreichen zu können. Brasilien war ein Land der Schätze, der Juwelen, der Sklaverei und der Unwissenheit, und in einer oder der andern Richtung mußte dort für Harry ein Weg zu seinem Glück zu finden sein. In hochfliegenden Träumereien durchzog er den Ocean, von Tag zu Tag steigerte sich sein Verlangen nach dem Wunderlande und mit goldenen Hoffnungen begrüßte er endlich die blauen Gebirge Brasiliens.

Es war ein reizender, luftbewegter, frischer Morgen, als das Schiff mit Harry Williams zwischen dem Zuckerhutberg und dem Felsen, an welchem die Festung Santa-Cruz liegt, in die zauberisch schöne, mit üppig grünen Inseln geschmückte Bai von Rio de Janeiro einsegelte und sich auf den spielenden grünen Wogen der Kaiserstadt zuschaukelte. Stufenweise hob sich die Stadt mit ihren Kirchen, Thürmen und Kuppeln an den Bergen empor und glänzte in der Morgensonne Harry's Blicken entgegen wie Gold- und Silbermassen, über denen sich

die nahen und fernen Tropenwälder wie Purpurgewänder wölkten, während es auf den krystallklaren Wellen vor ihm wie eine Brillantensaat blitzte und zitterte. Ein Reichthum, eine Pracht lag in dem Bilde vor Harry's Blicken entfaltet, wie sein Auge nie früher gesehen, und das Wort „kaiserlich" reizte seine Phantasie, ihm alle Schätze des Orients hier aufgehäuft vorzuzaubern. Bei seiner Ankunft an dem Werfte der Stadt freilich verblich das glänzende Traumgebilde sehr, die elenden Gebäude, die sumpfigen Straßen, die schmuzigen Trottoirs und die in Lumpen gehüllten Menschen, die sie belebten, machten dem Amerikaner den Eindruck der Armuth, der Faulheit und des Elends. Er dachte an das jugendlich frische Bild einer amerikanischen Stadt mit deren markiger, willens- und thatkräftiger Bevölkerung, wo man es jedem Einzelnen, vom Präsidenten bis zum Karrenschieber hinab, ansieht, daß derselbe unabhängige, unbeugsame Geist ihn beseelt, daß er das Bewußtsein in sich trägt, selbst an der Regierung seines Vaterlandes Theil zu nehmen, und daß er sein eigenes Schicksal in eigener eiserner Hand zu halten glaubt. Wie erbärmlich, wie verkommen dagegen kamen ihm die Nachkommen der alten, einst so großen Spanier vor! Klein, mark- und saftlos, skrophulös und, kaum erwachsen, schon verlebt, schlichen die winzigen Gestalten umher wie

Wagehälse, weil sie es riskirten, auf solchen Spindelbeinen zu gehen, und dennoch blitzten und glühten ihre schwarzen Augen aus ihren vertrockneten braunen Gesichtern hervor, als beseele sie ein lebendiger Geist. Statt hochherziger Begeisterung, statt stolzen Selbstbewußtseins aber lag verschmitzte Schlauheit, Arglist und knechtische Gewandtheit in ihren Blicken, und man sah es ihnen an, daß sie stets bereit wären, sich vor Andern in den Staub zu bücken oder sie mit Füßen zu treten.

Gleich bei Ankunft des Schiffes hatten sich viele Offiziere und Civilbeamte an Bord eingefunden, um die Papiere des Kapitäns zu empfangen, den Gesundheitszustand der Mannschaft zu untersuchen und das Löschen der Ladung zu überwachen. Wie die Sieger in einer eroberten Festung stolzirten diese zwergartigen Caricaturen in ihren großen Federhüten, mit Goldstickereien überladenen Röcken und ungeheuren goldenen Epauletten auf dem Verdeck hin und her und befahlen, daß noch durchaus nichts aus dem Schiffe an das Land gebracht werde. Der Kapitän, der schon früher auf seinen Reisen hier gewesen und mit den Verhältnissen und Gebräuchen bekannt war, hatte aber in der Kajüte ein Frühstück und Wein auftragen lassen und bat die Herren, einzutreten, um sich zu erfrischen. Bei dieser Gelegenheit drückte er einem jedem derselben einige Goldstücke in

die Hand, welche sie mit vertraulichem Nicken schweigend hinnahmen, ihren Unterbeamten einen Wink gaben, dem Ausladen des Schiffes nicht länger im Wege zu stehen, und dann der Einladung zum Frühstück folgten. Nach demselben erkaufte sich Harry auf Anrathen des Kapitäns in gleicher Weise von einem der betreffenden würdigen Beamten die Erlaubniß, ohne weitern Aufenthalt sein Gepäck an das Land bringen zu dürfen, empfahl sich dann allen aufs höflichste und trat seinen Weg nach einem Hotel an. Er erreichte bald den Palastplatz, an dessen linker Seite die kaiserliche Residenz in Form eines gewöhnlichen Wohnhauses sich erhob, während die Markthalle gegenüber an der andern Seite des Platzes stand. Diese war mit Menschen aus den untern Klassen der Bevölkerung gefüllt, man konnte nicht sagen belebt, denn alle schienen die Mühe der Bewegung zu scheuen, standen, saßen und lagen in Gruppen umher und die meisten von ihnen gaben keine Veranlassung zu erkennen, weshalb sie sich eigentlich hier befanden. Nur die Verkäufer von Lebensmitteln schrieen ihre Waaren aus und riefen jeden Vorüberschleichenden an. Als Harry aber bei seiner Wanderung in mehrere Hauptstraßen gelangte, wo ihm die prächtigsten Gold- und Silberläden mit ihren Juwelen entgegenblitzten und reich geputzte Damen vor ihnen die Trottoirs belebten, da

steigerte sich seine Begeisterung für dieses Land abermals und mit den kühnsten Hoffnungen erwiderte er die Blicke der schwarzen Augen, die sich neugierig und einladend auf ihn richteten.

Nachdem er sich in dem besten Hotel der Stadt eingemiethet hatte, war sein erstes Geschäft, sich nach Holcroft umzusehen, denn eine Möglichkeit lag ja doch vor, daß derselbe gleichfalls dem Tode entgangen sei. Harry's Bemühungen während mehrerer Tage blieben jedoch erfolglos, und da er eigentlich zu keiner solchen Hoffnung berechtigt war, so gab er alle weitern Nachforschungen auf. Sein Kassenbestand überhob ihn für den Augenblick jeder Sorge, und wegen seiner Zukunft brauchte er sich keiner solchen hinzugeben, denn er befand sich ja in einem Lande, wo es ein Leichtes sein mußte, Vermögen zu erwerben. In welcher Weise er dies nun vollbringen wollte, überließ er den Zufälligkeiten, wie sie ihm das Leben vorführen würde, beschloß aber, keine Gelegenheit dazu vorübergehen zu lassen, sich gleich mit Menschen, Zuständen und Verhältnissen hier bekannt zu machen und namentlich sich um den Zutritt in angesehenen Familien zu bemühen. Hiermit war sein Plan gemacht, und nun wandte er sich den Belustigungen zu, welche die Stadt und deren Umgebung ihm boten. Er besuchte alle öffentlichen Vergnügungslokale, das Theater, das Stiergefecht,

die Kaffeehäuser und Billardräume und erschien in gewählter Toilette zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß auf den Promenaden.

Eines Tags fuhr er am Strande hin durch die Vorstadt nach St. Christoph, dem Winteraufenthalt des Kaisers und dem Vergnügungsort der vornehmen Welt von Rio, und trat dort in einem Kaffeehaus in dessen Billardsaal ein. Das Billard war von vielen Spielenden umgeben und ein breitschultriger Mann hatte sich über dasselbe gebeugt, um einen Stoß auszuführen, als Harry ihn bemerkte und überrascht zur Seite trat, um ihm in das Gesicht zu sehen. Kaum traute er seinen Augen, denn er erkannte in ihm seinen Freund Holcroft.

„Holcroft! Ist es möglich?" rief er jubelnd aus. Dieser warf bei dem ersten Ton von Harry's Stimme das Queue weg und fuhr nach seinem todtgeglaubten jungen Gefährten herum.

„Williams, bei allen Teufeln! Williams, ist es Ihr Geist oder sind Sie es selbst?" rief er aus und streckte ihm beide Hände entgegen, die dieser in höchster Aufregung ergriff, dann seinen Arm um die breiten Schultern des Sklavenhändlers schlug und ihn seitwärts in ein Fenster zog. Nach den ersten stürmischen Begrüßungen aber wandte sich Holcroft an seine Spielgesellschaft, bat sie höflich, ihn zu entschuldigen, wenn

er jetzt schon austräte, und führte Harry dann nach der Schenkstube, um das unverhoffte Wiedersehen bei einer Flasche Champagner zu feiern.

„Bei allen guten und bösen Geistern aber sagen Sie mir nun, wie Sie den Haifischen entgangen sind", begann Holcroft, nachdem beide ihre Gläser geleert hatten, worauf Harry ihm einen treuen Bericht über sein Verfahren abstattete.

„Bravo, junger Freund, das hätte ich selbst nicht besser machen können", rief Holcroft lachend aus und setzte, die Gläser füllend, hinzu:

„Der reiche Plantagenbesitzer soll leben! Was Sie noch nicht sind, können Sie noch werden!"

Wieder schäumte der Wein über ihre Lippen, und beide thaten einige Züge aus ihren Cigarren, als Harry sagte:

„Nun aber lassen Sie mich auch hören, wie Sie dem Tode entgangen sind."

„Das ist bald erzählt", entgegnete Holcroft. „Als Sie mir unter der Hand verschwanden und der Sturm Ihren Angstschrei an meinem Ohr vorbeijagte, ließen wir das Boot hinab und sprangen hinein; ich schnitt rasch die Taue durch, die uns noch an dem berstenden Schiffe festhielten, denn die ganze Mannschaft wäre sonst in das Boot gestürzt und hätte es so tief in das Wasser

gedrückt, daß uns die erste Woge verschlungen haben würde. So blieben sechs Mann an Bord zurück und die See trug uns im Augenblick aus dem Bereiche ihrer Hülferufe, ihrer Flüche und Verwünschungen. Ihr Aerger wird nicht von langer Dauer gewesen sein, denn das Schiff brach schon auseinander, als wir es verließen. Es war eine böse Nacht, und kaum reichten unsere Kräfte hin, das Boot über Wasser zu halten. Nun, Sie wissen es ja am besten, wie bald das Wetter sich änderte, und da trieben wir im heißen Sonnenbrand auf der glatten See ohne einen Tropfen, um unsern Durst zu löschen, ohne Lebensmittel, um den Hunger zu stillen. Drei Tage kamen und vergingen, und wir waren auf dem Punkt, die Haifische zu unsern Erben einzusetzen, als ein Schiff uns zu Hülfe kam, uns aufnahm und auf Barbadoes landete. Mein lederner Gürtel war noch reich mit Gold versehen und so wurde es mir leicht, eine Ueberfahrt hierher zu bedingen. Ich hätte aber eher an meinen Tod geglaubt, als daß ich Sie hier wiederfinden sollte. Unser Glücksstern steht hoch am Himmel; hier, dies Glas auf eine baldige glänzende Unternehmung!"

Bei diesen letzten Worten Holcroft's ergriffen beide abermals ihre Gläser und leerten sie in hochfliegender Begeisterung.

Die zweite und die dritte Flasche Champagner tranken sie aus und bestiegen dann in sehr heiterer Stimmung das Fuhrwerk Harry's, welches sie schnell nach der Stadt zurückbrachte. Harry zahlte seine Rechnung in dem Hotel, wo er wohnte, und siedelte dann nach dem Gasthof über, in welchem Holcroft abgestiegen war. Die Weinlaune verflog bald und die beiden Abenteurer saßen, als die Sonne hinter den Tropenwäldern versank, auf dem kleinen Balkon vor Holcroft's Zimmer und ließen sich von der frischen Seeluft umspielen, die eben den Spiegel der Bai zu kräuseln begann.

„Nun aber, Holcroft, welche Aussichten haben wir auf baldige Thätigkeit?“ nahm Harry das Wort.

„Die Unternehmung, wegen welcher wir hierher kamen, ist uns entgangen, weil ich zu spät eintraf“, antwortete Holcroft. „Das Haus, welches das Schiff für mich zu einer Reise nach Afrika ausgerüstet hatte, konnte nicht länger warten und hat einen andern Kapitän an meine Stelle gesetzt. Augenblicklich ist nichts in der Luft, es wird aber nicht lange dauern, so macht man mir Anerbietungen, denn eine glücklichere Hand als die meinige hat noch niemals mit Wollköpfen gehandelt. Die Preise von Colonialwaaren sind sehr hoch, und das bestimmt den Werth der Neger. Wir dürfen es die Leute hier

aber nicht wissen lassen, daß wir um ein Geschäft verlegen sind, sonst bieten sie uns schlechte Bedingungen."

„Nun, wir können es ja vorläufig abwarten", fiel Harry ein. „Wenn nur die Weiber schöner wären, ich habe wahrhaftig noch kein wirklich schönes Mädchen gesehen."

„Ich werde Ihnen nach dem Abendessen doch so etwas von Tropenglut in einem Augenpaar lesen lassen, von dessen Eigenthümerin Sie sagen sollen, daß sie schön sei", nahm der Sklavenhändler wieder das Wort. „Es muß Alles in Einklang stehen. Zu einem brennenden Vulkan gehört eine dunkle Umgebung; die Nacht mit Blitzen und Wetterleuchten kann ebenso prächtig sein wie der Tag mit seinem Sonnenlicht. Uebrigens haben Sie Recht, Schönheiten gehören hier zu den Seltenheiten; die Rasse taugt nichts mehr, es muß neues Blut hineingebracht werden."

Am folgenden Morgen machten die beiden Glücksritter einen Spaziergang durch die Straße Direita, als Holcroft sagte:

„Wir wollen jetzt einmal nach dem Werfte gehen, um uns sehen zu lassen; dort wird eine Art von Börse gehalten und sämmtliche Unternehmer in Ebenholz (Neger) sind augenblicklich dort zu finden."

So wanderten sie Arm in Arm die Straße hinab

und über den Palastplatz nach dem Strande, wo sie bei der Landungsbrücke stehen blieben und ihre Aufmerksamkeit auf die neu angekommenen Fahrzeuge zu richten schienen. Holcroft's Blicke aber schossen verstohlen hin und her durch die Menschenmenge, welche hier versammelt war, und nach einigen Minuten sagte er zu seinem Gefährten:

„Sehen Sie sich nicht um, Williams! Wenn ich nicht irre, so kommt der Hauptagent für den Sklavenhandel hinter uns her, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn er ein Anerbieten für mich hätte.“

Darauf zeigte Holcroft mit dem Arm nach einem kleinen Schiffe hin, welches sich dem Werfte nahte und eben seine Segel einzog. Er sprach laut darüber und that gar nicht, als ob er den kleinen, alten, vertrockneten Herrn bemerke, der jetzt von der Seite auf ihn zu trat.

„Guten Morgen, Kapitän Holcroft! Ich habe Sie ja lange nicht gesehen und glaubte wirklich, Sie wären abgereist“, sagte der Alte mit grinsend freundlichem Lächeln und reichte dem Sklavenhändler die Hand.

„Noch nicht, aber morgen oder übermorgen werde ich mich nach Havanna einschiffen, von wo mir dringende Offerten gemacht sind. Erlauben Sie mir aber, Signor Salerio, Ihnen meinen Freund Kapitän Jones

vorzustellen", sagte Holcroft, indem er auf Harry zeigte, worauf dieser und der alte Brasilianer sich gegenseitig verneigten.

Nachdem die Beiden sich die Hand gedrückt hatten, nahm Salerio wieder das Wort: „Warum denn nach Havanna, wenn Sie hier vielleicht ein Engagement erhalten könnten?"

„Das Geschäft ist hier zu erbärmlich geworden. In Havanna bezahlt man seine Leute besser nach Qualität, hier benutzt man jeden Lump, wenn man ihn billig erhalten kann, und bedenkt nicht, welche Kapitalien man ihm anvertraut. Havanna ist der Platz für mich und meinen Freund hier", entgegnete Holcroft mit Bestimmtheit.

„Und wenn man nun hier Ihre Dienste ebenso anerkennen und belohnen würde wie in Havanna, warum dann dorthin gehen? Hören Sie, Kapitän Holcroft, ich suchte Sie gestern schon, ich habe ein Anerbieten für Sie; wenn Sie es annehmen wollen, sollen Sie in jeder Weise zufrieden gestellt werden. Nennen Sie mir Ihre Bedingungen für eine Reise nach der Küste von Afrika in einem Fahrzeuge, welches zwei- und dreihundert Neger faßt; ich bin beauftragt, Sie dafür zu engagiren."

„Allerdings, wenn Sie so reden, dann kann ich mir

die Reise nach Havanna ersparen", versetzte Holcroft. „Welches Schiff will man mir denn geben?"

„Es ist die Brigg Teresa, welche kürzlich beschädigt hier einlief und als seeuntüchtig condemnirt wurde. Aber, unter uns gesagt, dies geschah nur meinen Freunden zu Gefallen, damit dieselben das Fahrzeug um einen Spottpreis kaufen konnten; mit einer kleinen Ausbesserung ist es so gut, als wenn es eben vom Stapel käme und segeln kann es wie ein Falke. Dort unten liegt die Brigg, wenn Sie sich dieselbe ansehen wollen."

„Ich werde sie in Augenschein nehmen und Ihnen dann meine Antwort geben", erwiderte Holcroft.

„Sie finden mich in meiner Office", sagte Salerio, reichte dem Sklavenhändler die Hand und schritt davon, während Holcroft mit Harry an dem Werft hin die Richtung nach der bezeichneten Brigg einschlug.

„Ich für meinen Theil danke ganz gehorsamst dafür, mein Leben auf einem condemnirten Schiffe der See preiszugeben. Die letzte Schwimmpartie war gerade genug für mich", sagte Harry im Vorwärtsschreiten.

„Thorheit!" fiel Holcroft ihm in die Rede. „Sie werden sehen, daß die ganze Geschichte eine Betrügerei ist, für welche die Assecuranzcompagnien im Norden bezahlen müssen. Wir wollen uns aber selbst überzeugen."

Sie hatten bald die Brigg Teresa erreicht und fanden nach genauer vorsichtiger Untersuchung derselben, daß Don Salerio die Wahrheit gesagt und daß der Schaden, den das Schiff erlitten hatte, nur ein äußerer war, den man leicht wieder ausbessern konnte.

Darauf gingen sie in die Stadt zurück, der Sklavenhändler nach Salerio's Geschäftslokal und Harry nach dem Gasthause. Nach Verlauf von einer Stunde trat Holcroft mit den Worten zu Harry in das Zimmer:

„Nun, mein fliegender Kapitän Jones, sind Sie reisefertig? In acht Tagen müssen wir auf der blauen Tiefe schwimmen. Ich habe den Contract für dreißigtausend Dollars abgeschlossen, die man mir zahlt, wenn ich die Ladung Neger hier lande; Schiffsmannschaft, Waffen und Proviant werden mir geliefert, nur habe ich meinen fliegenden Kapitän selbst zu stellen. Ich zahle ihm achttausend Dollars für die Reise, und nun fragt es sich, ob Sie, mein lieber Williams, die Stelle annehmen wollen."

„Mit Freuden, Holcroft, und mit meinem besten Dank; ich werde meinem Lehrmeister Ehre zu machen suchen", entgegnete Harry, indem er in die ihm vom Sklavenhändler entgegengehaltene Hand einschlug.

Am folgenden Morgen schon war die Brigg Teresa aufs Trockene gelegt, um sie genau untersuchen und aus-

bessern zu lassen, wobei Holcroft sich von Zeit zu Zeit einfand und selbst die Arbeit überwachte und nachsah. Während das Schiff nun auf das vollkommenste für die Fahrt ausgerüstet wurde, ließen die Eigenthümer desselben, in deren Dienste Holcroft getreten war, alle nöthigen Schiffspapiere in zwei Exemplaren ausfertigen. Die einen lauteten für die Brigg Clara, Kapitän Jones, nach der Küste von Afrika bestimmt, um dort eine Ladung Palmöl, Hölzer, Goldstaub, Elfenbein u. dgl. einzunehmen und damit nach Boston zu segeln, welche Papiere von dem amerikanischen Consul in Rio unterzeichnet wurden. Die andern Exemplare ließen sie durch die brasilianischen Behörden für die Brigg Teresa, Kapitän Holcroft ausstellen, welche nach der Küste von Afrika zu fahren und von dort nach irgend einem Hafen Brasiliens zurückzukehren hatte.

Diese ganz verschieden lautenden Papiere wurden in zwei luft- und wasserdicht zu verschließende Blechbüchsen gethan, um gelegentlich bei einer Untersuchung des Schiffes durch einen Kreuzer die eine oder die andere an einem Strick in die See zu versenken.

Während Holcroft nun mit der Ausrüstung sehr beschäftigt war, benutzte Harry die Zeit bis zur Abreise, um seine gesammelten Lokalkenntnisse zu seiner Unterhaltung und seinem Vergnügen auszubeuten, und so ver-

strichen für beide die Tage außerordentlich schnell. Der letzte, den sie in der Kaiserstadt verleben sollten, neigte sich gleichfalls, beide leerten noch einmal den vollsten Freudenbecher, den Rio ihnen bieten konnte, und am folgenden Morgen mit dem Grauen des Tags sagten sie Brasilien Lebewohl und segelten mit der Brigg Teresa in den Ocean hinaus.

Viertes Kapitel.

Es war ein prächtiger Morgen, das Meer zeigte sich in seiner besten Laune und rollte seine schaumgekrönten Wogen wie krystallene Berge rauschend dahin, und die beiden Abenteurer saßen mit hochfahrenden Hoffnungen für das Gelingen ihrer Unternehmung beisammen auf dem Verdeck über der Kajüte und ließen ihre offene Brust von der erfrischenden Seeluft umspielen.

„Wenn wir nur Vorrath von Negern an der Küste finden, sodaß wir nicht zu lange in der Höllenglut zu verweilen brauchen, welche auf den engen, von Wald eingeschlossenen Buchten liegt; man wird dort von Mosquitos aufgefressen“, sagte Holcroft zu seinem Gefährten.

„Daran soll es wohl nicht fehlen“, entgegnete Harry, „denn wie ich hörte, ist der Sklavenhandel im vergangenen Jahre bedeutend gewesen, und der Verdienst, der dadurch jenen schwarzen Häuptlingen und Königen zugeflossen, hat sie sicher gereizt, in diesem Jahre ein noch besseres Geschäft zu machen.“

„Gerade aus diesem Grunde fürchte ich, daß die Neger rar sind. Das letzte Jahr hat Afrika nahe an dreimalhunderttausend Wollköpfe gekostet, wenn auch vielleicht kaum ein Sechstel dieser Zahl die Küste von Amerika erreicht hat. Die Sklavenhändler in Nord- und Südamerika schließen Contracte mit den Plantagenbesitzern ab, wonach sie denselben eine gewisse Anzahl Sklaven zu liefern haben. Sie senden ihre Schiffe nach Afrika, dieselben werden dort mit schwarzem Fleisch beladen und treten ihre Rückreise an. Fällt nun die Ladung in die Hände eines Kreuzers, oder wird sie bei Annäherung eines solchen schnell über Bord geworfen, um die Schiffsmannschaft vor dem Aufhängen zu bewahren, so befreit dies den Sklavenhändler in Amerika nicht von seinen eingegangenen Contracten mit den Pflanzern, er muß die bestimmte Zahl Neger liefern und einen neuen Versuch machen, solche sich zu verschaffen. Jetzt werden Kosten gespart, alte, zerbrechliche Schiffe werden benutzt, die Neger werden enger zusammengepackt, um mit demselben Geld die doppelte Zahl zu erhalten und dadurch den Verlust an der vorigen Ladung zu decken. Darum, je mehr Neger die Engländer und Spanier vor der Sklaverei in Amerika bewahren, um sie in ihren eigenen Colonien jahrelang als Sklaven arbeiten zu lassen und dann das schön klingende Wort „frei“

über sie auszusprechen, anstatt sie gleich bei Empfangnahme in ihr Vaterland zurückzubringen, desto mehr Neger werden von Afrika abgeholt, denn die Contracte müssen ausgeführt werden, koste es, was es wolle. Im letzten Jahre sind die Engländer sehr glücklich gewesen, und das ist die Ursache, daß in diesem Jahre das Geschäft mit aller Gewalt betrieben werden wird. Der Bedarf von fünfzigtausend Sklaven kann Afrika immer eine halbe Million Köpfe kosten, weil die Engländer nicht die Küsten bewachen, damit die Sklavenschiffe nicht auslaufen können, sondern weil sie ihnen weit draußen in dem Ocean auflauern, um ein gutes Geschäft dabei zu machen."

Hier unterbrach sich Holcroft in seiner Rede, um ein paar Züge aus seiner Cigarre zu thun, und fuhr dann fort:

„Sehen Sie, Williams, das nennt man im Großen und unter dem Scheine des Rechts, der gepriesenen Menschlichkeit auf Kosten seiner Mitmenschen leben, und wenn unsereins einmal ein gutes Geschäftchen macht, wobei er Witz und Talent entfaltet, dann schreit die ganze Welt Mordio, während man auf der andern Seite die Engländer noch hochpreist für die Humanität, daß sie sich für jeden gefangenen Neger fünfundzwanzig Dollars Kopfgeld berechnen, welches derselbe als Frei-

heitscandidat fern von seiner Heimat in einer englischen Colonie abverdienen muß, um nachher als freier Mann das Sklavenleben dort bis an sein Ende fortzuführen. Aber schauen Sie sich doch einmal nach Brasilien um, die schönen blauen Berge verschwimmen schon in dem Duft der Ferne."

„Ich wollte, wir steuerten mit voller Ladung schon wieder diesen Bergen entgegen", versetzte Harry, nach der Küste zurückblickend.

„Der Wunsch ist kein weiser, junger Freund", fiel Holcroft ein, „denn mit seiner Erfüllung hätten Sie schon so viele Monate mehr von Ihrer kurzen Lebenszeit hinter sich liegen. Man muß niemals die Zukunft herbeiwünschen und sich vorwärts sehnen, oder man versäumt die Gegenwart zu genießen, die einzig und allein einen wirklichen Werth für uns Menschen hat. Ich sehne mich nie nach einer spätern Zeit."

„Hoho, Freund Holcroft! Ich möchte wohl wissen, wonach Sie sich gesehnt haben, als Sie hungrig und durstig in dem Boote auf der See umhertrieben! Ich sollte denken, Sie hätten wohl nach der Zukunft verlangt. Ich wenigstens bekenne, daß ich während meines muntern Spazierritts durch das Meer auf meinem hölzernen Pferde, dem Bret, mich sehr nach einer Zukunft gesehnt habe, in der ich eine gut besetzte Tafel, eine Flasche Ma-

deira und nachher ein gutes Bett zu meiner Verfügung haben würde."

„Ganz recht!" lachte Holcroft auf. „Wenn einem das Feuer so sehr unter den Sohlen brennt, dann mag man schon etwas eilen, im gewöhnlichen Leben ist es aber nicht weise."

„Und wenn ich meine Weisheit noch so sehr dadurch an den Pranger stelle, so leugne ich es doch nicht ab, daß ich mich sehr nach dem Mittagsessen sehne, um den Champagner zu versuchen, den ich mitgenommen habe", fuhr Harry lachend fort.

„Warum nicht die Gegenwart nützen und den Champagner jetzt versuchen?" antwortete Holcroft und rief dem Kajütendiener zu, eine Flasche davon heraufzubringen.

Mit immer vollen Segeln und unter ungetrübtem blauen Himmel eilte die Teresa Woche auf Woche dahin, ohne ihren Curs zu ändern und ohne einem andern Fahrzeuge zu begegnen, bis plötzlich eines Morgens der wachthabende Matrose im Mastkorbe die Schiffsmannschaft aus ihrer nachlässigen Ruhe aufjagte und ein Segel im Süden anmeldete. Alle hefteten ihre Blicke spähend nach dem weißen Pünktchen, welches so eben am Horizont über der See auftauchte, und Holcroft sprang mit dem Fernrohr in der Hand nach dem Mast-

korb hinauf, um sich über den Charakter des Schiffes Sicherheit zu verschaffen. Nach wenigen Minuten schon hatte er dies gethan und stieg mit dem Rufe: „Ein englischer Kreuzer!“ eilig wieder auf das Verdeck herab.

„Wenn der Engländer uns anruft, um zu uns an Bord zu kommen, so müssen sich zehn Mann von Euch in ihre Betten verkriechen“, sagte Holcroft mit unveränderter Ruhe zu der ungewöhnlich zahlreichen Mannschaft und wandte sich dann scherzend mit den Worten zu Harry:

„Kapitän Jones, ich habe große Lust, Sie mit dem Commando über mein Schiff zu belästigen; solche ungebetene Gäste bewirthe ich nicht gern in eigener Person.“

„Ich werde mich sehr dadurch geschmeichelt fühlen, Kapitän Holcroft“, entgegnete Harry in gleicher Weise mit einer Verbeugung und folgte demselben in die Kajüte.

„Bleiben Sie nur ganz ruhig, wenn der Kerl an Bord kommt, lieber Williams“, sagte Holcroft, indem er die beiden Blechbüchsen mit den Schiffspapieren aus einem Koffer hervornahm.

„Seien Sie unbesorgt, Kapitän“, erwiderte Harry lächelnd, „ich werde meinen Posten gut ausfüllen.“

Die Büchse, welche die Papiere mit dem Schiffsnamen Teresa enthielt, wurde nun an ein Seil ge-

bunden, dessen anderes Ende hinten am Schiffe und zwar unter dem Wasserspiegel befestigt war. Nachdem Holcroft die Knoten des Seils nochmals betrachtet hatte, warf er die Büchse zum Fenster hinaus in die See, wo sie sofort versank. Dann nahm er die Papiere mit dem Namen Clara, Kapitän Jones, aus dem andern Blechverschluß und legte sie zum bevorstehenden Gebrauch in das Schreibpult, das auf dem Tische stand.

„So", sagte er, „nun mag der Bursche kommen, er wird die Clara auf gesetzlichem Wege finden. Streifen Sie jetzt aber Ihre Haut ab, Williams, und ziehen Sie den Kapitän Jones an, ich werde mich schnell zum Matrosen degradiren."

Nach wenigen Minuten hatte Harry die Seemannstracht angelegt, sein schön geordnetes Haar verwirrt, die glänzenden Locken aus seinem Bart gekämmt und statt seiner gewohnten vornehmen Haltung eine mehr nachläßige, gleichgültige angenommen.

„Ich habe die Ehre, Ihnen Ihren fliegenden Kapitän vorzustellen", sagte er, zu Holcroft tretend.

„Vortrefflich, wie er im Buche steht", entgegnete dieser lachend, indem er einen Matrosenhut aufsetzte. „Nun lassen Sie uns auf das Verdeck gehen und unsere Rollen spielen."

Dort trat Holcroft zu der Mannschaft, um ihr

noch weitere Verhaltungsbefehle zu ertheilen, und nahm dann das Fernglas wieder zur Hand, durch welches er den rasch näher kommenden Kreuzer nun fest beobachtete.

Nach einer Weile sagte er zu Harry, der neben ihm saß:

„Treten Sie hinauf auf das obere Verdeck, sodaß der Engländer Sie durch sein Glas als Kapitän befehlen sieht, und lassen Sie die amerikanische Flagge aufziehen, denn er hat so eben durch die seinige angezeigt, daß er uns zu sprechen wünscht."

Harry that, wie ihm Holcroft gesagt, und begleitete seine Befehle mit Hand- und Armbewegungen. Als die Flagge sich im Winde entfaltet hatte, wurden Segel eingenommen und die Brigg ein wenig in den Wind gebracht, sodaß sie, ohne vorwärts zu kommen, sich auf den Wellen schaukelte. Der Kreuzer kam jetzt rasch heran und nach Verlauf einer halben Stunde legte er sich in Schußweite neben die Brigg.

„Wo kommen Sie her?" rief ihm Harry jetzt mit kräftiger Stimme durch das Sprachrohr zu.

„Seiner Majestät Kutter Growler auf einer Beobachtungsfahrt!" antwortete der befehlende Offizier des Kreuzers und stieg dann in das Boot hinunter, welches während dieser Zeit in das Wasser hinabgelassen worden.

Nach einigen Minuten erreichte dasselbe die Brigg, der commandirende Lieutenant erstieg deren Verdeck.

Harry trat ihm höflich entgegen und sagte:

„Seien Sie willkommen auf der amerikanischen Brigg Clara, deren Kapitän ich bin; mein Name ist Jones.“

„Wohin bestimmt?“ fragte der Offizier gleichfalls höflich.

„Nach der Goldküste, um von da eine Ladung Elfenbein, Oel und Hölzer nach Boston zu bringen“, erwiderte Harry. „Wollen Sie meine Papiere nachsehen?“

„Es ist dies meine Pflicht, Kapitän Jones, ich bedauere aber sehr, wenn Ihnen mein Besuch unangenehm sein sollte“, entgegnete der Offizier mit Artigkeit.

„Keineswegs, Herr Lieutenant. Der Besuch eines wirklichen Gentleman kann mir nur angenehm und erfreulich sein. Ich bitte, treten Sie ein“, sagte Harry und ließ den Offizier vor sich her in die Kajüte treten. Dort nahm er die Papiere aus dem Pult, legte sie dem Engländer zur Einsicht vor und ließ dann eine Flasche Madeira und zwei Gläser bringen.

„Es ist gegen meine Instruction, hier etwas zu genießen, Kapitän Jones“, sagte der Offizier, auf den Wein schauend.

„Ich dachte, nachdem Sie mein Schiff untersucht

und dasselbe auf gesetzlichem Wege befunden hätten, würden Sie mir die Freude machen, zum Abschied und auf eine glückliche Reise ein Glas mit mir zu leeren. Doch will ich Sie nicht nöthigen", sagte Harry, die Flasche wieder aus der Hand setzend.

„Nun, es wird kein großes Verbrechen sein, mit einem so artigen Amerikaner, wie Sie es sind, zu trinken; ich nehme ein Glas Madeira an", versetzte der Engländer. Harry füllte die Gläser und beide leerten dieselben auf glückliche Reise.

„Ihre Papiere sind in Ordnung", sagte der Offizier dann, indem er dieselben zusammenlegte.

„So werde ich Ihnen nun die leeren Räume in meinem Schiffe zeigen", nahm Harry das Wort und rief zur Kajüte hinaus, daß man die Luken öffnen solle. Dann ließ er den Lieutenant wieder vor sich her auf das Verdeck hinaustreten, führte ihn an die Oeffnung, die in das untere Schiff zeigte, und sagte:

„Ist's gefällig hinabzusteigen?"

„Nein, nein, Kapitän Jones, es ist Alles in Ordnung, nur mußte ich die Form wahren. Ich bitte den kleinen Zeitverlust zu entschuldigen, den ich Ihnen verursacht habe. Nochmals glückliche Reise!" antwortete der Offizier und reichte Harry die Hand zum Abschied, dieser aber zog schnell eine Cigarrentasche aus dem

Rocke hervor, hielt sie dem ungebetenen Gaste hin und sagte:

„Eine Cigarre auf den Weg, Herr Lieutenant."

Derselbe bediente sich dankend, empfing von Harry Feuer und stieg dann mit den Worten in sein Boot hinab:

„Ich lebe der Hoffnung, Kapitän Jones, Ihnen auf Ihrer Rückreise wieder zu begegnen, was mir eine große Freude sein würde."

„Mir gleichfalls, Herr Lieutenant. Auf Wiedersehen!" rief ihm Harry, sich über die Brüstung neigend, zu und winkte ihm noch wiederholt seine Grüße nach.

Während der Engländer nach seinem Kutter zurückfuhr, waren die Segel des Sklavenschiffs wieder gefüllt, dasselbe in seinen Curs zurückgebracht, und mit aller Eile glitt es Woge auf Woge nieder von seinem Feinde hinweg.

„Bravo, Kapitän Jones!" rief Holcroft seinem fliegenden Kapitän lachend zu. „Sie haben Ihre Probe vortrefflich bestanden, ich lade mich aber nun bei Ihnen zu Gaste zu dem Weine, den Sie noch übrig gelassen haben. Wenn Seine Majestät nur immer so artige Leute zum Kreuzen aussenden wollte!"

Hiermit nahm er Harry beim Arm, schaute noch einmal in die Segel hinauf, rief dem Manne am

Steuer zu, dieselben steif gefüllt zu halten, und begab sich dann mit seinem jungen Freunde in die Kajüte, wo sie auf die Gesundheit und Leichtgläubigkeit des Engländers die angebrochene Flasche leerten.

Noch während mehrerer Tage schaukelte sich die Brigg der Küste immer näher und lief dann an einem frühen Morgen in eine zu beiden Seiten dicht bewaldete Bucht ein, an deren Ufern der Hauptsammelplatz für den Sklavenhandel war.

Kaum zeigte sich das Fahrzeug in der Bucht, als dessen Kapitän von beiden Ufern her durch viele schwarze Agenten der Sklavenbesitzer angerufen wurde, von denen ein jeder die besten und billigsten Neger zu verkaufen haben wollte. Bald darauf kamen sie in Booten herangefahren, um das Schiff zu besteigen. Holcroft aber wies sie zurück und versprach am folgenden Tage an das Land zu kommen, um ihre Waare in Augenschein zu nehmen.

Die geheimen, künstlich verborgenen Räume unter der Kajüte wurden jetzt geöffnet, acht Kanonen und eine große Zahl von Gewehren, Säbeln, Pistolen und Handäxten daraus hervorgenommen und Schiff und Mannschaft damit bewaffnet. Zugleich zog man die unter dem Ballast versteckten Faßstäbe heraus, um für die Ladung Menschen die nöthigen Wasserfässer daraus zusammen-

zustellen, und endlich holte man die Ketten und Handschellen aus den Verstecken hervor, um die Sklaven daran zu befestigen. Während des ganzen Abends umschwärmten die Agenten in ihren Booten das Schiff, um dem Kapitän Früchte, frisches Fleisch und andere Lebensmittel zu bringen und sich in dessen Gunst einander den Rang abzujagen.

Am folgenden Morgen begab sich Holcroft, von Harry und einigen bis an die Zähne bewaffneten Männern begleitet, an das Land, um die angepriesene Waare in Augenschein zu nehmen. In allen Richtungen lagen in dem Schatten der Bäume mehr oder weniger zahlreiche Gruppen von gefangenen Schwarzen beiderlei Geschlechts und verschiedenen Alters hingestreckt wie Schlachtvieh, welches von seinen Eigenthümern zum Verkauf ausgeboten wird. Sie waren vermittelst Baststricken in größerer oder geringerer Zahl an einander gebunden und schienen unter ihren Fesseln heftige Schmerzen zu leiden, denn sie zuckten oft mit den Gliedern und suchten die Knoten der Stricke zu lockern. Weh und Leid lag auf ihren schwarzen Gesichtern und ihre finstern, starren Blicke verriethen den Grad von Unglück, wo es kein tieferes gibt, wo jede Hoffnung aufgehört hat. Die größere Zahl von ihnen schien in ihr gräßliches Schicksal ergeben zu sein und nur hier und dort flammte noch

ein Auge in unterdrückter Wuth, in wilder Verzweiflung auf.

Die Agenten, denen die Gefangenen zum Verkauf übergeben waren, drängten sich zu Holcroft heran und jeder derselben wollte seine Waare zuerst verkaufen. Sie ließen die Sklaven aufstehen oder peitschten sie auf, wenn sie nicht gleich ihrem Befehle folgten, und priesen dann bei den Männern deren kräftige Muskeln und starke Knochen, bei den Weibern deren volle üppige Formen und schlanke, geschmeidige Gestalten.

Holcroft ging, ohne zu kaufen, von einem Lager zum andern, um die Forderungen der Agenten noch mehr herunter zu drücken, bis sie auf den Durchschnittspreis von zwanzig Dollars für das Stück herabgekommen waren. Dann begann er auszuwählen, ließ den gekauften Sklaven die Stricke abnehmen und dagegen die weniger schmerzhaften Handschellen anlegen und ließ sie in Zügen von zehn Stück an einander gekettet nach der Brigg treiben. In deren untern Räumen wurden sie nun neben einander an die Wände oder an den Fußboden festgeschlossen, sodaß jeder Platz benutzt wurde. Sechs Tage lang dauerte der Handel, denn täglich kamen neue Züge von Gefangenen zum Verkauf an, am siebenten Tage aber war die Brigg mit zweihundert und achtzig Sklaven beladen, der höchsten Zahl, die das Schiff zu

fassen vermochte. Während dieser Zeit war für die Reise hinreichend Wasser eingenommen worden, Früchte waren in Massen auf dem Verdeck untergebracht und Alles stand zur Abreise in Bereitschaft. Die Sonnenhitze war trotz des über dem Verdeck aufgespannten Segeltuchs fast unerträglich, entsetzlich aber die Glut in den untern Räumen des Schiffes, wo die vielen Menschen zusammengedrängt saßen und wohin keine Bewegung der Luft gelangen konnte. Das Stöhnen und Wehklagen der Gefangenen war herzzerreißend, dennoch blieb Holcroft noch während des ganzen Tages in der Bucht liegen, und erst als die Abenddämmerung einbrach, lichtete er die Anker und trieb in die See hinaus. Alle Luken und Luftlöcher wurden geöffnet, sodaß der Seewind in das Schiff eindringen konnte, dessenungeachtet fand man am folgenden Morgen drei Negerinnen infolge der großen Hitze entseelt an ihren Ketten liegen.

Alle Segel, welche die Brigg tragen konnte, waren jetzt aufgezogen, die Kanonen geladen und die Mannschaft zu einem Kampfe auf Tod und Leben vorbereitet.

„Der fliegende Kapitän hat jetzt ausregiert", sagte Holcroft zu seinem Zögling. „Und wenn Ihr Freund, der Engländer, uns wieder begegnet, so wird ihm Kapitän Holcroft statt der amerikanischen Flagge die blutrothe Fahne der Sklavenhändler und Piraten zeigen.

Mit dem Durchlügen ist es vorbei, jetzt heißt es durchgefochten. Dies ist die Seite des Sklavenhandels, die mich reizt und mich immer wieder in denselben hineingezogen hat; mit voller Ladung den Ocean zu durchziehen und jeder Gewalt offen die Stirn zu bieten, darin liegt für mich Begeisterung und Poesie."

„Offen gestanden, Holcroft, ist mir die andere Seite bei weitem interessanter, und ich hoffe, daß mein Freund und seine Kameraden uns mit ihrem angenehmen Besuch verschonen werden. Es wäre doch kein Spaß, wenn sie uns in den Grund bohrten", entgegnete Harry und ließ seinen Blick um den Horizont wandern.

Die Hoffnung Harry's sollte in Erfüllung gehen, denn Woche auf Woche verstrich, ohne daß sich ein Segel zeigte, und kaum war ein Monat verflossen, als die Brigg sich nur noch wenige Tagereisen von der Küste Brasiliens befand.

Die Sklaven hatten sich nach und nach in ihre Lage gefunden und wurden des Morgens und des Abends in Abtheilungen auf das Verdeck gelassen, damit sie die erfrischende Seeluft genießen sollten. Nur einzelnen von ihnen, die immer noch bösen Willen gezeigt hatten, war diese Gunst vorenthalten worden. Unter ihnen befand sich ein ungewöhnlich schöner junger Mann von athletischem Körperbau und stolzer Haltung, der nie-

mals ein Zeichen von Freundlichkeit und Fügsamkeit gegeben hatte. Er war ein mächtiger Häuptling in seinem Vaterlande gewesen, weshalb man ihm auf dem Schiffe den Namen Fürst gegeben hatte.

Es war an dem Abend, als die Ufer Brasiliens zuerst aus dem Meere auftauchten und die Sonne in ihrem Purpur hinter ihnen versinken wollte, da sagte Holcroft zu dem ersten Steuermann:

„Laßt den Fürst doch einmal heraufkommen, damit er seine neue Heimat sieht; ihr Anblick stimmt ihn vielleicht freundlicher.“

Wenige Minuten später trat der schöne Mann aus der Luke hervor auf das Verdeck. Er stand hoch aufgerichtet und ließ seinen Blick über das Meer schweifen, als Holcroft ihm zurief und nach dem Lande hinzeigte. Der Schwarze folgte mit seinen großen schwarzen Augen der Richtung, schlug stolz die Arme unter, daß die Ketten rasselten, trat festen Schritts an die Brüstung und sprang in hohem Bogen über dieselbe hinaus. Gerade und aufrecht mit untergeschlagenen Armen, wie er gestanden hatte, schoß er hinab in das Meer, um nie wieder aufzutauchen.

Die Männer, die zugesprungen waren, um ihn zurückzuhalten, standen sprachlos da und schauten auf die See hinab, und einige Minuten verstrichen, ohne daß

ein Wort, ein Laut auf dem Verdeck hörbar wurde, dann sagte Holcroft:

„Ein stolzer Bursche, wahrhaftig! Ich würde dasselbe gethan haben!"

„Schade um ihn", bemerkte Harry, „er war ein bildschöner Mann!"

Am folgenden Morgen waren die Berge bei Rio Janeiro deutlich zu erkennen, und Holcroft gab nun dem Schiffe eine mehr südliche Richtung, in welcher er mit vollen Segeln dem Lande zusteuerte. Gegen Mittag schon lief die Brigg südlich von der Kaiserstadt in eine Bucht ein, welche sich eine Meile weit in das Land erstreckte und in deren Mitte sie vor Anker gelegt wurde. Holcroft spähte während einiger Stunden vergebens nach dem Ufer hin, um Salerio dort erscheinen zu sehen, bis derselbe sich endlich mit seinen Leuten zeigte, und nun wurden sofort Anstalten gemacht, die Ladung an das Land zu bringen. Die Boote wurden ausgesetzt, die Sklaven in Abtheilungen an einander gekettet in die Kähne geführt und mit aller Eile an das Ufer gerudert, wo Salerio sie in Empfang nahm.

Schon versank die Sonne hinter den Bergen, als sämmtliche Sklaven, welche die Fahrt überlebt hatten, zweihundertundsechzig an der Zahl, gelandet waren und durch Salerio weiter in das Innere getrieben wur-

den. Holcroft mit Harry und sämmtlicher Mannschaft hatte gleichfalls das Ufer erreicht, er sandte aber einige von seinen Leuten nach der Brigg zurück, um mit ihr jeden Nachweis von dem gelungenen Geschäfte zu vernichten. Nach Verlauf von einer Viertelstunde schlugen die Flammen aus dem Schiffe hervor, und bald stand auf der glatten dunkeln Flut eine hohe Feuersäule, die prasselnd zum Himmel aufwirbelte und sich tief in dem Wasser spiegelte. Auch das Boot, in welchem die Matrosen an das Land zurückkehrten, wurde versenkt, und dann trat die ganze Mannschaft ihre Wanderung nach der Hauptstadt an, während Holcroft und Harry ihr auf den Pferden voraneilten, die Salerio für sie zurückgelassen hatte.

Die beiden Glücksritter bezogen ein Hotel, in welchem sie nicht gekannt waren, und empfingen am folgenden Tage die volle bedungene Zahlung dafür, daß sie zweihundertsechzig Menschen der Heimat gewaltsam entführt und sie auf fremder Erde ewiger Knechtschaft und großem Elend überliefert hatten.

Sie vermieden es, sich öffentlich zu zeigen, um nicht als Offiziere der Brigg Teresa erkannt zu werden, welche noch nicht von ihrer Reise zurückgekehrt war, weshalb sie auch die erste sich darbietende Gelegenheit, Brasilien zu verlassen, benutzten und sich nach Mexico einschifften.

Es war gegen das Ende des Monats October im Jahre 1832, als Holcroft und Harry Williams zwischen der von Meereswogen umspülten Felsenfeste San-Juan de Ulloa und der alten Stadt Veracruz vor Anker gingen und sich nach der breiten Hafentreppe hinüberrudern ließen. Es mußte etwas für das mexicanische Volk Wichtiges und Erfreuliches geschehen sein, denn von den hohen Zinnen der Feste, von den Thürmen und Kuppeln der Stadt und von den Balkonen und Dächern der Häuser wehten die mexicanischen Farben in tausend Flaggen in der frischen Abendluft, welche von dem Meere her über die Küste zog. Kaum hatten die beiden Reisenden die Treppe erstiegen und schritten dem Zollgebäude zu über den mit Menschen gefüllten Platz, als sie nach allen Seiten hin jubelnde Vivas für den Helden Santa-Anna ertönen hörten.

General Antonio Lopez de Santa-Anna, der schon im Jahre 1821 in den Freiheitskämpfen Mexicos gegen die spanische Herrschaft als General focht, der 1823 den Kaiser Iturbide stürzte und 1829 unter Guerrero zum Kriegsminister und Oberbefehlshaber des Heeres ernannt wurde, hatte sich gegen den Präsidenten General Bustamente empört, dessen Truppen vor wenigen Tagen aufs Haupt geschlagen und nach seinem Triumphzug in die Stadt Mexico Don Manuel Gomez

Pedrazza auf den Präsidentenstuhl gesetzt. Er hatte schon lange Zeit mit dieser höchsten Stelle geliebäugelt und alle dahin führenden Wege eingeschlagen, doch war er ihr immer noch nicht näher gekommen, obgleich ihn das Volk als einen Gott der Schlachten feierte. Bustamente und dessen Anhänger waren seine gefährlichsten Widersacher auf seinem Wege zum Präsidentenstuhle, darum mußte derselbe fallen und der unbedeutende Pedrazza für die nur noch kurze Regierungsperiode dessen Stelle einnehmen. Die neue Präsidentenwahl stand in wenigen Monaten bevor, und Santa-Anna's Partei in dem Volke hatte sich durch diese seine neuen Siege bedeutend vergrößert, weil Bustamente sich durch Strenge, Ungerechtigkeiten und Soldatenherrschaft sehr viele Feinde gemacht hatte.

Die Nachricht von den gewonnenen Schlachten und dem Umsturz der Regierung ging wie ein Lauffeuer durch das ganze Land und wurde allenthalben mit Jubel und mit Vivas für den Sieger Santa-Anna begrüßt.

Die sämmtliche Bevölkerung von Veracruz schien in Bewegung zu sein, und alle Straßen und alle Plätze wogten von freudig aufgeregten Menschenmassen.

Veracruz, die vergnügungslose Geschäftsstadt in der ungesunden, baumlosen Sandebene, war aber nicht der Ort

für Holcroft noch für Harry; die alte Kaiserstadt Mexico zu sehen, waren sie gekommen. Sie deponirten darum am folgenden Morgen ihr Geld bei einem angesehenen amerikanischen Hause, ließen sich Creditbriefe nach der Hauptstadt geben und verließen mit der Post noch am selbigen Tage die Stadt.

Mit schwellender Erwartung der hohen Genüsse, die ihnen zu Theil werden würden, warfen sie am Abend des folgenden Tags von den Bergen, die das Thal von Tenochtitlan umschließen, den ersten Blick auf die schöne alte Stadt Mexico und versetzten sich in Gedanken schon in die tausend Lustbarkeiten, die ihrer dort harrten.

Die Postkutsche lieferte sie im Vorüberfahren vor einem der ersten Hotels der Stadt ab und der Wirth desselben, dem sie mittheilten, daß sie nur zu ihrem Vergnügen die Reise hierher gemacht hätten und längere Zeit hier zu verweilen gedächten, empfing sie mit großer Aufmerksamkeit.

Sie hatten sich in ihrer Rechnung in Bezug auf Belustigungen nicht geirrt, denn die ganze Stadt schien augenblicklich ein großer Vergnügungsort zu sein; die Häuser waren mit Fahnen und Teppichen geschmückt, abends wurden sie mit Lampen und Transparents erleuchtet, Fest- und Tanzmusik verhallten weder Tag

noch Nacht und deren lustige Weisen mischten sich mit dem Geprassel von Feuerwerken und dem Donner von Geschützen. Santa-Anna, der siegreiche Held war es, dem zu Ehren die Stadt ihr Festkleid angelegt hatte, den zu feiern die Bevölkerung sich dem Taumel von Lustbarkeiten hingab.

Santa-Anna war ein kluger, berechnender Mann. Wo er auch erschien, es geschah immer im höchsten Glanze, umgeben von seinem mit Gold überladenen Stabe, damit seine Vertraulichkeit, seine Freundlichkeit, womit er sich auch dem geringsten Bürger nahte und sich mit ihm unterhielt, so viel höhern Werth erhielten und einen um so dauerndern und begeisterndern Eindruck hinterließen. Wenn abends in dem Theater die seidenen Vorhänge seiner Loge aufflogen und er von seinen Adjutanten begleitet unter dem stürmischen Jubelgruß der versammelten Menge eintrat, schritt er sogleich an die Brüstung vor, verneigte sich nach dem Parterre hinab und dann erst erwiderte er mit vornehmer Höflichkeit den Gruß der Nobleza im ersten Range. Abends bei den Promenaden in der Alameda, wo er von den Großen des Reichs umringt erschien, rief er oftmals einen vorübergehenden Bürger an, reichte ihm die Hand, blieb in traulicher Unterhaltung bei ihm stehen und ließ seine stolzen Begleiter auf sich warten. Nur in den Dom

zur Frühmesse ging er allein und zwar im einfachen, ungeschmückten Waffenrocke und zeigte dort die tiefste Demuth und Unterwürfigkeit. Aber auch nur in der Kirche konnte er erscheinen, ohne von dem Volke umringt und mit den lautesten, begeistertsten Vivas begrüßt zu werden.

Fünftes Kapitel.

Der Tag neigte sich, als Holcroft und Harry Williams Toilette gemacht hatten, ihr Hotel verließen und sich nach der Alameda begaben, um dort die vornehme und schöne Welt der Hauptstadt Mexicos in vollem Glanze zu sehen.

Sie erreichten das eiserne Gitterthor dieser öffentlichen, mit Parkanlagen und Springbrunnen gezierten Promenade und mäßigten gleich beim Eintreten in dieselbe ihre Schritte, überrascht von dem prächtigen Schauspiel, welches sich ihren Blicken darbot. Die Vornehmen und Reichen Mexicos durchzogen lustwandelnd die saubern Wege der Alameda, und die reiche strahlende Toilette der Damen zeigte, daß eine festliche Veranlassung sie hierher geführt hatte. Man erwartete Santa-Anna. In Seide rauschend, von luftigen Spitzengewändern umwogt, mit der reizenden, malerischen Basquina angethan und mit Diamanten und Perlen geschmückt, zogen sie dahin, die schönen Frauen und Mädchen, heute mit offe-

nem Visir; denn zurückgeworfen waren ihre Mantillen und enthüllten den Zauber ihres reichsten Schmucks, ihrer schwarzen Augen. Leicht und elastisch wiegten sie sich auf ihren wunderbar zierlichen Füßen, geschmeidig war jede Bewegung ihres üppig schönen Körpers, und das Fächerspiel in ihren kleinen Händen entfaltete seine höchste Beredtsamkeit. Wie ein Gewinde von Blumen des sonnedurchglühten Tropenlandes schwebte der Strom dieser reizenden Nachkommen der Altspanier durch den Park, und zwischen ihnen hervor prunkten die glänzenden Uniformen vieler der Helden, die unter Santa-Anna gefochten hatten. Doch waren unter den anwesenden Männern auch alle andern Stände und namentlich die Geistlichkeit zahlreich vertreten. Je mehr die Sonne sich zu den westlichen Gebirgen hinabsenkte, je feuriger die eisigen Spitzen der beiden Vulkane im Süden erglühten, um so zahlreicher wurde die Menge, die hier sich spazierend bewegte oder auf den Ruheplätzen sich niedergelassen hatte.

„Das ist ein anderes Bild, Holcroft, als das in der Bucht an der afrikanischen Küste; es erinnert an Neuorleans, und ich weiß wahrlich nicht, ob diese Mexicanerinnen unsern Creolinnen von Louisiana nicht den Rang streitig machen“, sagte Harry lebhaft erregt, als er mit seinem Gefährten zwischen dem bunten Gewoge hinschritt.

„Sie sind schön und reizend, wie ich es Ihnen ja oft sagte; wild und unbändig in ihrer Leidenschaft, sei es Liebe, sei es Haß; unsere Creolinnen aber sind edler und schöner, und die stillere Glut ihrer Gefühle ist tiefer und dauernder", entgegnete Holcroft.

„Sehen Sie nur, wie sie gehen, wie ihre Augen umherblitzen, wie ihre Fächer schwirren und wie sie sich schmiegen und biegen! Beim Himmel, sie sind reizend", fuhr Harry in wachsender Begeisterung fort und sah bald hier, bald dorthin nach den vorüberwandelnden Damen, deren Aufmerksamkeit die beiden fremden Gestalten nicht entgingen.

Namentlich war es die unleugbar elegante Erscheinung des schönen Harry, welche die Blicke der Mexicanerinnen auf sich zog und diese häufig ihr Fächerspiel nach ihm hin richten ließ.

Plötzlich erschallten an dem andern Ende des Parks laute Vivas, der Name Santa-Anna ging von Mund zu Mund und der Menschenstrom richtete sich ihm entgegen.

Ein großer, schöner Mann mit rabenschwarzem Haar und dunklen, mit durchdringendem Blick um sich schauenden Augen kam in prächtiger Uniform, die Brust mit Orden bedeckt und von vielen hohen Offizieren begleitet, durch die Anlagen herangeschritten, und Alles trat zur

Seite und verneigte sich tief vor ihm. Seine Haltung war stolz und gebietend und doch freundlich und höflich, und wie er vorwärts schritt, erwiderte er links und rechts die Artigkeiten, die man ihm entgegenbrachte. Dieser Mann war Santa-Anna, der Held so vieler Schlachten, der Liebling des mexicanischen Volks und, wie er sich selbst nannte, der Napoleon Amerikas.

Harry und Holcroft waren ihm gleichfalls entgegengegangen und kamen in seine Nähe in dem Augenblick, als er auf eine reich gekleidete hohe Frauengestalt zutrat, sich mit großer Höflichkeit vor ihr verneigte und ihr augenscheinlich einige Schmeichelworte sagte, denn die Dame erhob drohend ihren Fächer und schien ihm scherzend Vorwürfe darüber zu machen, indem sie zugleich auf einen ältlichen kleinen Herrn deutete, der mit entblößtem Haupte neben ihr stand und gleichfalls so eben dem Kriegsgott seine Huldigung in tiefster Ehrerbietung dargebracht hatte.

Noch ein zweiter Begleiter befand sich an der andern Seite der Dame, welcher sich auch höflich vor Santa-Anna verneigt hatte, wenn auch weniger unterwürfig in seiner Haltung als der ältliche Herr. Er war im schwarzen Frack und trug den runden Hut und sehr weiße Wäsche, drei Hauptbedingungen in der Toilette des amerikanischen Gentleman.

„Wer sind die beiden Herren, die mit dem General sprachen?“ fragte Harry einen jungen Mann, der neben ihm stand und gleichfalls die Gruppe betrachtete.

„Der Alte ist der Graf Don Ventura Romero, ein Mitglied des Staatsraths, und die Dame ist seine Frau. Der andere Herr aber ist der amerikanische Consul hier, Herr Murphy“, antwortete der junge Mann, und Harry dankte ihm für die Auskunft.

Jetzt verabschiedete Santa-Anna sich bei der Gräfin, grüßte ihre Begleiter und setzte seinen Spaziergang fort, da wandte sich jene nochmals nach ihm um, und im Vorübergleiten blieb ihr Blick auf Harry haften. Mit sichtbarer Ueberraschung schaute sie ihn an, ihre großen schwarzen Augen blitzten für einen Moment ihm entgegen, dann entfaltete sie den Fächer und entzog ihr schönes Antlitz dem aufflammenden Blick Harry's.

„Haben Sie es bemerkt, Holcroft, wie sie hierher sah?“ sagte er mit halblauter Stimme und erfaßte seines Gefährten Arm.

„Langsam, langsam, junger Mann! Wenn Sie bei jedem solchen Blick so auflodern wollen, so verbrennen Sie, ehe die Nacht einbricht“, entgegnete Holcroft mit seiner gewohnten Ruhe. „Das ist hier Weibersitte, aber durchaus noch keine Auszeichnung. Uebrigens, schön war

die Frau, das ist wahr. Sehen Sie nur, welche vornehme, prächtige Gestalt sie ist!"

„Ich muß sie kennen lernen. Morgen mache ich Murphy meinen Besuch, er soll mich ihr vorstellen, denn sie ist das schönste Weib, welches meine Augen je gesehen", sagte Harry in stürmischer Bewegung und zog Holcroft am Arme mit sich fort der Gräfin nach.

„Lassen Sie uns langsam gehen, am Ende des Wegs wird sie umkehren und uns dann begegnen", versetzte Holcroft und mäßigte seine Schritte.

Wie er es vorausgesagt, so geschah es. Als die Frau das Ausgangsthor der Alameda erreichte, blieb sie stehen und überredete ihre Begleiter, noch einen Gang mit ihr durch den Park zu machen, worauf sie sich umwandten und auf demselben Wege zurückkehrten.

Ihre Unterhaltung mit dem Consul an ihrer rechten Seite war jetzt außerordentlich lebhaft, ihr ganzer biegsamer Körper schien durch graziöse Bewegungen Theil daran zu nehmen, der Fächer flog bald auf, bald zu und die Blitze ihrer Augen trafen Harry häufiger, je näher sie ihm kam.

„Sie sind ein eisiger Nordländer, an dem unsere Tropensonne umsonst ihre Glut verschwendet", sagte sie zu dem Consul im Vorüberschreiten an Harry und ließ ihren Feuerblick, auf diesen gerichtet, in wollüstiger

Ermattung unter den sinkenden langen schwarzen Wimpern ersterben.

„Das Weib könnte mich wahnsinnig machen", stieß Harry mit flüsternder Stimme heraus, indem er den Arm seines Begleiters krampfhaft an sich drückte und über die Schulter nach ihr zurückschaute. Sie hatte den Griff ihres Fächers dicht an ihr Antlitz gehoben und Harry begegnete in dem kleinen Spiegel an demselben abermals ihrem großen schwarzen Auge.

„Die Frau ist wunderbar schön", sagte Holcroft, „und sie scheint sich wirklich für meinen hübschen jungen Freund zu interessiren. Glück auf! Nur vergessen Sie nicht, daß man in diesem Lande den Dolch vortrefflich zu führen weiß."

„Lassen Sie uns umkehren und ihr folgen!" bat Harry und blieb stehen.

„Wenn Sie Ihnen wirklich eine Auszeichnung zugedacht hat, so würde Ihr Nachfolgen ihr nicht angenehm sein. Sie müssen den Weibern immer zeigen, daß Sie den Schein meiden und daß ihre Geheimnisse sicher bei Ihnen bewahrt sind", entgegnete Holcroft belehrend.

„Sie kommt uns aber aus den Augen, wenn wir nicht schneller gehen."

„Thut nichts. Sie weiß recht gut, daß ihr Blick gezündet hat, und will sie Ihnen noch einmal begegnen,

so wird sie schon umkehren. Ich glaube es aber nicht", versetzte Holcroft, und er hatte Recht gehabt, denn vergebens suchte Harry nach ihr unter der wandelnden Menge; sie war verschwunden.

Am folgenden Tage fuhr Harry in einer Staatscarrosse bei dem amerikanischen Consul, Herrn Murphy vor und wurde mit Artigkeit von demselben empfangen. Er theilte ihm mit, daß der Stammsitz seiner Vorfahren in Tennessee gelegen wäre, daß er aber, von den großen Vorzügen des schönen Texas angelockt, sich dort angesiedelt habe und daß er der Hoffnung lebe, bald den amerikanischen Adler seine Flügel über dies gesegnete Land ausbreiten zu sehen.

„Das ist ein Wunsch, der jeden guten Amerikaner beseelen muß, Herr Williams, den man hier im Lande jedoch nicht laut werden lassen darf; seien Sie ja vorsichtig in Ihren Aeußerungen. Santa-Anna hält eine strenge Polizei."

„Ich sah Sie gestern Abend in der Alameda im Gespräch mit ihm und bedauerte, daß ich Ihnen noch keinen Besuch gemacht hatte, sonst würde ich Sie gebeten haben, mich dem General vorzustellen", bemerkte Harry.

„Das kann dieser Tage geschehen, denn er besucht regelmäßig die Alameda, und ich mache dort an jedem Abend meine Promenade."

„Da ich den Winter hier zuzubringen gedenke, so würde ich Ihnen auch sehr dankbar sein, wenn Sie mich gelegentlich mit einer und der andern angesehenen Persönlichkeit bekannt machen wollten. Ich mache eine Ausnahme von unsern Landsleuten im Allgemeinen und liebe es, mich in Formen zu bewegen.“

„Sie haben ganz Recht, Herr Williams“, entgegnete der Consul; „der Amerikaner liebt zu sehr das „I don't care“, und dies hat mich in meiner Stellung schon oft in recht große Verlegenheit gebracht. Um so angenehmer ist es mir, meinen Freunden hier einen meiner Landsleute vorstellen zu können, der diesem allgemein bekannten Fehler der Amerikaner widerspricht. Gestern Abend schon fragte mich nach Ihnen eine sehr interessante geistreiche Dame, die Gräfin Romero. Wir gingen einige Male an Ihnen vorüber. Wer war der Herr, der Sie begleitete?“

„Gleichfalls ein Landsmann, mit dem ich im Postwagen von Veracruz hierher bekannt wurde; einer von jenen, die sich nicht geniren können. Er heißt, glaube ich, Holcroft.“

„Holcroft? Holcroft? Wenn ich mich recht besinne, stand einmal ein Holcroft als Pirat vor dem Gerichte in Neuyork, er log sich aber durch. Kommen Sie jedenfalls diesen Abend wieder nach der Alameda, da

werde ich die Gelegenheit wahrnehmen, Sie einem oder dem Andern vorzustellen."

Harry erwähnte der Gräfin Romero nicht, sondern wollte es in der Hoffnung, daß sie an diesem Abend wieder auf der Promenade erscheinen würde, einer passenden Gelegenheit überlassen, mit ihr bekannt zu werden, und mit glühender Erwartung dieses Augenblicks kehrte er in das Hotel zurück und eilte zu Holcroft in dessen Zimmer.

„Mein Glücksstern ist im Aufgehen". sagte er zu ihm, indem er vor den Spiegel trat und mit der Hand durch sein Lockenhaar fuhr. „Meine Schöne hat sich gestern bei Murphy erkundigt, wer ich sei, und heute Abend werde ich mit ihm die Alameda besuchen; hoffentlich erscheint auch die Gräfin wieder auf der Promerade."

„Nochmals Glück auf, nur nehmen Sie sich in Acht, diese Mexicaner sind etwas eifersüchtig", entgegnete der Sklavenhändler warnend.

„Sie haben es mich ja gelehrt, zu wagen", entgegnete Harry lachend und fuhr dann, seinen Castorhut mit dem Aermel seines Rockes glättend, fort:

„Ich fürchte, Holcroft, unsere Neigungen werden uns jetzt wieder wie früher in Neuorleans nach verschiedenen Richtungen ziehen, denn ich beabsichtige die Kreise der höhern Gesellschaft hier zu besuchen, die für Sie keinen

Reiz haben. Wir wollen unsern Liebhabereien keine Gewalt anthun, da aber zusammen genießen, wo dieselben uns zusammenführen."

„Das versteht sich von selbst, Williams", entgegnete Holcroft. „Ich glaube aber, daß Sie eher meinen Wegen folgen werden, als ich den ihrigen. Ich will heute Abend einmal mein Glück im Spiel gegen das dieser Mexicaner messen; sie sollen nicht ungeschickt darin sein, doch glaube ich, sie noch etwas lehren zu können. Sie spielen leidenschaftlich und übersehen dabei leicht die Gewandtheit eines ruhigen Gegners."

Mit großer Ungeduld erwartete Harry diesen Abend. Er hatte schon lange, ehe die Sonne sich neigte, aufs sorgfältigste seine Toilette beendet und dabei namentlich auf sein Haar und seinen Bart alle Aufmerksamkeit verwandt. Wiederholt trat er vor den bis auf den Fußboden reichenden Wandspiegel, betrachtete sich darin von allen Seiten, zog seinen Frack glatt um seine schlanke Taille und ordnete die Schleife des leicht um seinen Nacken geschlungenen seidenen Tuchs.

Endlich sank die Sonne zu den Gebirgen hinab. Harry setzte seinen Biber mit einer leichten Seitenneigung auf seine glänzenden Locken, nahm die weißseidenen Handschuhe von dem Tische und eilte nun mit Flügelschritten nach der Alameda hin. Es war noch zu

früh, die Wege waren noch leer, nur hier und dort im Schatten der Bäume hatten sich einzelne Besucher auf den Ruhesitzen niedergelassen und die Blumenverkäuferinnen wählten eben an den Wegen ihre Plätze und ordneten in den großen, aus Palmblättern geflochtenen Wannen die prächtigen Sträuße, die sie zum Verkauf bieten wollten. Harry wandelte mit seinen Hoffnungsgedanken langsam durch den Park hin und her und ließ sich zuletzt unweit des großen Springbrunnens auf einer Steinbank nieder, von welchem Platze aus er einen großen Theil der Promenade übersehen konnte. Kurz vor dem Versinken der Sonne begannen von allen Seiten Spazierende in die Alameda einzutreten, und deren Wege füllten sich rasch. Harry verweilte allein auf der Bank und wurde der Gegenstand der Betrachtung manches schönen Augenpaars, und mancher feurige Blick, mancher Fächergruß fand verstohlen seinen Weg zu ihm. So viel Schönheit und Grazie aber auch an ihm vorüberzog, so hatte er doch augenblicklich kein Gefühl dafür, die hohe reizende Gestalt der Gräfin und ihre Zauberaugen standen zu lebendig vor seiner Erinnerung. Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter und der Consul Murphy, der sich ihm von hinten genaht hatte, wünschte ihm guten Abend.

„Ich hatte mich an jener Seite nach Ihnen umge-

schaut, da sah ich Sie hier sitzen und freue mich, Sie gefunden zu haben, Herr Williams", sagte er, indem er Harry die Hand reichte. „Nun lassen Sie uns ein wenig gehen und zwar diesen Weg gegen den Hauptstrom, dann sehen wir am schnellsten, wer von Bekannten hier ist."

„Ich schätze es als ein großes Glück für mich, in Ihnen, Herr Consul, einen so liebenswürdigen Landsmann gefunden zu haben, da ich außer meinen Creditbriefen keine Empfehlung mit hierher brachte. Apropos, ehe mir ein Anderer zuvorkommt, machen Sie mir das Vergnügen, morgen bei mir zu Mittag zu speisen. Leider kann ich Ihnen noch keine weitere Gesellschaft bieten als die meinige, mit der Zeit aber hoffe ich einen ausgewählten Bekanntenkreis um mich zu sammeln."

Diese Worte richtete Harry mit der ihm eigenen vornehmen Höflichkeit an seinen neuen Bekannten, worauf dieser ihm mit einer Verbeugung erwiderte:

„Sehr gern, Herr Williams, Sie sind mir aber mit der Einladung auf morgen zuvorgekommen; ich selbst wollte mir die Ehre von Ihnen erbitten. So müssen Sie mir denn die Freude machen, diesen Abend bei mir zuzubringen."

Harry nahm gleichfalls die Einladung an, gab Murphy dann seinen Arm und nun schritten sie zusammen

dem Wandelzuge entgegen. Während des Gehens nannte der Consul die Namen der hervorragenden Persönlichkeiten, welchen sie begegneten, und fügte kurze Umrisse ihrer Verhältnisse und Stellungen bei. Man grüßte ihn häufig sehr freundlich, er redete aber Niemand an, sondern ging nur grüßend vorüber.

„Wenn ich nicht irre, kommt dort die Gräfin Romero, die Dame, welche sich gestern nach Ihnen erkundigte“, sagte Murphy plötzlich, in die Ferne spähend. „Ich werde Sie ihr vorstellen, und wie ich hoffe, zu Ihrer beiderseitigen Zufriedenheit; sie kann äußerst liebenswürdig sein.“

Harry murmelte etwas wie: „Sehr dankbar, sehr angenehm“ und folgte dabei dem Blick seines Begleiters, bis er selbst unter den vielen sich nahenden Damen die schlanke Gestalt der Gräfin erkannte. Schon von weitem bemerkte er, daß ihr Blick ihn entdeckt hatte, und sichtbar bewegt schritt sie nach wenigen Augenblicken an der Seite ihres Gatten auf den Consul zu.

„So ist mein Hoffen erfüllt“, sagte die Condesa mit klangvoller, lieblich tönender Stimme zu Murphy, indem sie sich mit aller Grazie verneigte und ihn durch das Senken ihres Fächers begrüßte, zugleich aber sich mit Blick und Bewegung etwas seitwärts zu Harry hinwandte. „Ich habe wirklich darauf gehofft, Sie wieder

hier zu treffen, weil es mir gestern nicht gelang, Sie Ihrer ernsten Stimmung zu entreißen, und weil ich so sehr gern noch einen zweiten Versuch dazu machen wollte."

„Sie sollen heute mit mir zufrieden sein, Condesa; mein junger Begleiter hier wird mir dabei behülflich sein", entgegnete der Consul, sich lächelnd verbeugend, zeigte auf Harry und fuhr fort: „Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Herrn Williams, einen Plantagenbesitzer aus Texas, vorstelle. Condesa Donna Laodice Romero", sagte er dann zu Harry.

Dieser sowie die Gräfin verneigten sich gegenseitig, ihre Blicke hielten einander gefesselt und beiden schoß das Blut in die Wangen; doch Murphy entzog Harry dem Zauberbann der schönen Frau, indem er ihn nun auch mit deren Gemahl, dem Conde Don Ventura Romero, bekannt machte.

„Es ist mir sehr erfreulich, Sie kennen zu lernen, Herr Williams", sagte der Graf. „Werden Sie längere Zeit bei uns verweilen?"

„Ich gedenke den Winter hier zuzubringen. Wie wäre es auch möglich, sich von so viel Schönem, so viel Reizendem, wie Mexico bietet, bald wieder zu trennen!" entgegnete Harry mit einem aufflammenden Seitenblick nach der Condesa.

„Es ist wohl nur der Reiz der Neuheit, der Sie hier erfreut, Herr Williams, denn Texas soll ja der Blumengarten unseres Reichs sein", nahm die Gräfin das Wort und hielt, unter ihren langen, schwarzen Wimpern hervorschauend, ihren schwärmerisch glühenden Blick auf Harry's glänzende blaue Augen geheftet.

„Ein Blumengarten allerdings, aber ein wilder, in dem die Natur sich noch nicht veredelt hat. Solche Himmelsblüten, wie sie hier dem Auge strahlen, habe ich früher nie gesehen", entgegnete Harry, den schönen Augen der Gräfin feurig begegnend.

„Auf Ihrem Wege hierher haben Sie doch nur wenig von unserer Flora gesehen, wenn Sie mich aber gelegentlich auf meinem Landsitze beehren wollen, Herr Williams, so werde ich Ihnen wirklich sehr schöne Blumen zeigen", fiel der Graf ein und wandte sich dann zu Murphy, der im Begriff gewesen war, eine Frage an ihn zu richten.

„Vielleicht gefallen Ihnen aber unsere, wie Sie sagen, veredelten Blumen bei näherer Bekanntschaft weniger als Ihre wilden Naturkinder in Texas, und Ihre Sehnsucht nach diesen würde Sie eiligst zu ihnen zurückführen", fuhr die Gräfin mit noch wärmerem Blick und gedämpfter Stimme fort, indem sie mit Harry ihrem Gatten und dem Consul nachschritt.

„Solcher Zauber läßt keinen freien Willen, er fesselt unbedingt und macht zum glücklichsten Sklaven“, antwortete Harry noch leiser und sah der Gräfin noch fester in die Augen.

Diese schlug sie aber nieder, entfaltete ihren glänzenden Fächer vor ihrem Antlitz und that einige Schritte zögernd, wodurch die Entfernung von ihrem Gemahl vergrößert wurde, dann richtete sie ihre Augen mit allem Liebreiz wieder auf Harry und sagte:

„Fürchten Sie sich nicht vor solchen Ketten? Die spanischen Blumen beanspruchen ungetheilte Aufmerksamkeit.“

„Die Ketten, die ein Engel schmiedet, sind unzerreißbar und beseligend, und der Glückliche, der sie trägt, wird sich nimmer nach Freiheit sehnen, denn er würde ja seinen Himmel verlassen müssen“, antwortete Harry mit halblauter Stimme, während die Aufregung, die sich seiner bemächtigte, sich in seinen Augen spiegelte.

„Herr Williams, Herr Williams“, versetzte die Condesa mit einem Glutblick und drohte lächelnd mit dem Fächer, dann folgte sie eilig ihrem Gemahl und sagte, denselben einholend:

„Sie vergessen in Ihrer Unterhaltung ganz, daß Sie mit einer Dame promeniren, meine Herren; ich kann Ihnen ja kaum folgen.“

In diesem Augenblick bogen sie um eine Gebüschgruppe und standen vor Santa-Anna. Sie traten überrascht zur Seite und verneigten sich, um ihn vorüberziehen zu lassen, er aber schritt mit einer grüßenden Handbewegung auf die Gräfin zu, faßte dann, sich verbeugend, an seinen Federhut und sagte:

„Die eine Sonne ist verschwunden, um der andern die Herrschaft zu lassen; ich habe mich nach ihren Strahlen gesehnt, schöne Condesa."

„Vor der Sonne Mexicos, Eure Herrlichkeit, muß jede andere verbleichen, und dem Kriegsgott ergab sich Venus selbst", antwortete die Gräfin mit einer graziösen Bewegung ihrer Hand gegen den Feldherrn und verneigte sich vor ihm.

„Nicht doch, Eure Erlaucht, der Gefangene, der Besiegte war der Kriegsgott. Selbst ein Gott kann dem Zauber höchster weiblicher Schönheit nicht widerstehen", versetzte Santa-Anna, indem er seine Rechte auf sein Herz legte und sich tief vor der Gräfin verbeugte. Dann wandte er sich freundlich zu dem Grafen und zu dem Consul und bemerkte jetzt erst, daß Harry mit zu ihrer Gesellschaft zähle.

„Wer ist der schöne junge Mann, der mit der Condesa spricht?" fragte er die beiden Herren, worauf Murphy erwiderte:

„Ein reicher Baumwollenpflanzer aus Texas; erlauben mir Eure Herrlichkeit, Ihnen denselben vorzustellen?“

„Wird mir sehr angenehm sein, Herr Consul“, entgegnete Santa-Anna und wandte sich zu Harry, den Murphy aus seiner Unterhaltung mit der Gräfin zog und ihn als Herrn Williams aus Texas dem General vorführte.

„Sie sind geborener Amerikaner, Herr Williams?“ hob Santa-Anna nach gegenseitiger Begrüßung an.

„Und zwar in Tennessee geboren, Eure Herrlichkeit“, antwortete Harry mit freundlicher Höflichkeit.

„Die Einwanderung der Amerikaner in Texas hat in den letzten Jahren sehr zugenommen und viele äußerst tüchtige Männer haben sich dort niedergelassen. Wenn das amerikanische Element sich nur leichter mit dem mexicanischen verbinden wollte, sie bleiben aber immer wie Wasser und Oel geschieden. Wie ich höre, sollen in den östlichen Gegenden, wo viele Amerikaner wohnen, die Mexicaner weggezogen sein.“

„Das mag wohl mehr seinen Grund in der Verschiedenheit ihrer Beschäftigung finden, Eure Herrlichkeit. Die Mexicaner in Texas haben immer von der Viehzucht gelebt und nur für ihren Bedarf Brodstoff gebaut, während der Amerikaner mehr Ackerwirthschaft

treibt und durch seine Felder die Weideplätze der Mexicaner unterbricht.

„Wie ist die Stimmung der amerikanischen Bevölkerung von Texas gegen die hiesige Regierung?“ fuhr Santa-Anna fort und hielt seinen Blick auf Harry geheftet.

„Sehr unzufrieden mit Bustamente; die Nachricht von dessen Fall wird dort noch größern Jubel hervorrufen als hier, und die Begeisterung für den Sieger, den Helden Santa-Anna wird von Texas aus durch die ganzen Vereinigten Staaten widerhallen“, antwortete Harry mit einer Verbeugung.

„Es freut mich, etwas gethan zu haben, was in dieser Provinz Beifall finden wird, ich habe mich immer sehr für sie interessirt und werde stets ihr Wohl im Auge halten. Uebrigens ist Texas von der Natur zur Viehzucht bestimmt, denn die ganze nördliche Hälfte Amerikas hat solche reiche, ewig grüne Weiden nicht aufzuweisen wie dieses Land.“

„Dagegen muß ich Eurer Herrlichkeit aber bemerken, daß auch kein anderer Theil dieses Landes so reichen, unerschöpflichen, ergiebigen Boden neben so fruchtbarem, namentlich so gesundem Klima besitzt, und daß kein Land auf der ganzen Erde so vorzügliche Baumwolle erzeugt wie Texas. Hätte es die Arbeitskräfte,

welche den Vereinigten Staaten zu Gebote stehen, so würde es in kurzer Zeit der reichste Staat auf diesem Continent sein."

„Sie verstehen unter Arbeitskräften die Sklaven. Sklaverei aber, dieser Fluch, der auf Nordamerika lastet und der ihm zum Verderben werden wird, ist Gott Lob aus unserm Reich verbannt und soll nie, solange ich mitzureden habe, über unsere Schwelle treten. Ich weiß recht gut, daß die amerikanischen Ansiedler in Texas große Mengen von farbigen Arbeitern nach dort gebracht haben, wenn dieselben aber Sklaven bleiben, so ist es ihr eigener Wille, denn nach unsern Gesetzen sind sie frei, sobald sie den Fuß auf mexicanische Erde gesetzt haben."

„Ich stimme den Grundsätzen Eurer Herrlichkeit in Bezug auf Sklaverei aus innigster Ueberzeugung bei, ich halte sie für ein verbrecherisches, den Menschen herabwürdigendes und brandmarkendes Institut", sagte Harry mit anscheinend tiefster Entrüstung und fügte noch hinzu: „Wenn wir in Texas nur so glücklich wären, von den Millionen arbeitender Indianer, die hier im Innern des Landes wohnen, einen Theil nach unserer Provinz übersiedeln zu können, denn die, welche unser Land durchstreifen, sind wilde Kannibalen, die dem Fortschreiten unserer Cultur einen gewaltigen Damm entgegenstellen."

„Unsere nordöstlichen Staaten leiden ebenso viel durch diese Indianer und ich werde es mir zur Hauptaufgabe machen, unsere Grenzen gegen dieses Gesindel zu schützen, sobald unsere innern Zustände geregelt sind und meine Stimme bei der Regierung unseres Reichs mehr Gewicht hat; zu viele Köpfe zersplittern ihre Kraft."

Diese letzten Worte sagte Santa-Anna halb vor sich hin, als ob ihn für den Augenblick ein mächtiger Gedanke der Gegenwart entzöge.

„Diese Zeit wird hoffentlich nicht fern sein, Eure Herrlichkeit; die neue Präsidentenwahl steht nahe bevor", fiel Harry mit schmeichelndem Tone ein.

„Sollte man mir die Ehre erzeigen, so werde ich mich des reichen, schönen Texas ganz besonders annehmen. Wann reisen Sie nach dort zurück?"

„In nicht langer Zeit", antwortete Harry mit gedämpfter Stimme und warf einen Blick nach der Gräfin, als fürchte er, daß diese seine Worte vernehmen möchte.

„So werden Sie vor der Wahl wieder dort sein und können meine Absichten bekannt machen", versetzte Santa-Anna und fügte, sich gegen Harry verneigend, noch hinzu:

„Es wird mir angenehm sein, Sie in meiner Wohnung zu begrüßen."

Dann verabschiedete er sich von der Gräfin und

deren Gemahl, reichte dem Consul vertraulich die Hand und schritt zu den Offizieren zurück, die seiner in einiger Entfernung harrten.

„Unser zukünftiger Herrscher war ja äußerst liebenswürdig gegen Sie, Herr Williams“, sagte die Condesa, wieder an Harry's Seite tretend. „Er ist ein großer Mann, den der Himmel unserm Lande als rettenden Engel gesandt hat; nur ein solcher Kopf, ein solcher Arm kann uns vor einer Pöbelherrschaft bewahren. Er ist aus alter guter Familie und weiß den Werth zu schätzen, den der Adel für ein Land hat.“

„Herr Williams“, wandte sich jetzt der Graf zu Harry um, „unser gemeinschaftlicher Freund, der Herr Consul, ist so freundlich und will uns das Vergnügen Ihrer Gesellschaft an diesem Abend mit genießen lassen, wenn Sie mit ihm denselben bei uns verbringen wollen.“

„Ich bin der reiche Gewinner bei dieser Aenderung und fühle mich sehr geehrt und beglückt durch Ihre Güte, Herr Graf“, erwiderte Harry mit großer Höflichkeit. „Ehe ich aber die Einladung annehmen kann, muß ich von der Frau Gräfin hören, ob auch sie ihre Zustimmung dazu gibt.“

„Unverhoffte Freude macht stumm“, entgegnete die Condesa mit wonnigem Lächeln, „sonst würde ich der Bitte meines Gemahls die meinige beigefügt haben;

jetzt bitte ich Sie, Herr Williams, unser Haus zu Ihrer Heimat zu machen. Rechnen Sie diese Worte nicht als spanische Form, sondern betrachten Sie dieselben als wirklich so gemeint. Je öfter Sie von dieser unbegrenzten Einladung Gebrauch machen, um so dankbarer werden wir, mein Gemahl und ich, Ihnen sein."

Der Graf stimmte den Worten seiner Gattin bei und schlug nun mit dem Consul den Weg nach dem Ausgang aus der Alameda ein, während die Gräfin mit Harry an ihrer Seite in einiger Entfernung folgte.

„Zürnen Sie mir auch nicht darüber, daß ich die Veranlassung zu der Einladung gab?" fragte die Condesa mit süßem Tone ihren jungen Begleiter.

„Ich würde Ihnen selbst dann nicht zürnen können, wenn Sie mir die Seligkeit Ihrer Huld wieder entziehen wollten; es würde mich aber endlos unglücklich machen", erwiderte Harry mit bittendem Tone.

„Ich laufe größere Gefahr, eine Freude wieder zu verlieren, die ich mir vielleicht nur durch diese Huld verschaffte und welche zu erhalten die Kräfte mir fehlen", sagte die Gräfin mit halblauter, weicher Stimme und sah mit allem Zauber ihrer Augen zu Harry auf.

Im Vorübergehen an den vielen Lustwandelnden in der Alameda wurden sie fortwährend der Gegenstand großer Aufmerksamkeit und Alles schaute neugierig dem

interessanten jungen Fremden nach, der sich so eifrig mit der vornehmen schönen Condesa unterhielt.

Harry und der Consul verbrachten einen äußerst angenehmen Abend bei Romeros, der Graf zeigte sich als liebenswürdiger Wirth, und die Gräfin bot Alles auf, ihren Gästen die Zeit angenehm zu vertreiben; sie würzte die Unterhaltung, indem sie ihrem Gatten und dem Consul in Allem das Widerspiel hielt, bekämpfte beide mit Scherz und Witz und rief Harry oft für sich in die Schranken. Auch ließ sie ihre Harfe bringen und spielte und sang zur Bewunderung und zum Entzücken aller. In ihrer allgemeinen Bemühung aber, die Männer zu erheitern, versäumte sie nicht, durch Ton, Blick und Bewegung Harry auszuzeichnen und das in ihm hervorgerufene Interesse für ihre Person noch mehr zu beleben. Glühend fühlte er jeden Blitz ihrer Augen seine Glieder durchzucken, wie himmlische Musik traf ihn der Ton ihrer süßen, klangreichen Stimme, und träumend verließ er das Palais, träumend von dem Glücke, welches so hohe Schönheit, so bezaubernde Liebenswürdigkeit zu spenden im Stande sein würde.

Harry machte von der unbeschränkten Einladung der Gräfin Gebrauch und besuchte täglich ihr Haus. Bei diesen Besuchen behandelte ihn der Graf mit großer Zuvorkommenheit und Freundlichkeit, und das Benehmen

der Condesa gegen ihn wurde immer vertrauter, immer wärmer, aber auch immer weniger unbefangen und immer ernster. Oft verstummte sie plötzlich in munterem Gespräch und sah gedankenvoll vor sich nieder, oder ihr Blick heftete sich in stiller Glut für Augenblicke starr auf Harry's Gestalt, dann brach sie aber mit um so größerer Lebendigkeit wieder das Schweigen und suchte in wilder Heiterkeit den Ernst zu verbergen, der sie übermannt hatte.

Sechstes Kapitel.

Harry war der stete Begleiter der Gräfin abends in der Alameda, an welchen Spaziergängen sich der Consul Murphy häufig betheiligte und dann gleichfalls mit nach deren Wohnung ging.

So begab es sich auch an einem schönen Abend, daß er mit ihnen und mit dem Grafen die Promenade verließ, und das helle Mondlicht hatte das letzte Roth am Himmel verdrängt, als sie das Palais Romero erreichten und in dessen kühlen, geräumigen Corridor eintraten.

An der breiten Marmortreppe blieb der Graf stehen, um die Gräfin und Harry vorangehen zu lassen, worauf er mit Murphy folgte.

Sie traten im ersten Stock in den hellerleuchteten Salon ein und ließen sich unter dem blitzenden Kronleuchter um den Marmortisch in Armsesseln nieder. Die Gräfin hatte die Basquina und die Mantille abgelegt und das schwarze Spitzentuch von ihrem zarten Nacken

entfernt, sodaß auf dessen enthülltem Schnee das Diamantenkreuz mit der gräflichen Krone im Scheine der Lichter funkelte und blitzte. Doch das tiefglühende Feuer ihrer dunkeln überschatteten Augen ließ die Juwelen vor Harry's Blicken erbleichen, und mit magischer Kraft von den Reizen der schönen Frau gefesselt, vergaß er, was um ihn vorging. Er hatte es kaum bemerkt, als ein Diener Obst und Wein auf den Tisch trug, und sah denselben nicht, als er neben ihn trat und ihm Fruchtcrême anbot. Mit strahlendem Blick weckte die Gräfin ihn aus seiner Versunkenheit, indem sie ihm selbst eine Schale mit Crême reichte und sagte:

„Von mir, Herr Williams, müssen Sie schon etwas annehmen, auch wenn es nicht so schmackhaft sein sollte, wie Sie es in Ihrem schönen Texas gewohnt sind."

Harry's Leidenschaft steigerte sich von Minute zu Minute, es lief ihm wie Fieberglut durch die Adern und seine sonst so geläufige Rede wurde immer wortkarger; um so lebendiger aber führte die Condesa die Unterhaltung mit Worten, mit Blicken und mit dem Fächer; Harry's Versinken in ihren Anblick folgte sie mit Entzücken und es schien, als wolle sie ihm keinen andern Gedanken lassen als den an sie selbst. Bald blitzten ihre ganz geöffneten Augen mit wildem Feuer ihm entgegen, bald sanken deren lange Wimpern und

ließen ihren Blick in sehnsüchtigem Verlangen nach ihm hinüberschwärmen, bald wieder lächelten sie ihm liebreizend zu. Rauschend umschwirrte der glänzende Fächer ihr edles, bleiches Antlitz und trieb den Lufthauch spielend durch die glänzenden Locken ihres Raabenhaars. Alle ihre Bewegungen waren leicht und natürlich und doch wie berechnet, denn oft fiel der weite Spitzenärmel zurück und entblößte ihren schön gerundeten Arm, dann wieder ließ ein leichtes zufälliges Vorneigen die Fülle ihrer Formen ahnen und oftmals stahl sich ihr reizender kleiner Fuß aus dem Faltenwurf ihres Gewandes hervor und verrieth die üppig schwellende Fortsetzung ihres feinen Knöchels.

Von Zeit zu Zeit aber wandte sich die Gräfin auch zu dem Consul, warf ihm scherzend vor, daß er seine ganze Aufmerksamkeit der Unterhaltung mit dem Grafen widme und darüber sie vernachlässige, und bemerkte, daß sie es sehr ungalant finde, in Gesellschaft einer Dame politische Themata zum Gegenstande des Gesprächs zu machen.

„Wir werden uns diesem höchst gerechten Vorwurf dadurch entziehen, daß wir uns hinaus auf den Balkon setzen", fiel der Graf, gleichfalls scherzend, ihr in das Wort, stand auf und reichte dem Consul eine Cigarre. Dann bot er auch Harry eine solche an, die dieser jedoch mit Dank zurückwies.

„So lassen Sie uns dem Beispiel der beiden Staatsmänner folgen, Herr Williams, und uns ebenfalls in das Freie hinausbegeben; die Luft ist erquickend und labend“, sagte die Gräfin sich erhebend, winkte ihrem Gatten und Murphy mit ihrem Fächer einen Gruß zu und geleitete Harry nun in das zur Linken anstoßende Zimmer, um nach dem Mirador, dem kleinen, zweisitzigen Balkon vor dessen Glasthür, zu gehen, während die beiden Männer an der andern Seite den Salon verließen und sich gleichfalls auf einen solchen Altan verfügten.

Das Gemach zur Linken erhielt nur ein mattes Licht aus dem Salon und von der Balkonthür, durch welche der bleiche Schimmer des Mondes eindrang. Als die Condesa mit ihrem liebeglühenden Begleiter in dasselbe eingetreten war, verstummten sie beide und verzögerten ihre Schritte. Sie hatten die Glasthür erreicht und standen neben einander, um hinauszutreten, als es Harry wie ein elektrischer Schlag durchzuckte, denn er fühlte seine Hand von der weichen Linken der Gräfin leise ergriffen. Die Flammen der Leidenschaft umloderten seine Sinne, mit beiden Händen erfaßte er die Hand, hob sie bebend an seine Lippen und stand regungslos da, als wolle er die Glut, die ihn durchwogte, auf den zarten Fingern der reizenden Frau ausströmen lassen. Diese aber neigte sich zu ihm hin und barg ihr schönes

Haupt an seiner Brust. Wie wenn der zündende Funke in eine Mine gefallen, so brachen die letzten Bande, welche den Sturm in Harry's Gefühlen noch gefesselt hielten, seine Arme schlangen sich um den schlanken Leib der Condesa, er preßte sie krampfhaft an sein Herz und in glühendem Kusse brannten ihre Lippen aufeinander. Jede Rücksicht, jede Gefahr war vergessen, ihre Herzen zitterten, ihre Pulse rasten und Minuten seliger Erstarrung waren verflogen, als die Gräfin sich aus Harry's Umarmung wand, ihre Locken zurückstrich und seine Hand in ihrer Linken haltend auf den Balkon hinaustrat. Das bunte Leinendach, welches sich über dem Altan bis auf dessen Geländer herab wölbte, hüllte denselben in traulich des Halbdunkel, denn der Mond stand schon hoch am Himmel.

„Es ist geschehen! Ich habe gethan, was ich nicht lassen konnte — ich bin Dein, Geliebter!" sagte die Condesa mit unsicherer, halblauter Stimme und sank wie erschöpft in den Sessel nieder, während Harry in dem andern Stuhl Platz nahm. Wie von der plötzlichen Aufregung überwältigt, hatten beide für einige Minuten keine Worte, nur der Druck ihrer noch bebenden Hände, der unbeweglich in Wonne an einander gefesselte Blick ihrer Augen und zitternde, tiefe Athemzüge gaben ihren überwogenden Gefühlen noch Ausdruck.

Die Gräfin hatte sich mehr und mehr dem nach ihr hingebeugten Harry genähert und sagte dann, ihm sehnsüchtig in die Augen schauend:

„So liebst Du mich wirklich, Harry?"

„Dein, Dein für die Ewigkeit mit Leib und Seele!" stammelte er flüsternd hervor und zog die Hand der Frau wieder an seine Lippen.

„So schwöre mir Treue, Harry, unverbrüchliche Treue! Ein spanisches Herz muß allein besitzen", fuhr die Condesa ebenso leidenschaftlich hingerissen fort und legte ihre beiden Hände um die seinige.

„Treu bis in den Tod, ich schwöre es, Du himmlisches Wesen!" antwortete Harry und zog die Gräfin noch näher zu sich heran, doch diese neigte sich wieder in ihren Sessel zurück und sagte:

„So höre mich, Geliebter! Unser Bund muß der Welt tief verborgen bleiben, soll unser Glück nicht zu Grabe gehen. Bei dem Monde schwöre ich es Dir, daß meine Liebe für Dich mein erstes Unrecht ist und mein einziges bleiben soll, welches ich gegen meinen Gatten begehe; sie war stärker als ich, als mein Wille, als meine Tugend. Das Unrecht wird aber schwerer, wenn es das Glück meines Gemahls trübt. Das darf, das soll nicht geschehen, darum sei vorsichtig mit Wort und Blick, damit Du uns nicht verräthst. Es fällt in keiner Weise

auf, daß Du uns häufig besuchst, es fällt auch nicht auf, daß Du mir den Hof machst, denn der Welt gegenüber bin ich immer besser gewesen als mein Ruf, und der Graf ist stolz auf meine Treue und lacht meiner Galane. Er muß sein Glück, seinen Stolz behalten, doch ich kann ohne mein Glück, ohne Deine treue Liebe nicht leben."

„Ewig, ewig, Laodice, ist sie Dein!" flüsterte Harry.

„Ich werde es veranlassen", fuhr die Condesa fort, „daß wir hinaus nach unserm Landsitz ziehen, dort droht uns weniger Gefahr und winkt uns mehr Seligkeit. Dem Grafen wird mein Vorschlag sehr erwünscht sein, denn er ist gern auf dem Lande und zog nur auf meine Bitte in die Stadt. War es eine Ahnung von meinem Glück, welche mich hierher führte?"

„Es war mein guter Stern, der Dich leitete, der Dich hierher kommen ließ, um mir des Himmels Seligkeit zu geben", fiel Harry ein.

„Und sie mich in Deinen Armen, an Deinem Herzen finden zu lassen", sagte die Gräfin, warf sich ihm an die Brust und schlang, seine Lippen auf den ihrigen empfangend, ihre Lilienarme um seinen Nacken. Im nächsten Augenblick aber fiel sie wieder in ihren Stuhl zurück und flüsterte: „Wir wollen an das Geländer vortreten, damit Romero und der Consul uns sehen können.

Diese zwischen ihnen und uns aus der Mauer hervorragenden Säulen sind unserer Liebe wegen geschaffen."

Dann standen beide auf, traten an die Balustrade vor und schauten, sich auf dieselbe stützend in die Straße hinab. Die Gräfin sprach laut, lachte und scherzte, und sah wiederholt seitwärts von den Säulen hin nach dem Balkon an der andern Seite des Palais, auf welchem der Graf und Murphy noch ruhig saßen und den Rauch ihrer Cigarren in dem Mondlicht aufwirbeln ließen.

„Sie sind noch tief in ihre Unterhaltung versunken", sagte die Gräfin, noch einen Blick nach dem andern Balkon werfend, trat dann mit den Worten: „Mein Harry, mein Geliebter!" in die Glasthür zurück, hielt ihm ihre Hände entgegen und sank nun abermals an seine Brust.

In Wonne und Lust verstrich ihnen die Zeit zu schnell, denn bald erkannte die Gräfin, daß der Consul sich verabschieden wollte, sie ordnete schnell ihre Locken, öffnete ihren Fächer und schritt mit Harry an ihrer Seite in den Salon zurück, wo ihnen die beiden Männer entgegenkamen.

„Ich hoffe, daß unserm Vaterlande viel Heil aus Ihrer Berathung erwachsen möge", sagte die Condesa scherzend zu dem Consul, als derselbe sich ihr empfahl, und wandte sich dann in demselben Tone zu Harry,

indem sie fortfuhr: „Und Ihnen, Herr Williams, meinen besten Dank dafür, daß Sie sich meiner so ritterlich in meiner Verlassenheit annahmen. Sie vergessen uns morgen doch nicht?“

Von Liebe und Glück berauscht, kehrte Harry in sein Hotel zurück, fand aber Holcroft dort noch nicht angelangt, derselbe hielt spätere Stunden. Am folgenden Morgen, als er mit ihm frühstückte, theilte er ihm mit, daß er Santa-Anna heute seinen Besuch machen wolle und daß er den gestrigen Abend wieder bei der schönen Gräfin verbracht habe, verschwieg ihm aber das Verhältniß, in welches er zu ihr getreten war.

Holcroft erzählte ihm, daß das Glück und seine Geschicklichkeit ihn beim Spiel in vergangener Nacht begünstigt hätten und daß er einige Tausend Dollars gewonnen habe.

Harry machte nun an diesem Morgen Santa-Anna seine Aufwartung und wurde äußerst artig von ihm empfangen. Derselbe unterhielt sich lange Zeit mit ihm über die Verhältnisse von Texas, bemerkte, daß der abgesetzte Präsident Bustamente diese Provinz als ein Bollwerk gegen die vergrößerungssüchtigen Vereinigten Staaten betrachtet und darum der Einwanderung der Amerikaner alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt habe, daß er, Santa-Anna, dieselbe aber nach allen

Kräften begünstigen wolle in der Hoffnung, daß sich das amerikanische Element mit dem mexicanischen vermischen und ein thatkräftiges, hochherziges Volk daraus hervorgehen werde. Er hoffte schließlich, Harry während seines Aufenthalts in Mexico oft bei sich zu sehen, und entließ ihn auf das freundlichste und huldvollste.

Die Kreise der vornehmen Gesellschaft der Hauptstadt waren für Harry geöffnet, in dem Hause Romero machte er fast täglich neue Bekanntschaften, und es verging kein Tag, ohne daß ihm Einladungen zu Theil geworden wären. Er folgte jedoch keiner derselben, wenn er nicht von der Gräfin Romero wußte, daß auch sie dort erscheinen würde; geschah dies, so war Harry auch an ihrer Seite, um sich ausschließlich ihrem Dienste zu widmen, und bald galt er allenthalben für ihren erklärten Liebhaber. Und groß war der Neid der Damenwelt gegen die Condesa über den Besitz dieses schönen, liebenswürdigen jungen Galans, der in Texas so reiche Besitzungen haben sollte. Er war täglich bei Romeros im Hause und gewann sich durch sein artiges, vornehmes Wesen bald die aufrichtige Zuneigung des Grafen, der in den Aufmerksamkeiten Harry's gegen seine Gattin nur das feine Benehmen des Gentleman erkannte und den es erfreute, dieselbe, von andern Damen beneidet, mit ihm glänzen zu sehen.

Romero's Stellung im Staatsdienste beanspruchte täglich einen Theil seiner Zeit, und es war ihm angenehm, daß die Gräfin in Harry einen Begleiter bei ihren Wegen, Besuchen und Spazierfahrten hatte, über den sie jederzeit verfügen konnte.

Der Vorschlag der Condesa, auf das Landgut zu ziehen, war dem Grafen sehr erwünscht, denn dasselbe lag nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, sodaß sein Aufenthalt dort sich sehr gut mit seinem Dienste vertrug, und da er an Garten und Feld und überhaupt an der freien Natur seine Freude hatte, so machte er sofort Anstalten zur Uebersiedelung auf seinen Landsitz. Der Vorbereitungen dazu bedurfte es nicht viele, denn die dortigen Einrichtungen waren vollständig, und da die Gräfin ihrem Gatten noch keine Familie geschenkt hatte, so waren es nur Diener und Equipagen, die hinausgeschafft werden mußten. Schon nach wenigen Tagen fand der Umzug statt und Harry begleitete den Grafen und die Gräfin dabei zu Pferde.

Die Besitzung war reizend gelegen; das aus Granit gebaute Schloß erhob sich unweit der Straße nach Pachuca am Tezcucosee auf hohen, steilen Felsmassen, beherrschte das ganze Thal und war durch seine maurische Form, durch seine Thürmchen, Vorbaue, Altane und Säulengänge eine Ziede der Gegend. Der Ernst seines alten,

dunkeln Gemäuers verschwand in den lachenden Orangenhainen und Palmengruppen, aus denen es hervorsah, und die schroffen Felsen, auf welchen es stand, waren mit Weinbergen geziert, die sich wie grüne Guirlanden hin und her an ihnen hinabwanden. Nach Südost hin lief eine Colonnade um das Schloß, deren hohe Bogenöffnungen, von blühenden Schlingpflanzen eingefaßt, dem Luftzug freien Durchgang gewährten, den Sonnenstrahlen aber nicht genug Einlaß gestatteten, um den kühlen Schatten aus dem Gange zu verdrängen. Das Auge schweifte aus dessen trautem Halbdunkel hinab über den glänzenden Spiegel des wunderbar schönen, von Tropenhainen eingefaßten Tezcucosees und weiter hin nach den Tenochtitlangebirgen, über welche die eisbedeckten Häupter der beiden riesigen Vulkane aus dem durchsichtig blauen Aether in das Thal von Mexico herabschauten. Nach Südwest vor der Fronte des Schlosses breitete sich ein prächtiger Garten mit hohen immergrünen Gebüschgruppen bis an die Mauer aus, welche über den Felsabhang hinlief und über deren Mitte ein von Minarets gezierter Pavillon sich erhob. Aus dessen großem, durch zwei Marmorsäulen getheiltem offenem Bogenfenster hatte man einen prächtigen Blick über die Stadt Mexico. Wie ein Feenschloß stieg die Villa, wenn die Sonne sank, vor dem glühenden Abendhimmel auf, ihre Fenster blitz-

ten und funkelten in dessen Scheine wie Gold und Juwelen und tief hinab in die klare Flut des Sees senkte sich ihr Spiegelbild.

Es war ein reizender Aufenthalt dieser Landsitz; kühl und labend bot er während der Hitze des Tags die wonnigsten, verborgensten Ruheplätzchen und Laubengänge für stille Leute, wohin niemals ein Sonnenstrahl gelangte, und des Abends verscheuchte der frische Luftzug, der das ganze Schloß frei umspielte, die Glut, welche sich in dasselbe eingedrängt hatte. Es war ein Aufenthalt, ganz geschaffen für zwei heimlich liebende Herzen, wie das der Gräfin und Harry's, denn zu jeder Tages- und Nachtzeit bot er ihnen Gelegenheit, ihr Glück ungesehen und ungestört zu genießen. Oft schon früh in des Morgens erfrischender Kühle ritt Harry hinaus, um mit dem Grafen und dessen Gattin unter duftenden Orangenbäumen im Freien zu frühstücken und sich an der prächtigen Aussicht über das weite Thal von Tenochtitlan zu ergötzen. Wenn dann der Graf seinen Dienstpflichten folgte und in die Stadt fuhr, blieb Harry bei der Gräfin zurück, um die Einsamkeit von ihr fern zu halten, und wenn Romero aus der Stadt wiederkehrte, so mußte Harry zum Mittagsessen bleiben, um ihn mit seiner Gesellschaft zu erfreuen. Die Abende waren aber zu wunderbar schön, als daß Harry schon

in die durchglühten Mauern der Stadt hätte zurückkehren dürfen, der Graf ließ ihn nicht fort und die Gräfin bot dem Gatten zu Liebe alle ihre Ueberredungskunst auf, Harry noch zu halten, so sehr derselbe anscheinend auch darauf drang, nach Hause zu reiten. Hatte er aber nun endlich Abschied genommen und sein Pferd bestiegen, so ritt er gewöhnlich nur bis an den Fuß des Berges in einen dort gelegenen dichten Waldstrich und verweilte da, bis die späte Stunde der Mitternacht kam. Dann ließ er sein Pferd in dem Versteck zurück, eilte zu Fuß wieder nach der Villa hinauf und durch den Garten in den Pavillon, wo die Condesa ihn nun noch mit einem letzten Abschied beglückte. Harry konnte leicht und ungesehen diesen Pavillon erreichen, indem er durch die Schlangenwindungen der Weinberge hinauf in den Garten gelangte und dort hinter dichten Myrten- und Lorbeergebüschen die Mauer entlang bis an das Gartenhaus schlich. Der Weg der Gräfin bis dahin war nur ein kurzer, denn es führte aus ihren Gemächern ein Ausgang in den Garten, den zu durcheilen sie nur weniger Augenblicke bedurfte. Ismene, ihre treue Dienerin und zugleich ihre Vertraute, begleitete sie stets bei diesen nächtlichen Ausflügen und hielt außerhalb des Pavillons Wache, wenn auch von keiner Seite Gefahr drohte, da um diese Zeit sämmtliche Dienerschaft in tiefem Schlafe lag und der

Graf die andere Seite des Schlosses bewohnte, von wo er den Garten nicht übersehen konnte.

Absichtlich ließ Harry manchmal mehrere Tage verstreichen, ohne in dem Schlosse zu erscheinen, und wenn der Graf ihn dann in dem Hotel aufsuchte und nach der Ursache seines Nichtkommens fragte, schützte er Geschäfte vor, die ihn abgehalten hätten. Seltener aber fehlte er um Mitternacht in dem Pavillon.

So flogen Tage, Wochen und Monate für den Grafen, für die Condesa und für Harry in ungetrübtem Glücke hin, und das Frühjahr zog neu belebend über Berg und Thal. Da trat eines Morgens Holcroft zu seinem jungen Gefährten in das Zimmer und setzte sich zu ihm an die offene Glasthür, die auf den Balkon hinausführte.

„Ich habe Ihnen eine Mittheilung von großer Wichtigkeit zu machen, Williams“, sagte er und blies den Rauch seiner Cigarre in Ringeln durch die Thür hinaus.

„Und die wäre?“ versetzte Harry, mit Ueberraschung und Spannung dem bedeutungsvollen Blick des Sklavenhändlers begegnend.

„Sie können das Angenehme hier mit dem Nützlichen verbinden“, fuhr Holcroft sinnend fort. „Man soll über das Vergnügen nie eine Gelegenheit aus dem

Auge lassen, sich des Hauptspenders desselben, des Goldes, zu bemächtigen.“

„Ich verstehe Sie nicht, Holcroft, ich glaube auch nicht, daß ich mich einer solchen unverzeihlichen Nachlässigkeit schuldig gemacht habe. Ich sehe nicht ein, wie ich hier Geld gewinnen könnte, ohne zu spielen, und Sie wissen, darin habe ich kein Glück“, entgegnete Harry mit zunehmender Spannung.

„So hören Sie!“ nahm der Sklavenhändler wieder das Wort. „Sie befinden sich an einer Quelle des Reichthums. Ich erfuhr nämlich zufällig gestern Abend, daß der Graf Romero der Verwaltung der Staatsländereien vorsteht und daß er nach Belieben mit Landstrichen belehnen und solche auch zu kaum nennenswerthen Preisen verkaufen kann. Ich dächte wohl, wer mit der Frau dieses Mannes in so freundschaftlichem Verhältniß steht und ihr so manche glückliche Stunde bereitet, könnte diesen auch leicht dazu bewegen, ein paar Federstriche zu seinen Gunsten zu thun. So einige Leguas Landes in Texas wären so übel nicht.“

„Was sagen Sie? Romero hat die Verwaltung über die Ländereien?“ fiel Harry mit aufglänzendem Blick ein. „Ich kann ja von ihm haben, was ich will!“

„Nun, so lassen Sie sich nicht zu wenig geben, eine

solche Gelegenheit, Vermögen zu machen, wird nicht oft geboten", versetzte Holcroft.

„Ei, sofort reite ich hinaus zu ihm, um ihn zu bearbeiten", sagte Harry in großer Aufregung.

„Versäumen Sie nicht, die schöne Gräfin zu bitten, daß Sie selbst Ihnen das Land zumessen möchte, für Sie nimmt sie sicher das größte Maß", bemerkte der Sklavenhändler noch mit sarkastischem Lächeln, als Harry schon der Thür zueilte, um sein Pferd satteln zu lassen.

Schon in den ältesten Zeiten der spanischen Herrschaft in Mexico pflegte die Regierung große Landstriche an Privatpersonen zu geben, entweder unter der Bedingung, binnen gewisser Jahre eine gewisse Anzahl Menschen darauf anzusiedeln, oder sie verkaufte sie ihnen für eine sehr geringe Summe, die mit dem Werthe des Landes in gar keinem Verhältniß stand und die gewöhnlich in die Privattasche der höhern Beamten floß. Man nannte solche Stücke Landes Empresiarios oder Grants, und die Besitztitel darüber sind in der Regel die ältesten und besten in allen Ländern, wo Spanien einmal herrschte.

In Texas hatte aber die Regierung Mexicos in den letztern Jahren viele solcher Landstriche an dort wohnende Mexicaner verkauft, um es den einwandernden Amerikanern zu erschweren, ein von Privatbesitz freies

Stück Land zu finden, worauf sie sich niederlassen konnten. Namentlich waren unter der Präsidentschaft Bustamente's ungeheure Strecken in dieser Weise in Privathände übergegangen, und auf die Klagen, die von Texas aus dagegen erhoben wurden, hatte man immer geantwortet, daß die dafür eingenommenen Gelder zum Schutze der Grenzen dieser Provinz gegen die wilden Indianer verwendet würden, während es allgemein bekannt war, daß man die mexicanischen Soldaten in diesem Lande davon bezahlte, welche dazu dienten, dessen amerikanische Bevölkerung zu belästigen und niederzuhalten, und daß der Rest des Geldes von den Verwaltungsbeamten in der Hauptstadt unter sich getheilt wurde. Es war nichts Ungewöhnliches, daß man eine Legua Land, ungefähr viertausendfünfhundert Acker, für tausend Dollars und auch für noch viel weniger verkaufte und daß ein einziger Mann bis zu fünfzehn Leguas in dieser Weise von der Regierung erstand. Die Amerikaner in Texas waren dadurch angewiesen, sich um Land an die Mexicaner zu wenden, und da diese ihnen dasselbe gewöhnlich verweigerten, so mußten sie weiter hinaus in die Gegenden ziehen, die noch vollständig in den Händen der Indianer waren.

Der Graf Don Ventura Romero hatte bei den Verkäufen von Texasländereien während der Präsident-

schaft Bustamente's bedeutende Summen für sich selbst erübrigt, und es war ein gar zu lockender leichter Verdienst, als daß er denselben unter dem neuen Präsidenten aus eigenem Antrieb hätte aufgeben sollen.

Das Gesuch Harry's, ihm Land in Texas zu verkaufen, fand bei Romero williges Gehör, zumal da er sich erbot, gleich das baare Geld dafür zu zahlen, nur hatte der Graf das eine Bedenken dabei, daß Harry ein geborener Amerikaner sei, und daß die Regierung, wenn sie von dem Verkauf hören sollte, ihm, dem Grafen, Vorwürfe darüber machen würde.

„Man braucht es sie ja gar nicht wissen zu lassen, verehrter Herr Graf", entgegnete Harry beruhigend. „Wir machen es unter uns ab, ich zahle Ihnen viertausend Dollars baar aus, Sie lassen mir die Documente über vier, wenn es geht, fünf Leguas Land in guten Gegenden von Texas anfertigen, und es kräht weder Huhn noch Hahn danach. Sie haben doch sicher einige zuverlässige, verschwiegene Unterbeamte?"

„Daran fehlt es mir nicht", antwortete der Graf nachdenkend und fuhr nach einigen Augenblicken fort: „Dann wäre es wohl gut, wenn ich Ihnen unsere Karte von Texas zeigte, auf welcher alle bisher ausgegebenen Ländereien aufgezeichnet sind, wonach Sie dann selbst bestimmen könnten, wo Sie die Grants zu haben wünschen."

„Das wird mir jedenfalls sehr angenehm sein“, fiel Harry mit vollkommener äußerer Ruhe ein, während seine innere Aufregung über das sich ihm nahende Glück von Minute zu Minute zunahm.

„So will ich Ihnen einen Vorschlag machen“, nahm Don Romero wieder das Wort. „Sie lassen Ihr Pferd hier stehen, fahren mit mir nach der Stadt, wir besorgen dort alles Nöthige in Bezug auf unser besprochenes Geschäft, und dann fahren Sie wieder mit mir hierher, um mir und meiner Frau beim Mittagsessen die Freude Ihrer Gesellschaft zukommen zu lassen.“

Harry ging sehr willig auf den Vorschlag ein, begleitete den Grafen nach dessen Geschäftslokal in der Stadt und nahm mit ihm dort eine genaue Einsicht in die Karte von Texas. Nach langer, reiflicher Erwägung wählte er zwei Leguas an den Ufern des wunderschönen San-Bernardflusses, zwei Leguas in dem District von Nacogdoches, und die fünfte Legua — denn fünf erbot sich Don Romero ihm für viertausend Dollars zu geben — ließ er in dem District San-Augustin für sich vormerken.

„Schärfen Sie aber Ihren Leuten ein, verehrter Herr Graf, daß an der vorgeschriebenen Form der Documente nichts fehle“, erinnerte Harry nochmals.

„Auch nicht ein Punkt oder ein Buchstabe“, ant-

wortete Romero. „Die Papiere werden so sorgfältig ausgefertigt, daß sie für kommende Jahrhunderte den Besitz der darin genannten Länder unumstößlich sichern."

Darauf bat Harry um Papier und Feder und stellte dem Grafen eine Anweisung über viertausend Dollars auf Veracruz aus. Dann eilte er nach dem Hotel und verkündete Holcroft sein Glück, kehrte aber zur rechten Zeit zu dem Grafen zurück, um versprochenermaßen mit ihm nach dessen Landgut zu fahren.

So liebenswürdig und so reizend wie heute war Harry der Gräfin lange nicht erschienen; seine Augen strahlten Glück und Begeisterung, seine Wangen waren mit dem Roth freudiger Aufregung gefärbt und jede seiner schnellen, leichten Bewegungen zeigte, daß ihn ein mächtiger, beseligender Gedanke belebe. Die Liebe sieht in solchem Bilde nur die Liebe walten, nie aber ein anderes, ein eigennütziges Interesse, und so erkannte die schöne Condesa in Harry's begeisterter Stimmung nur den jubelnden Widerhall ihres glühenden Abschieds in vergangener Nacht. Und wie seelenvoll, wie liebeschmachtend suchte sie seinen Blick zu fesseln und ihn in ihren halbgeschlossenen, schwimmenden Augen das Versprechen für noch höhere Seligkeit lesen zu lassen. Harry aber sah, wohin er auch blickte, nur die ungeheuren Summen

vor sich, die er aus den gekauften Landstrichen in Texas lösen mußte, er sah sich im Geiste schon auf seiner Baumwollenplantage an den reizend schönen Ufern des San-Bernardflusses und träumte von Reichthum, Pracht und Herrlichkeit.

In Lust und Scherz verstrich der Tag, und als die Schatten der Nacht über die Erde zogen, begaben sich der Graf und die Gräfin mit ihrem Gaste nach einem Ruhesitze, der in den Felsen unter der Colonnade angebracht war. Ueber demselben wölbten schlanke Palmen ihre luftigen Wipfel und zu seinen Füßen sank die Felswand steil in den See hinab. Ringsum verblichen die Farben, die Berge und Wälder verschwammen in unbestimmte Massen und auf der dunkelnden Fläche des Sees spiegelten sich klar und funkelnd die hellen Sterne.

Es war eine dieser Zaubernächte der Tropenländer, in denen Alles lebt und sich des Lebens freut und doch eine heilige Stille auf Berg und Thal liegt. Leise nur rauschte und flüsterte die gewürzige, kühle Abendluft in den Wipfeln der Palmen, summend und zirpend lebte die Insektenwelt auf und schwebte wie feuriger Nebel oder wie fliegende glühende Kohlen über dem Thale und die Fische im See sprangen spielend aus der stillen Flut empor. Poesie durchzog auf ihren Zauberschwingen die Natur, und unter ihrer Allgewalt hatten sich die weiche Linke

der Gräfin und Harry's Rechte gefunden. Wie Worte der Liebe, der Sehnsucht durchbebte die Liebenden jeder leise Druck, jedes stürmische Pressen ihrer Hände, und kaum vermochten sie der Unterhaltung zu folgen, welche der Graf in poetischer Begeisterung über die Reize der Nacht unermüdlich führte.

Es war so dunkel geworden, daß die drei Glücklichen kaum noch gegenseitig ihre Umrisse erkennen konnten. Da erglühte es im Osten über den Gebirgen und der volle Mond stieg in seiner Majestät am Himmel auf. Zitternd floh die Finsterniß in die tiefsten Schatten und das emporziehende milde Licht breitete seinen Atlasschimmer über Mexico aus.

Wie ein klarer Spiegel lag der See am Fuße der Felsen. In seiner Mitte schwamm die glänzende Scheibe des Mondes und zu deren beiden Seiten zitterten die silberstrahlenden Häupter der beiden Vulkane.

Die Entfernung zwischen der Gräfin und Harry hatte sich vergrößert und beide sprachen sich jetzt viel lebhafter über die Schönheit des Abends aus. Ganz besonders aber war der Graf entzückt darüber, und die Gräfin hatte schon wiederholt daran erinnert, daß die Nachtluft zu kühl werde und daß es besser sei, sich in das Schloß zu begeben, ehe ihr Gatte sich entschließen konnte, sich von dem reizenden Platze zu entfernen.

Harry aber folgte dem Winke der Condesa, sah nach seiner Uhr und erklärte, daß er den Heimweg antreten müsse.

Es war gegen elf Uhr, als er sich verabschiedete und bei seiner Verbeugung gegen die Gräfin deren bedeutsamen Blick bejahend beantwortete. Der Graf gab ihm das Geleit bis zu seinem Pferd, wünschte ihm eine glückliche Nachhausekunft und bat ihn für den folgenden Tag um seinen Besuch.

Harry ritt davon, bog aber am Fuße des Berges von der Straße ab in ein unweit davon gelegenes Dickicht, wo er sein Pferd mit dem Zügel an einen Baum befestigte. Er konnte von hier aus die Fenster in dem Schlosse sehen und beobachtete, wie dieselben sich nach einander verdunkelten, bis kein Lichtschimmer mehr aus den dunklen Mauern hervordrang.

Kurz vor Mitternacht untersuchte Harry nochmals den verschlungenen Zügel seines Rosses und eilte dann auf den Flügeln der Liebe wieder den Berg hinauf in den Schloßgarten und an dessen Mauer hin nach dem Pavillon. Die Thür desselben war nur angelehnt, sein innerer Raum leer und in seiner Umgebung Alles still und stumm.

Um diese Zeit erhob sich der Graf aus dem Armstuhl, in welchem er gesessen und sich bei dem Scheine

einer Lampe mit Lesen die Zeit vertrieben hatte; denn sein Geist war zu sehr durch die Freuden des Abends bewegt worden, als daß er sich schon dem Schlaf hätte hingeben können. Er trat an das offene Fenster und blickte in die herrliche Nacht hinaus. Das wundervolle Bild von heute Abend stand noch lebendig vor seiner Seele. Leider konnte er aus seinen Fenstern nicht dorthin schauen, doch war es der Mühe werth, in die Colonnade hinaus zu treten und bis an deren anderes Ende zu gehen, dort lag ja die Landschaft wieder vor ihm ausgebreitet. Er folgte dem Gedanken, ging hinaus in den Bogengang und schritt langsam und sich an der kühlen Luft labend in demselben hin, bis er dessen Ende erreicht hatte. Dort trat er in die Bogenöffnung und schaute zwischen den vor ihr herabhängenden Schlingpflanzen hindurch. Sein Blick schweifte über den See nach der Stadt hinüber, blieb aber auf dem Pavillon in dem Garten haften. Dessen Thür stand nämlich offen und aus ihr drang das Mondlicht hervor, welches durch das große Bogenfenster von vorn in das Innere eindrang. Romero hatte einige Augenblicke den Lufteffect zwischen dem dunkeln Gemäuer bewundert, als er plötzlich eine Mannsgestalt aus der Thür hervortreten und in dem Schatten des Pavillons verschwinden sah.

Was konnte der Mann wollen? Sollte er ein Dieb,

ein Räuber sein? Der Graf neigte sich etwas weiter vor und schaute auf den im hellen Mondschein liegenden Garten hinab. Alles war unbeweglich und ruhig und von dem Manne konnte er nirgends etwas gewahren.

Doch wer kommt dort von dem Schlosse her? Eine verhüllte Frauengestalt — ist das nicht die Gestalt der Gräfin?

Romero stand erstarrt da wie die Mauer, an die er sich lehnte — es war die Form, der Gang seiner Gattin. Wohin wollte sie gehen?

Mit leichtem, schwebendem Schritt glitt sie auf dem hellen Wege durch den Garten nach dem Pavillon und verschwand gleichfalls für einen Augenblick in dem Schatten, bis zu welchem Romero die Mannsgestalt gesehen hatte, im nächsten Augenblick aber erschienen beide innig umschlungen in der Helligkeit des Eingangs, traten in den Pavillon ein und die Thür schloß sich hinter ihnen.

Mehr bedurfte es nicht, um den Grafen aus seiner Erstarrung zu wecken. Eifersucht und Wuth beflügelten seine Schritte, er flog in sein Zimmer zurück, ergriff einen Degen und zwei Pistolen und stürzte die Treppe hinab in den Garten.

In diesem Augenblicke richtete sich in dem Myrten-

gebüsche dem Eingange zu dem Pavillon gegenüber die Gestalt einer Frau in die Höhe, lauschte nach den nahenden Schritten des Grafen hin und warf dann einen Stein gegen die Thür. Es war Ismene, die treue Dienerin der Gräfin, welche hier Wache hielt und durch dieses Zeichen die drohende Gefahr meldete.

„Mein Gott, was war das? Ein Stein schlug gegen die Thür!“ rief die Gräfin, aus der Umarmung Harry's emporspringend, mit halb erstickter Stimme und sah entsetzt nach dem Eingange hin. „Himmel, noch ein Stein! Bei allen Heiligen, wir sind verloren, Harry!“

„Was kann es sein? Ich höre rasche Tritte“, flüsterte Harry erschrocken und sprang an die Thür, um den Riegel nochmals fester zu drücken.

„Es ist der Graf. Allmächtiger, wie soll ich Dich retten, Harry!“ rief die Condesa kaum hörbar und schlang in wilder Verzweiflung ihre Arme um den Geliebten.

„Aufgemacht!“ schrie der Graf jetzt mit wüthender Stimme vor der Thür und suchte dieselbe zu öffnen, sie widerstand aber seinem Druck.

„Macht auf!“ schrie er nochmals mit entsetzlichem Tone und trat nun gegen die Thür, daß sie weit aus dem Schlosse flog. Mit erhobener Pistole in der Rechten stürzte er in den Pavillon und sah einen Mann mit einem weißen Tuch über dem Kopfe auf der Brüstung

des Bogenfensters sitzen, im Begriff, aus demselben über den Felsabhang hinabzuspringen. Es war kein Augenblick zu verlieren; Romero zielte, das Feuer flog aus der Pistole und der Mann stürzte aus dem Bogenfenster hinab.

In seiner Wuth sprang der Graf mit der zweiten Pistole in der Rechten an das Fenster, beugte sich hinaus und sah, wie der Mann an einer Ranke der Bignonia hing, die von dem Fuße des Felsens bis zur Mauerbrüstung hinauf gewachsen und mit ihren zarten Wurzeln in dem Gestein befestigt war. Diese zerrissen unter dem Gewicht, das an ihnen zog, die Ranke senkte sich schnell mit Harry der Tiefe zu, doch noch ehe dieser den Boden erreichte, gab der Graf mit dem wüthenden Rufe: „Stirb Hund!“ zum zweiten Male Feuer.

Die Condesa, welche hinter der auffliegenden Thür gestanden hatte, war in dem Augenblick, als der Graf an das Fenster stürzte, hinausgesprungen und hatte Ismenen deren großes schwarzes Wollentuch, welches sie selbst über dem Kopf getragen hatte, mit den Worten zugeworfen: „Du bist es gewesen mit Deinem Liebhaber, rette mich!“

Dann war sie fliegend nach ihren Gemächern zurückgerannt, und Ismene hatte, das Tuch um sich schlagend, den Eingang des Pavillons in dem Augenblick erreicht, als der Graf den zweiten Schuß that.

„Erbarmen, Erbarmen, Eure Herrlichkeit!“ schrie die treue Dienerin und warf sich, wie in höchster Verzweiflung die Hände ringend, hinter dem Grafen auf den Fußboden nieder.

Dieser fuhr beim ersten Ton mit dem Degen in der Faust wie rasend herum, schreckte aber wie vom Blitz getroffen zurück und stierte dem Mädchen in die Augen.

„Erbarmen, Herr, für mich und meinen unglücklichen Geliebten, meinen Carlos, wenn Sie ihn nicht getödtet haben“, flehte Ismene wieder mit herzzerreißender Geberde und wankte, sich erhebend, bis an die Fensterbrüstung, über welche sie weinend und jammernd hinabschaute.

„Ismene, bist Du es gewesen?“ rief Romero mit herabgestimmtem Ton und erkannte nun in dem Tuch und in der Gestalt der Dienerin seinen großen unverzeihlichen Irrthum.

„Sei ruhig, Ismene, es wird ihm nichts gethan haben“, sagte er verlegen und wollte sie von dem Fenster entfernen, doch das Mädchen begann jetzt erst recht zu wehklagen und zu weinen und hielt sich an der Fenstersäule fest, indem es in den Grund hinabspähte und der Schattengestalt Harry's folgte, die jetzt hinkend den Waldstrich erreichte, wo das Pferd stand.

„Komm, Ismene, geh in das Schloß, sage aber Deiner Herrin nichts davon. Morgen früh gebe ich Dir Geld, und dann kannst Du Deinen Geliebten heilen lassen, wenn er verwundet sein sollte; ich sah ihn aber davonlaufen. Komm, geh jetzt! Daß Du aber der Gräfin kein Wort davon sagst! Es war Eure eigene Schuld, so in später Nacht hier in meinem Garten zusammenzukommen."

Mit diesen Worten nahm der Graf das Mädchen beim Arm und führte es aus dem Pavillon in den Garten, wo er einen ängstlichen Blick nach der Thür warf, die zu den Gemächern der Gräfin führte.

„Geh leise und leg Dich zu Bette", sagte Romero zu der Dienerin und eilte lautlosen Trittes selbst nach seinen Zimmern zurück.

Harry war während dieser Zeit bemüht, sein Pferd zu besteigen, was ihm nur unter sehr vielen Schmerzen gelang; diese steigerten sich aber noch bedeutend, als er sich in den Sattel niederließ; denn er kam gerade auf die Wunde zu sitzen, die ihm die erste Kugel des Grafen beigebracht hatte. Im Augenblick, als er sie empfing, war er in das Rankengeflecht unter dem Fenster gefallen und mit der starken Ranke, die er ergriff, in die Tiefe hinabgesunken. Der zweite Schuß des Grafen war an ihm vorübergepfiffen, und als er den Boden

erreicht, hatte er schnell seinen vor sich hinabgeworfenen Hut aufgenommen und war mit aller ihm möglichen Eile davongelaufen. Das Tuch, welches er um seinen Kopf gewunden hatte, diente ihm jetzt als Unterlage unter die Wunde, um die Blutung zu stillen. Bei jedem Schritt, den sein Roß that, zuckte er in Schmerz zusammen und versuchte es immer wieder, sich weniger unangenehm zu setzen, es war aber nun einmal nicht zu ändern, er mußte den Ritt aushalten. Die Schmerzen aber, welche die Wunde ihm erzeugte, waren unbedeutend gegen die, welche der Gedanke an die Documente über sein gekauftes Land in ihm hervorrief; denn es unterlag keinem Zweifel, daß der Graf ihm nicht allein dieselben vorenthalten, sondern daß er auch die dafür empfangenen viertausend Dollars nicht wieder herausgeben würde. Harry's ganzes Luftgebäude war zusammengestürzt und er verwünschte den Augenblick, wo er sich dem Zauber der Gräfin hingegeben hatte.

Endlich erreichte er sein Hotel und sagte dem Burschen, der ihm vom Pferde half, daß er mit demselben gestürzt sei und sich dabei schwer am Bein verletzt habe. Holcroft wurde aus seinem Schlafe geweckt, und es blieb Harry nichts Anderes übrig, als demselben den ganzen Hergang offen zu gestehen. Der Sklavenhändler machte ein sehr bedenkliches Gesicht bei die-

ser Mittheilung und meinte, daß noch viel Schlimmeres folgen werde.

Er untersuchte die Wunde und fand, daß sie sich nur auf das Fleisch beschränkte und gänzlich gefahrlos war, blieb jedoch bei Harry, um ihm durch kalte Umschläge die Schmerzen zu lindern.

Mit Angst und Bangen sah dieser dem Morgen entgegen, der ihm der Himmel wußte was für Schreckensnachrichten bringen würde. Plötzlich aber, noch früher, als er es erwartet hatte, trat Ismene mit einer guten Nachricht auf ihrem Antlitz in das Zimmer. Harry bat den Sklavenhändler auf Englisch, ihn allein mit dem Mädchen zu lassen, und sobald derselbe die Thür hinter sich geschlossen hatte, berichtete die Dienerin den weitern Verlauf des nächtlichen Abenteuers von dem Augenblick an, wo Harry aus dem Pavillonfenster verschwand.

„Es ist Alles gut gegangen, Herr Williams", fuhr die treue Dienerin dann fort, „nur ist die Gräfin in großer Besorgniß um Sie. Ich sagte ihr, daß ich Sie hätte in den Wald zu Ihrem Pferde eilen sehen, doch sie ließ mir keine Ruhe und ich mußte schon so früh hierher reiten, um zu erfahren, wie es Ihnen gehe. Als ich mein Maulthier besteigen wollte, drückte mir der Graf dies Goldstück in die Hand und legte mir nochmals Schweigen gegen die Condesa auf."

„Gott Lob, Gott Lob!“ sagte Harry mit einem tiefen Athemzuge. „Nun, melde dem Grafen, daß Du mir begegnet wärest und daß ich zu Pferde die Stadt verlassen hätte. Sage ihm, ich sei auf einige Tage verreist und ließe mich ihm und der Condesa bestens empfehlen.“

Damit stützte Harry sich auf seinen Arm, hob sich im Sopha in die Höhe und gab aus seiner Börse, die vor ihm auf dem Tische lag, der Ueberbringerin der Freudenbotschaft ein Goldstück.

„Und was soll ich meiner Herrin sagen?“ hob Ismene mit schlauem Lächeln an.

„Daß meine Wunde unbedeutend sei und daß ich hoffe, in einigen Tagen die Gräfin wiedersehen zu können“, antwortete Harry.

„Und keine Grüße?“ fragte die Vertraute mit schelmischem Blicke.

„Tausend und tausend Grüße, Ismene! Sage ihr, mein größter Schmerz wäre, von ihr getrennt zu sein, sage ihr — nun, sage ihr, daß sie ja Alles selbst wüßte, was ich ihr sagen ließe, und daß ich noch tausendmal mehr für sie im Herzen trüge. Nun eile, Ismene, damit Du in das Schloß zurückkommst, ehe der Graf zur Stadt fährt.“

Kaum hatte das Mädchen das Zimmer verlassen,

als Holcroft wieder hereintrat und, dem Blick Harry's begegnend, ausrief:

„Der Sturm ist vorüber, der blaue Himmel scheint wieder durch die Wolken; ich lese es auf Ihrer Stirn. Wie hat sich die Sache zum Guten gewandt?"

Harry erzählte ihm nun, was er durch Ismene erfahren hatte, und schloß mit der Bemerkung:

„Verdammt, wenn ich je wieder in eine solche Falle gehe!"

„Wenigstens mit mehr Vorsicht", sagte Holcroft. „Den Rückzug muß man sich besser offen halten, als über einen vierzig Fuß hohen Felsabhang. Ueberhaupt würde ich dieses Liedchen nicht wieder anstimmen, es steht Ihnen ja ein ungeheures Vermögen dabei auf dem Spiele. Sie haben noch wenig von den Freuden Mexicos gekostet, überlassen Sie jetzt die schöne Signora dem Glück der Erinnerung und folgen Sie, solange wir noch hier verweilen, meiner Leitung; Sie werden es nicht bereuen."

Nachdem die beiden Gefährten zusammen gefrühstückt hatten, kam eine Einladung für Harry zu einer Soirée für diesen Abend bei Santa-Anna.

„Das nenne ich Unglück", sagte Harry, nachdem Holcroft die Antwort darauf hinausgebracht, daß Herr Williams verreist sei. „Ich hatte mich darauf gefreut, dort die ganze vornehme Welt in vollem Staate zu sehen."

„Sie würden sich viel besser unterhalten, wenn Sie mit mir gehen könnten. Ich habe mich auf heute Abend mit mehreren Freunden verabredet, ein Fandangohaus zu besuchen, dort ist nicht die vornehme, aber die wirklich schöne Welt versammelt; ich sage Ihnen, eine Auswahl schöner Mestizen, wie ich sie nie reizender gesehen habe", entgegnete der Sklavenhändler.

„Nun, aufgeschoben ist nicht aufgehoben; in wenigen Tagen werde ich mich bei Ihnen gesund melden", sagte Harry lachend.

„Es thut mir leid, daß ich Sie heute abends allein lassen muß, ich bin aber im Dienste eines reizenden Augenpaars."

„Hat nichts zu sagen, Holcroft, ich werde mich früh zur Ruhe begeben und von meinen Besitzungen in Texas träumen", entgegnete Harrry scherzend.

Während des ganzen Tags pflegte der Sklavenhändler seinen angeschossenen jungen Freund, und erst als die Carrossen durch die hell erleuchteten Straßen dem Palais Santa-Anna's zurollten, verließ er ihn mit der Weisung, keinen Wein mehr zu trinken und sich frühzeitig schlafen zu legen.

Siebentes Kapitel.

Die kühle Abendluft wehte erfrischend durch die offene Balkonthür in Harry's geräumigen Salon, der nur durch das Mondlicht matt erhellt wurde, welches durch dieselbe und durch das Fenster herein drang.

Tausend Pläne und Berechnungen, wie er den höchsten Gewinn aus seinem Lande in Texas ziehen wollte, durchkreuzten Harry's lebendige Phantasie, als er die Thür sich leise öffnen hörte und sich im Glauben, es wäre sein Diener, der sie öffne, nach ihr umsah. Es war aber eine Frauengestalt mit einem schwarzen Tuch über dem Kopf, die lautlos eintrat und, die Thür hinter sich schließend, den Riegel vorschob.

„Nun?" sagte Harry erstaunt und sah schärfer nach der Erscheinung hin, indem er zugleich den Dolch erfaßte, der vor ihm auf dem Tische lag.

Da warf die Unbekannte das Tuch von sich, breitete ihre Arme nach Harry aus und flog mit den Worten: Mein Harry, meine Seligkeit!" zu ihm hin. Es war die Gräfin Romero.

„Laodice, um Gottes Willen!“ rief Harry erschrocken aus und richtete sich trotz des Schmerzes in seiner Wunde im Sopha auf, doch die Condesa lag vor ihm auf ihren Knieen, hielt seine Hand in den ihrigen und drückte krampfhaft ihre Lippen darauf.

„Sei unbesorgt, Geliebter, ich bürge Dir mit meinem Leben für unsere Sicherheit“, sagte sie dann, sich zu Harry erhebend, und sank, ihre Arme um ihn schlingend, an seine Brust. Mit ihren Lippen erstickte sie die Worte, die er noch sagen wollte, und wie wenn der Engel der Liebe das Gemach durchwehte, verstummten beide in berauschender Umarmung.

„Aber, süße, himmlische Laodice!“ hob nach einigen Augenblicken Harry wieder an.

„Wir sind sicher, ganz sicher, Geliebter“, fiel ihm die Condesa in das Wort. „Der Graf ist bei Santa-Anna zur Soirée und ich sollte ihn begleiten, doch da ich ihn bat, allein zu gehen und mich die Oper besuchen zu lassen, willigte er im Bewußtsein, mir in vergangener Nacht großes Unrecht gethan zu haben, ein. Die heilige Jungfrau hat uns beschützt, mein Harry! O dürfte ich nur bei Dir bleiben und Deine Wunde kühlen; Du Armer — mußt mir zu Liebe so leiden. Bist Du denn auch wirklich nicht gefährlich verletzt?“

„Durchaus nicht, Beste, es ist nur ein Schramm-

schuß, es hat gar nichts zu sagen", versetzte Harry, den Schmerz verbeißend, den das Aufsitzen ihm verursachte.

„Du willst mich nur beruhigen, Du Liebling meiner Seele, und hast doch große Schmerzen, ich sehe es Dir an; kann ich denn gar nichts für Dich thun, was Dir Linderung verschaffte? Muß denn Deine Wunde nicht verbunden werden?" fuhr die Condesa theilnehmend fort, doch Harry beruhigte sie und sagte ihr, er hoffe in wenigen Tagen sich wieder in ihrer Villa einfinden zu können.

Die Condesa bot die ganze Macht ihrer Reize auf, um Harry das Gefühl darzuthun, welches für ihn in ihrer Brust lebte; so sehr er sich aber auch bemühte, in seinen Liebesbezeigungen gleichen Schritt mit ihr zu halten, so stand der Augenblick, in welchem er den Schuß erhielt, doch noch zu lebendig vor seiner Seele, als daß seine Leidenschaft schon wieder so hoch hätte fliegen können. In der That, es würde mehr zu seinem Gefühl gepaßt haben, wenn die Liebkosungen der Condesa etwas weniger feurig gewesen wären, nur als sie zuletzt zum Abschied nochmals ihre Lilienarme um ihn schlang, raffte er alles ihm gebliebene Feuer zusammen und preßte sie mit aller Glut zum Lebewohl an seine Brust. Und doch mußte er sich sagen, daß er nie im Leben ein schöneres, liebenswürdigeres, reizenderes Weib gesehen habe.

Ihre Thränen netzten seine Wangen, seine Hände, und es war, als gebe sie ein Stück von ihrem Leben hin, als sie sich endlich von dem Heißgeliebten losriß, das schwarze Tuch über den Kopf warf und leise, wie sie gekommen war, das Zimmer verließ.

Harry sah ihr nach und hielt seinen Blick, in Gedanken versunken, noch lange Zeit auf die Thür geheftet, nachdem dieselbe sich hinter der ihn so sehr liebenden Frau geschlossen hatte. Welch große Veränderung war seit gestern in seinem Gefühle für sie eingetreten! War sie heute weniger schön, weniger liebenswürdig als gestern, und welche Gewalt hatte seiner Leidenschaft für sie Abbruch gethan? So fragte sich Harry, als er auf die Thür blickte, durch welche die Gräfin verschwunden war, und der Gedanke an die Schätze, deren Besitz ihm bevorstand, beantwortete seine Frage. Die fünf Leguas Land verdrängten von Stunde zu Stunde mehr jedes andere Interesse aus seiner Seele. Große Reichthümer zu besitzen, war seine einzige, wirklich innig, mit seinem ganzen Sein verbundene Leidenschaft, wenn er auch keine Energie, keine Ausdauer besaß, für den Erwerb derselben seine ungewöhnlichen Talente und Fähigkeiten zu verwenden. Sie mußten und sollten ihm werden, das Gefühl verließ ihn keinen Augenblick; auf welchem Wege und durch welche Mittel, das war ihm gleich, nur hielt

er nach Holcroft's Lehre die Augen offen, um keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, die ihm dazu verhelfen könnte. Und jetzt hatte er ja die Gelegenheit erfaßt, die fünf Leguas Land mußten ihm, mit Umsicht verwerthet, hunderttausend Dollars einbringen. In der Liebelei mit der Gräfin aber war ihm die Gefahr entgegengetreten, um den Erwerb derselben zu kommen, und der Gedanke daran, sowie der unleidliche Schmerz der Wunde und das Zuhausesitzen löschten den letzten Funken seines Feuers für die Reize der heißblütigen schönen Condesa aus. Er war entschlossen, sobald er in den Besitz der Documente gekommen sein würde, Mexico Lebewohl zu sagen und nach Texas, der Quelle so großen Reichthums, zurückzukehren.

Die Heilung von Harry's Wunde ging rasch von statten, dennoch blieb er über eine Woche an sein Zimmer gefesselt. Die Sehnsucht der Condesa nach ihm steigerte sich von Tag zu Tag und sprach sich immer heißer, immer verlangender in den zierlichen parfümirten Billets aus, welche Ismene ihm täglich überbrachte. Bald lag eine Locke ihres glänzenden Haars, bald ein Blümchen darin und oft konnte man in der zerflossenen Schrift die Thräne erkennen, welche dieselbe benetzt hatte.

Harry's Sehnsucht steigerte sich in gleichem Maße, aber nicht nach der liebenden Condesa, sondern nach den

Documenten über das Land, und obgleich seine Wunde noch nicht völlig geheilt war, entschloß er sich doch eines Morgens, dem Grafen Romero einen Besuch in dessen Geschäftslokal abzustatten. Derselbe war außerordentlich erfreut ihn wiederzusehen und machte ihm liebevolle Vorwürfe, namentlich im Namen seiner Gattin, über sein plötzliches Verschwinden ohne Abschied. Er sagte ihm, daß die Gräfin wirklich über den Verlust seiner Gesellschaft getrauert habe und daß er ihm zu Liebe noch heute in der Villa erscheinen müsse, um seine Gemahlin wieder zu erheitern.

Mit Ungeduld ließ Harry den zärtlichen Gatten ausreden und fragte dann nach den Documenten.

„Die sind ausgefertigt und zur Aushändigung an Sie bereit, doch sollen Sie dieselben aus der Hand der Gräfin empfangen, ich nehme sie heute mit mir hinaus, sodaß dieselben unsere Freundschaft unterstützen sollen, Sie zu uns zu führen", entgegnete der Graf mit großer Freundlichkeit.

„Dieser Hülfe bedarf Ihre Freundschaft nicht, verehrter Herr Graf, auch ist das Geschäft zu unbedeutend, als daß es einen besondern Werth für mich haben könnte; mein Herz bringt mich viel schneller zu Ihnen als diese todten Papiere. Dieselben werden aber einen hohen Werth für mich erhalten, wenn ich sie aus der

gütigen Hand der Frau Gräfin empfange, wozu ich gern noch heute bereit bin; ich werde mich nach Tische auf Ihrem reizenden Landsitze einfinden. Es kommt mir wie eine Ewigkeit vor seit dem letzten glücklichen Abend, den ich dort Ihrer Güte und Freundschaft zu verdanken hatte."

Bei diesen verbindlichen Worten drückte Harry dem Grafen die Hand, weigerte sich aber, Platz zu nehmen, weil er, wie er sagte, vor Tische noch einige Besuche zu machen habe, und verließ ihn mit der Bitte, ihn der Gräfin auf das angelegentlichste zu empfehlen.

Heute mußte statt des Rosses ein Wagen Harry hinaus zu Romeros tragen. Die Sonne neigte sich schon den Gebirgen zu, als er nach der Villa den Schlangenweg hinanfuhr, welcher an der Felswand unter dem fatalen Pavillon vorüberführte.

Er schaute an dem senkrechten Abhang hinauf, den er in jener Nacht so eilig und so unfreiwillig herabgekommen war, und betrachtete die rettende Ranke, die noch am Felsen hin auf dem Boden lag und ohne welche er unfehlbar den Hals gebrochen haben würde. Dem Pavillon sagte er im Stillen auf ewig Lebewohl.

Glück und Liebe strahlend kam ihm die Gräfin vor dem Schlosse entgegen, um ihn durch ihren Blick jubelnd zu bewillkommnen, mit Worten ihm aber Vor-

würfe über sein stummes Verschwinden und über seine lange Abwesenheit zu machen. Wie der Himmel nach einem vorübergegangenen Sturme klarer und freundlicher erscheint als gewöhnlich, so war die Gräfin heute schöner und bezaubernder als je vorher; aus dem Sammtdunkel ihrer prächtigen Augen leuchtete die Wonne beglückter Liebe, ihre sonst bleichen Wangen hatten sich mit einem Purpurhauch gefärbt und ihre wie zu einem Jubellaut geöffneten Lippen zeigten den Alabaster ihrer Zähne. Keine Mantille, kein Schleier hob heute den Schnee ihrer wundervollen Büste, ihrer makellosen Arme, keine Juwelen zierten deren edle, elastische Formen, es war kein Sieg mehr zu erringen, er war nur zu feiern, sein Glück zu genießen.

So genußreich der innige Handdruck und der liebewarme Blick der Condesa aber die nächste Zukunft Harry's auch bezeichneten, so drohten deren Freuden ihm und dem Ziel des Grundgedankens seiner Seele zu große Gefahren, als daß dieselben seine Leidenschaft für die schöne Frau abermals hätten in Flammen setzen können. Die unbedingte Gewalt aber, die er über seine äußere Erscheinung besaß, verbarg der Gräfin die Veränderung, welche in ihm vorgegangen war, und ließ sie in ihm dieselbe ungezügelte Liebesglut für sie sehen, welche ihn bis zu jener Schreckensnacht an sie gefesselt hatte. Seine

Blicke waren noch ebenso feurig, der Druck seiner Hand noch ebenso innig und seine Worte enthielten noch dieselben Zusicherungen, dieselben feinen Betheuerungen seiner Liebe, in denen der Graf immer nur die Artigkeit des eleganten Gentleman erkannt hatte.

Die Condesa hatte kaum ihren so sehnlich erwarteten Gast bewillkommnet, als ihr rasch nachfolgender Gatte bei ihr erschien und gleichfalls seine Freude über die so lange entbehrte Gesellschaft desselben aussprach. Das glückliche Ehepaar geleitete Harry in das Schloß und nach dem Salon, wo in der heitersten Stimmung einige Erfrischungen eingenommen wurden.

Die Sonne hatte ihren letzten Blick in das Thal von Mexico gethan, als die Gräfin einen Spaziergang durch den Park vorschlug und alle drei sich erhoben.

„So gehen Sie mit der Condesa voran, verehrter Herr Williams, ich habe noch etwas in meinem Arbeitszimmer zu besorgen und werde Ihnen bald nachfolgen", sagte der Graf mit höflich grüßender Handbewegung und eilte in das Seitengemach, worauf auch die Gräfin mit ihrem Liebling den Salon verließ und sich in das Freie hinaus begab.

„Weshalb kommst Du zu Wagen und nicht auf Deinem treuen Rosse, mein Harry?" fragte die Condesa

ihren Begleiter, als sie in den Orangenhain hinter dem Schlosse eintraten.

„Es ist lahm, theure Laodice“, entgegnete Harry bedauernd.

„Warum nahmst Du nicht ein anderes?“ fuhr die Gräfin schnell fort; „der Wagen kann doch nicht auf Dich warten, bis ich Dich von meinem Herzen entlasse.“

„Um des Himmels Willen, Laodice, es ist zu gefährlich für Dich, ich darf Dein Glück, Deinen Frieden nicht für meine Seligkeit abermals auf das Spiel setzen.“

„Mein Glück, sagst Du? Wo in der Welt gibt es noch Glück für mich als an Deiner Brust? Nein, nein, und wenn ich zehn Leben hinzugeben hätte für eine Stunde des Glücks an Deinem Herzen, ich thäte es mit Freuden. Ich muß Dich sehen in dieser Nacht“, sagte die Gräfin mit bittendem Tone.

„Unmöglich, Laodice. Denke an den Schreckensaugenblick in dem Pavillon; wenn Dich der Graf erkannt hätte, was wäre Dein Schicksal gewesen und welch schrecklicher Vorwurf würde mich getroffen haben!“

„Mein Schicksal?“ fiel die Gräfin ein; „das Leben für Deine Liebe hinzugeben, wäre mir kein Opfer. O bitte, Harry, versprich mir, daß ich Dich um Mitternacht finden soll.“

„Ich darf es nicht, um Deinetwillen nicht, himm-

lische Laodice, und wenn meine Sehnsucht nach Dir mir das Leben kosten sollte", antwortete Harry, flehend in die glühenden Augen der Gräfin schauend, und preßte beide Hände auf sein Herz.

„Du hast unnöthige Angst, Harry. Der Graf hat seine Uebereilung sehr bereut und wird nie wieder solchen Gedanken Raum geben; auch geht der Mond jetzt erst gegen Morgen auf. Es droht uns keine Gefahr, lasse mich nicht vergebens bitten."

„Es ist unmöglich, engelsüße Laodice, ich kann ja den Kutscher nicht auf mich warten lassen."

„Du kannst ihn aber nach der Stadt schicken und mir zu Liebe den Weg zu Fuße gehen. Nicht wahr, Du bringst mir das Opfer?" sagte die Condesa noch bittender als zuvor und hob ihre gefalteten Hände zu Harry auf.

„Ich bin es ja aber gar nicht im Stande, bester Engel; meine Wunde ist noch nicht geheilt, ich würde die Stadt nicht erreichen", versicherte Harry abwehrend und blickte rasch hinter sich, indem er sagte: „Ich höre den Grafen kommen."

Die Hoffnung, die ihn diese Worte sagen ließ, sollte in Erfüllung gehen, denn wirklich kam in diesem Augenblick der Graf mit schnellen Schritten unter den duftenden, mit goldenen Früchten beladenen Bäumen heran

und eilte mit Papieren in der Hand auf die beiden Lustwandelnden zu.

„Hier, Laodice“, sagte er zu seiner Gattin, „überreiche diese Papiere unserm lieben, theuern Freunde und gib ihrem Inhalt dadurch Segen und Gedeihen.“

Die Gräfin sah mit Thränen im Auge fragend zu Harry auf, worauf dieser schnell und lächelnd versetzte:

„Ich habe darum gebeten, verehrte Condesa, indem die Papiere nur dadurch Werth für mich erhalten können, daß ich sie aus Ihrer schönen Hand empfange.“

„Sehr gern komme ich Ihrem Wunsche nach, Herr Williams“, entgegnete die Gräfin, indem sie die Papiere aus der Hand ihres Gatten nahm und sie Harry hinreichte. „Aber darf ich denn nun auch wissen, was diese wichtigen Documente enthalten?“ fuhr sie dann fort und sah halb lächelnd, halb weinend zu dem Geliebten auf.

„Die ganze Wichtigkeit dieser Papiere besteht nur darin, Condesa, daß Sie mir dieselben reichten, sonst sind sie für mich ohne Werth; sie enthalten nur Besitztitel über Land, welches ich von der Regierung kaufte“, antwortete Harry in scherzendem Tone.

„Land?“ fragte die Gräfin mit aufleuchtendem Blick. „Land, hier in der Nähe?“ O dann sind wir es,

für welche die Papiere Werth haben, denn sie geben uns die Hoffnung, daß Sie uns nicht ganz verlassen und wieder in Ihr mildes Texas ziehen werden."

„Nein, das Land liegt in Texas", bemerkte der Graf.

Die Condesa schrak zusammen.

„In Texas?" sagte sie mit einem schweren Athemzuge und wurde bleich wie Marmor. Sie hatte ihren Fächer entfaltet und verbarg, langsam vorwärts schreitend, vor ihrem Gatten die Thränen, die abermals ihren Augen entquollen. Harry aber, dem sie ihren verzweifelnden Blick zuwandte, sagte schnell:

„Ich hoffe, durch Verkauf dieses sowie meines übrigen Landes in Texas mein Einkommen so hoch zu stellen, daß ich ganz hierher übersiedeln und in diesem Paradiese unabhängig leben kann."

Dabei winkte er der Gräfin mit einem liebeheißen Blick die Versicherung zu, daß er sie niemals verlassen könne, und wie die Sonne das Gewölk durchbricht, so stahl sich mit dem Blick der Condesa ein freudiges, dankbares Lächeln durch ihre Thränen. Sie blieb aber still und in sich gekehrt, so sehr sich Harry auch bemühte, sie durch Aufmerksamkeiten und verstohlene Zeichen seiner Leidenschaft zu erheitern.

Dabei waren seine Gedanken aber nur mit den

Papieren in seiner Tasche beschäftigt, sie zogen ihn nach der Stadt zurück, und früher als gewöhnlich trat er unter dem Vorwande, seinen Kutscher nicht länger aufhalten zu dürfen, trotz der schmachtenden, drohenden und flehenden Blicke der Gräfin seine Rückfahrt an.

Er hatte das Ziel seiner Wünsche erreicht, das Land mußte ihn zum reichen Manne machen, und er beschloß, sich mit dem ersten von Veracruz abgehenden Fahrzeuge nach Neuorleans einzuschiffen.

Mehrere Tage verstrichen, ohne daß Harry den Einladungen der Gräfin und des Grafen, sie auf dem Landgute zu besuchen, Folge geleistet hätte, er schützte Unwohlsein vor und empfing Ismene, die ihm regelmäßig des Morgens ein Billet von der Condesa brachte, auf seinem Sopha liegend. Abends aber folgte er der Führung seines Freundes Holcroft zu den Belustigungen, welche die Hauptstadt bot und bei welchen sie die Nächte verbrachten.

Eines Morgens fand sich Ismene abermals mit einem Billet von der Gräfin bei Harry ein, worin diese ihm ihre Angst, ihre Sorge um ihn klagte und ihn beschwor, sie aus ihrer tödtenden Ungewißheit zu reißen und ihr die Wahrheit über seinen Zustand mitzutheilen. Er schrieb ihr mit den zärtlichsten Worten, daß er immer noch Fieber habe, daß der Arzt ihm noch

nicht erlauben wolle, sein Zimmer zu verlassen, und daß er in Sehnsucht und Verlangen nach ihr vergehe.

Diese Nachricht erfüllte die Condesa mit neuer Besorgniß. Ihr Verlangen, den Geliebten zu sehen und sich selbst von seinem Befinden zu überzeugen, ließ ihr nicht länger Ruhe, und da der Graf an diesem Abend eine Einladung des Finanzministers angenommen hatte, so ließ sie sich von ihm nach dem Opernhause bringen mit der Abrede, ihn zur Rückfahrt in ihrem Palais zu erwarten.

Sie wollte nur kurze Zeit in dem Opernhause bleiben und dann zu dem Geliebten ihres Herzens eilen.

Die Oper hatte bereits begonnen, als sie in ihre Loge eintrat und sich niederlassend zwischen der vorgezogenen Mantille hindurch ihren Blick an dem ersten Range gegenüber hingleiten ließ. In der letzten Loge nahe der Bühne bemerkte sie in deren Hintergrund eine verschleierte Dame, die sich, wie es schien, sehr lebendig mit Jemand an ihrer Seite unterhielt, den die Condesa wegen der Logenwand nicht sehen konnte. Nur einige Augenblicke hatte sie der Verschleierten ihre Aufmerksamkeit geschenkt und wandte ihre Augen nun der Bühne zu. Kurze Zeit darauf jedoch blickte sie wieder nach jener Loge hin und sah für einen Moment den Lockenkopf eines Mannes sich zu der Verschleierten vorneigen und dann wieder verschwinden.

Wie ein Eisstrom fuhr es der Gräfin durch die Glieder, ihr Blick blieb stierend auf der Verschleierten haften und ihre Rechte griff krampfhaft nach dem Dolch, den sie in ihrem Busen trug; der Lockenkopf, den sie gesehen hatte, war der ihres Geliebten, war Harry's Kopf gewesen. Doch es war nicht möglich, sie mußte sich geirrt haben, denn Harry lag ja fieberkrank in seinem Hotel. Unbeweglich hingen ihre Augen an der Verschleierten, statt der Kälte, die sie durchrieselt hatte, strömte es immer glühender durch ihre Adern, es war ihr, als wolle ihr die Brust zerspringen, als wollten die Pulse an ihren Schläfen zerreißen.

Ha, da war der Kopf wieder, es war Harry selbst, der jetzt der Verschleierten in das Ohr flüsterte!

Wie vom Blitz getroffen, zuckte die Gräfin zusammen, ihr Athem stockte und sie erfaßte den Stuhl, auf dem sie saß, um nicht von ihm herabzusinken. Nach einigen Augenblicken aber ermannte sie sich, ihre Augen sprühten Flammen und ihre Hand hielt den Griff ihres Dolches umklammert. Regungslos saß sie da und stierte nach der Nebenbuhlerin hinüber, und nur wenn der Kopf des Treulosen sichtbar wurde, ergriff ein Zittern ihre Glieder.

Da erhob sich die Verschleierte, die Logenthür öffnete sich für sie und schloß sich hinter ihr.

Wie die Tigerin, der man ihr Junges geraubt, schoß die Gräfin aus ihrer Loge und durch den Corridor nach der Treppe, die in die Straße führte, und langte dort unmittelbar hinter Harry und der an seinem Arme hängenden Verschleierten an. Zitternd blieb die Condesa stehen, um sie vor sich in die Straße hinaus gelangen zu lassen, dann folgte sie ihnen lautlosen, flüchtigen Fußes.

Harry und seine Schöne gingen sehr eilig und hatten die nächste Straßenecke erreicht, als die Condesa fliegenden Schrittes sich ihnen nahte und Harry nach dem Rauschen ihres Seidengewandes sich umsah.

„Treuloser Verräther!" schrie die Gräfin mit entsetzlicher Stimme und stürzte mit gehobenem Dolche auf ihn ein, doch Harry wehrte sie mit seiner Linken zurück und die scharfe Klinge in der Hand der Frau vergrub sich in seinem Arme.

Seine Rechte aber hatte im selben Augenblick die Hand der Condesa ergriffen, ihr den Dolch entwunden und stieß sie von sich, daß sie zurück gegen die Mauer wankte. Dann beflügelte er mit seiner Begleiterin seine Schritte und war bald aus dem Gesichtskreis der zurückbleibenden Gräfin verschwunden.

Ein Arzt war mit dem Verbinden von Harry's Arm beschäftigt, als Holcroft zu ihm in das Zimmer trat und überrascht erkannte, was sich zugetragen hatte.

„Das wird schlecht heilen, es war eine dreischneidige Klinge, die Ihnen die Wunde beibrachte“, bemerkte der Sklavenhändler und sah dem Doctor bei seiner Arbeit zu; sobald derselbe aber den Verband angelegt und das Zimmer verlassen hatte, nahm er wieder das Wort und sagte:

„Das war ernstlich gemeint, Williams. Haben Sie eine Ahnung davon, wer Ihnen diesen Gruß gesandt hat?“

Harry erzählte ihm nun den ganzen Hergang und sprach seine Vermuthung aus, daß die Gräfin im Theater gewesen sei und daß sie ihn dort mit der schönen Mestize gesehen habe, worauf der Sklavenhändler sagte:

„Dann ist es hohe Zeit, daß wir unsere Federn von hier fortblasen, denn das Weib wird jede ihr zu Gebote stehende Gewalt aufbieten, um Sie aus der Welt zu schaffen. Ob wir hier oder in Veracruz auf ein Schiff warten, ist einerlei, lassen Sie uns morgen früh abreisen.“

Harry stimmte gern seinem Vorschlag bei und am folgenden Morgen schon saßen die beiden Abenteurer in der Postkutsche, welche sie am zweiten Abend nach Veracruz brachte.

Der Zufall war ihnen günstig und schon wenige Tage nach ihrer Ankunft befanden sie sich an Bord eines

herrlichen Fahrzeugs, welches den Hafen verließ und sie nach Neuorleans führte.

So viel Anziehendes diese Weltstadt auch immer für Harry gehabt hatte, so erdrückten die glänzenden Aussichten, welche ihm in Texas lachten, doch augenblicklich jedes Interesse für andere Freuden, er schied von seinem Freunde Holcroft und schiffte sich nach Galveston ein. Hier angelangt, bezog er den ersten Gasthof und fuhr am andern Morgen nach der Farm hinaus, auf welcher seine Mutter mit seinem jüngern Bruder und seiner Schwester lebte. Der Jubel derselben, den Liebling ihres Herzens wiederzusehen, war groß, noch größer aber die Freude über das Glück, womit ihn der Himmel gesegnet hatte.

Auch für Harry waren die Berichte, die er von den Seinigen über ihr Ergehen erhielt, sehr befriedigend. Die Farm seiner Mutter warf infolge der Vergrößerung der Stadt Galveston einen bedeutenden Ertrag ab und sein älterer Bruder Ashmore war gleichfalls nach Texas eingewandert und hatte sich am Brazosflusse eine vortreffliche Farm eingerichtet.

Angenehmer aber als alle diese freudigen Familiennachrichten berührten Harry die sich immer günstiger gestaltenden Verhältnisse des Staates und namentlich der bedeutend erhöhte Werth des Grundeigenthums.

Die Ursache hiervon lag in der täglich sich mehrenden Einwanderung aus den Vereinigten Staaten, von woher man nicht selten Züge von dreißig bis vierzig Wagen mit Ansiedlern erscheinen sah.

In höchster Begeisterung für seine nächste Zukunft verließ Harry nach wenigen Tagen die Seinigen und begab sich auf das Festland und zwar zuerst zu seinem Bruder Ashmore auf dessen Farm am Brazosflusse.

Dieser empfing den halbverschollenen Harry mit großer Wärme und Herzlichkeit und war außer sich vor Freude, als derselbe ihm mittheilte, welchen Reichthum er sich erworben habe. Namentlich machte es Ashmore sehr glücklich, daß sein Bruder einen so bedeutenden Strich Landes ganz in seiner Nähe an den reizenden, gesunden Ufern des schönen San-Bernardflusses besaß und daß er selbst sich auf demselben niederlassen und eine Baumwollenplantage dort anlegen wolle. Ashmore rieth ihm nun, sofort die fünf Leguas vermessen und in die Karten des Staates auf seinen Namen eintragen zu lassen, damit ihm keine Streitigkeiten mit Einwanderern erwachsen möchten, welche sich etwa darauf ansiedeln könnten.

Es war dies auch die Absicht Harry's gewesen, und er begab sich zuerst nach Nacogdoches und dann nach San-Augustine, in welchen beiden Districten er die ge-

kauften und in den Besitztiteln nur unbestimmt angegebenen drei Leguas Land genau vermessen und bezeichnen und sich darüber die nöthigen Documente von der Landesverwaltung ausstellen ließ. Dann kehrte er zu seinem Bruder Ashmore zurück, suchte sich an dem San-Bernardflusse das schönste, noch von Privatbesitz freie Stück Land aus und ließ auf demselben nun die letzten zwei Leguas Land für sich vermessen.

In Nacogdoches sowie in San-Augustine hatte er bekannt gemacht, daß er erbötig sei, kleinere Stücke Landes an Einwanderer zu verkaufen, und in beiden Districten Leute damit beauftragt, Kauflustigen seine Besitzungen zu zeigen.

Diese lagen sehr nahe an der Grenze der Vereinigten Staaten und in der bewohntesten Gegend von Texas, sodaß bald mehrere namhafte Landverkäufe davon abgeschlossen wurden und Harry bedeutende Summen Geldes dafür in seine Hände bekam.

Er hatte eine große Zahl Arbeiter gedungen, die auf seinem Lande am San-Bernardflusse eine Plantage für ihn herrichteten und die Felder für dieses Jahr mit Mais bepflanzten, weil ganz neues Land sich für Baumwolle nicht eignet. Zugleich kaufte er Kühe, Schweine, Maulthiere und Pferde und ließ sich schließlich auf dem hohen Ufer des Flusses ein nettes hölzernes Wohngebäude aufführen.

Harry Williams galt jetzt für einen der bedeutendsten Grundbesitzer in Texas und zählte bald zu den angesehensten, einflußreichsten Persönlichkeiten dieses Landes. Sein Charakter erschien rein und fleckenlos, sein feines, vornehmes Benehmen verschaffte ihm allgemeine Achtung und seine schöne, liebenswürdige Erscheinung machte ihn allenthalben lieb und angenehm. Die ersten Leute im Staate suchten seine Bekanntschaft und bei allen Berathungen für das Wohl des Landes wurde seine Stimme hoch gehalten.

Das politische Leben in Texas war seit dem Siege Santa-Anna's über Bustamente ein viel regeres geworden und mit den unbegrenztesten Hoffnungen sah man zu dem Sieger hin. Texas war unter Bustamente's Regierung stiefmütterlich und tyrannisch behandelt worden, seine schönsten Ländereien waren an reiche Spanier gegeben, alle Abgaben an die Regierung in Mexico eigenmächtig um das Doppelte erhöht, die Truppenmacht in allen Hauptplätzen des Landes war bedeutend vermehrt, um die Unzufriedenen mit Gewalt in Unterwürfigkeit zu halten, und seine Grenzen gegen die wilden, raub- und mordlustigen Indianer waren gänzlich unbeschützt. Alle Klagen, alle Beschwerden, die dieserhalb nach Mexico gerichtet wurden, blieben unbeantwortet und unberücksichtigt. Die Nachricht von dem Sturze Bustamente's

wurde darum in Texas mit dem lautesten Jubel begrüßt und die Vivas und Hurrahs für Santa-Anna schallten von einem Ende des Landes zum andern.

Texas und Coahuila bildeten, seit Mexico das spanische Joch abgeworfen hatte, zusammen einen Staat dieses Reichs, doch war Texas die Erlaubniß zugesichert, sich von Coahuila zu trennen und einen Staat für sich zu bilden, sobald die Zahl seiner Bevölkerung es dazu ermächtigte. Diese Zeit war jetzt gekommen, und es waren namentlich die eingewanderten Amerikaner, die auf diese Scheidung drangen, weil die noch immer sehr unbedeutende Bevölkerung Coahuilas ausschließlich aus Mexicanern bestand und Texas fast sämmtliche Abgaben für sie mit an die Regierung aufzutreiben hatte.

In dem Frühjahr 1833, als Harry Williams nach Texas zurückkehrte, ward für einen neuen Präsidenten von Mexico gewählt, und die Wahl in Texas fiel einstimmig auf Santa-Anna. Auch in allen andern Staaten des Reichs hatte er die Stimmenmehrheit für sich und im März bestieg er den Präsidentenstuhl.

Der Abgeordnete von Texas für den Landtag in Mexico war Oberst Austin, einer der angesehensten Männer des Landes, und ihm wurde die Petition um Lostrennung von Coahuila, welche in San-Felipe bei einer Volksversammlung ausgefertigt worden war, mit-

gegeben. Santa-Anna, der neue Präsident, empfing Austin mit der größten Auszeichnung und machte ihm alle Hoffnung für die Genehmigung des Gesuchs. Wochen verstrichen aber ohne eine Entscheidung der Regierung, und als Austin auf eine solche drang, wich man ihm mit einer Antwort aus, behandelte ihn mit Geringschätzung, und er überzeugte sich bald, daß für Texas keine Hoffnung vorhanden sei, zu seinem Ziele zu gelangen. Austin, entrüstet über die Doppelzüngigkeit Santa-Anna's, reiste von der Hauptstadt ab, wurde aber auf seinem Wege nach Veracruz gefangen genommen, nach Mexico zurückgebracht und dort in ein greuliches Gefängniß geworfen, wo er wie ein Mörder behandelt wurde.

Dies Verfahren gegen den Abgeordneten des Staates setzte alle Gemüther, namentlich die der amerikanischen Bevölkerung desselben, in Flammen und allenthalben wurden Stimmen laut, daß Texas sich von Mexico trennen und sich selbstständig zur Republik erheben müsse.

Santa-Anna verstärkte aber alle Militärposten in Texas, entfernte alle Amerikaner vom Staatsdienste und sandte Mexicaner an deren Stelle, die, von dem Militär unterstützt, die Zügel der Gewalt nun noch straffer anzogen.

Harry Williams gehörte als ein thätiges Mitglied

zu der unzufriedenen Partei und zu den eifrigsten Fürsprechern der Losreißung von Mexico. Es war aber nicht Liebe für Land oder Volk, welche ihn dabei beseelte, es war sein persönliches Interesse, welches ihn leitete. Erhob sich Texas zu einer selbstständigen Republik, so geschah dies durch die Kraft seiner amerikanischen Bevölkerung, und dann unterlag es keinem Zweifel, daß Sklaverei in seine Staatseinrichtungen aufgenommen werden würde. Und was konnte wohl den Werth des Grundbesitzes schneller und höher heben als Arbeitskraft, was konnte Harry's liegende Güter rascher in ungeheure Summen baaren Geldes umwandeln als die Einführung der Sklaverei! Ohne selbst aber öffentlich seine Meinung auszusprechen und sich dadurch mit den mexicanischen Behörden zu entzweien, schürte er nur im Stillen unter den Amerikanern eifrig das Feuer, welches die Einkerkerung Austin's in deren Gemüthern entzündet hatte.

Ende des zweiten Bandes.

